

Allerhand Tugendbolde

aus der Aufklärungsgilde.

Gegen den Willen ihrer Verehrer ins rechte Licht gestellt

von

Sebastian Brunner.

So wie man aufhebt einen Stein,
Wird das Gewürm vor'm Sonnenschein
Darunter sich nicht wohl befinden
Und ängstlich durcheinander winden.

Ihr nennt Euch Kämpfer für das Licht,
Doch wer Euch kennt, der glaubt Euch nicht,
Ihr seid ja lichtscheu über die Maßen
Und wollt Euch selbst — nicht beleuchten lassen.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1888.
Münster i. W. — Osnabrück.

Einleitung.

Ueber Weltweise, Dichter, Professoren, Schriftsteller und sonstige Radtreiber bei der complicirten Aufklärungsmaschine hat sich in Deutschland statt einer streng historischen und kritischen eine leichtfertig romanhafte Literaturgeschichte eingebürgert, welche sich zur Aufgabe gestellt, diesen Herren allerhand Tugenden nachzusagen, die selbe nie besessen, und allerhand Fehler und Gebrechen derselben todtzuschweigen, mit denen selbe reichlich begnadigt gewesen sind.

Es ist keine dankbare Aufgabe, diesem Uebelstande d. h. dieser absichtlichen Verlogenheit und Vertuschungsmanier mit einer historischen Kritik beizukommen, denn nicht nur die aktiven Lügner, sondern auch die passiven Angelogenen halten da zusammen; die ersteren wollen ihr Opium anbringen und die letzteren in ihren Träumen nicht gestört werden.

Enthüllungen sind immer für jene ein Aergerniß, welche es fürchten bloßgestellt zu werden. Weil man dem verhaßten Janssen, der alte Schäden der Reformationsgeschichte aufgedeckt hat, historisch nicht beikommen kann, versucht man es, seine Schriften durch Komödienpfiffe unschädlich zu machen. So hat ein Herr Trümpelmann seinen Luther und seinen Tetzel, mit Gehäcksel aus der verlogenen Reformationsgeschichte ausgestopft, in Berlin über die Bühne poltern lassen, und der Luther-Darsteller wettert da im tragischen tiefen Komödienbaß das eingebürgerte: „Hier stehe ich, Gott helfe mir, ich kann nicht anders“ herunter.

Nun hat aber Theodor Brieger in der gediegenen und angesehensten Zeitschrift für protestantische Kirchengeschichte[1]) diesen

---

[1]) Berliner Germania 1888. Nr. 132. Abendblatt.

Ausspruch als eine Fabel nachgewiesen. Herr Pastor Trümpelmann mochte sich denken: Wozu wären denn Fabeln da, wenn man sich derselben nicht bedienen dürfte? und so bringt er diese Lüge auf die Bühne; er könnte nun auch dazu sagen: „Hier lüge ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir." Weil ihm aber unser Herrgott nicht helfen kann, so wollen wir ihm helfen.

Wir werden im Verlaufe dieser Schrift oft genug Gelegenheit finden, die Aussprüche wahrheitliebender Protestanten anzuführen und der edlen Ehrenhaftigkeit dieser Männer unsere vollste Anerkennung entgegenzubringen, welche, weil es ihnen wirklich und aufrichtig um historische Wahrheit zu thun ist, auch unsere Enthüllungen nicht mißliebig aufnehmen werden.

Das Gros jener Aufklärungsautoren, deren Streben sich zumeist nur durch ihre Feindseligkeit gegen die geoffenbarte Religion bemerkbar macht, sieht es sehr ungern, wenn dem Lesepublikum Einblicke in die mitunter sehr finstern Welttheile ihres Lebens aufgeschlossen werden.

Hier nur ein eklatantes Beispiel für viele vorräthige. — Schopenhauer hat einem seiner Apostel ängstlich erklärt, es sei besser, wenn seine Biographie ungeschrieben bleibe, er wolle sein Leben nicht der rohen Neugierde des Publikums preisgegeben wissen. Ohne Zweifel hat der Weltweise diesen Wunsch aus der Fülle seines besorgten Herzens ausgesprochen.[1]) Auch Goethe hat in einer gleichartigen Bedrängniß eingestanden, daß es ihn graut, wenn er in seinen Busen schaut.

Nun existirt glücklicher Weise kein Gebot, diesen Wünschen nachzukommen, denn wer Theorieen für die Denk- und Handlungsweise der Menschen aufstellt, der muß sich auch eine Untersuchung gefallen lassen, ob er nicht seine Theorie auf der praktischen Basis seines Lebens construirt hat oder welche Praktiken aus seiner Theorie an ihm selber bemerkbar geworden sind.

---

[1]) Der Herausgeber dieses hat eine Schrift bereit: „Pfiffologie und Kniffologie des Weltweisen Schopenhauer", in welcher die offenbarsten und lächerlichsten Widersprüche seiner Behauptungen in sich und die merkwürdige Harmonie seines Lebens mit seinem atheistischen System in der Manier der vorliegenden Tugendbolde nachgewiesen werden.

Wer öffentlich in einem größeren Lebenskreise gewirkt hat, kann im Leben und nach dem Tode dem öffentlichen Gerichte nicht entgehen.

In vorliegender Schrift kann es sich selbstverständlich nur um Beispiele d. h. um Vertreter verschiedener Stände aus jener Menschenklasse handeln, welche ihr Leben dem Geschäfte der Aufklärung nach ihrer Art gewidmet haben. Es werden demnach Dichter, Philosophen, sogenannte Theologen, Mediziner, Aristokraten und mit Aesthetik behaftete Damen vorgeführt, wir werden aber auch von der liberalen Partei noch immer gerühmte, katholisch ordinirte Geistliche betrachten, die zu einer andern sogenannten „Confession" übergetreten sind, um sich ungenirt mit vollem Hang und Drang ihrem Aufklärungstrieb überlassen zu können. In dieser Absicht werden wir Thatsachen über das Wirken des bis in die neueste Zeit hinein schöngefärbten Eulogius Schneider (Ex-Franziskaner), des Aurelius Feßler (Ex-Kapuziner) und des Reinhold (Ex-Barnabit) vorlegen. Das Leben der beiden ersten hatte einen wechselvollen Verlauf. Schneider überragte alle Illuminaten als eine wüthige Hyäne voll Blutdurst und Grausamkeit. Feßler hat sich mit standhafter Beihülfe seiner Logenbrüder aus verschiedenen sehr verdrießlichen Nothlagen herausgeschwindelt. Reinhold[1]) war noch der zahmste, er besorgte den Kleinverschleiß der Kant'schen Philosophie und hatte sich auch in Jena bei diesem Geschäftsbetrieb ein Renommé erworben, was aber nur so lange dauerte, bis seine beiden Nachfolger in Jena, Fichte und Schelling, mit den rauhen Händen philosophischer Grobschmiede seinen Lorbeerkranz zerzausten. Fichte wird noch bis auf den heutigen Tag als ein politischer Held und Mitbefreier Deutschlands (ach!) gefeiert, er hat sich wohl vieler sehr hochtönender Phrasen schuldig gemacht, ist sehr gott- und fürstenfeindlich gewesen, hat aber einen Patriotismus proklamirt, der sich so unverständlich und unhaltbar erwiesen hat wie sein ganzes System, das er der ganzen Welt als ein philosophischer Tamerlan aufnöthigen wollte.

---

[1]) Born nennt in einem Briefe den Reinhold (Siehe S. 33, Zeile 14 von oben) Michaeler. Dieser Name wird in Wien dem Orden der Barnabiten beigelegt, weil ihre Kirche als St. Michaelskirche allgemein bekannt ist.

Einen Repräsentanten der im 18. Jahrhundert herrschenden Wuth, Erziehungssysteme zu erfinden, haben wir in Kaufmann vorgestellt. Er gerirte sich am liebsten als Kraftmensch, als Akrobat, der bald mit wichtig scheinenden, bald mit pietistischen, bald mit biedermännischen Phrasen wie mit Hohlkugeln spielte. Er verdient Beachtung, weil er seiner Zeit das Kunststück verstand, die angesehensten Leute auch in höheren Ständen durch eine seltene Frechheit förmlich einzuschüchtern. Das Finale seiner Gliederverrenkungen und Purzelbäume, seines prophetischen Versprechens, die Welt durch eine für Thaten erzogene Jugend umzugestalten, war immer die Sammelbüchse, mit welcher er herumrasselte, und die er seinen Bewunderern mit mehr Frechheit als Grazie unter die Nase zu halten wußte!

Wieland ist uns ein vollgültiges Zeugniß über den bedenklichen Geisteszustand damaliger katholischer und protestantischer Fürstlichkeiten, welche sich mit der Verwendung desselben als Philosophie-Professor und als Prinzen-Erzieher insolang unsterblich lächerlich gemacht haben, als von Wieland's Biographie gesprochen werden wird.

Dem Freimaurer und Aufklärer Sonnenfels ist in neuester Zeit in Wien durch Mithülfe unsichtbarer Hände ein Monument unter Helden gesetzt worden. Nun, wir haben aus den Resolutionsbüchern Josephs II. eine sehr kuriose Inschrift für dasselbe gefunden. Jedenfalls ist es interessant, unter großen Fürsten und Helden den Zusammenstoppler eines Lehrbuches über Polizei-, Handels- und Finanzwirthschaft zu sehen, welches durch die Entwicklung dieser Gattung Wissenschaft mit einem tragischen Fiasko verschwinden mußte.

Den gerühmten Aufklärer van Swieten, der sich in die Gunst Maria Theresias einzuschmuggeln wußte, haben wir bei Sonnenfels (Seite 165) nur im Vorbeigehen erwähnt. Hier noch ein kleiner Strich zur Charakterzeichnung dieses Gutedels. Mozart (war auch Maurer) stirbt. Van Swieten kommt als Freund in das Sterbehaus; die Gattin Mozart's liegt krank darnieder. Van Swieten untersucht die Geldlade von wegen der Kosten des Leichenbegängnisses und findet darin nur 30 Gulden. Dafür bekommt Mozart ein Leichenbegängniß der ärmsten Classe, — der edle van Swieten gibt keinen Knopf dazu her. Die kranke Frau Mozart wird ins Spital geschleppt.

Mozart in ein Communegrab mit einem Dutzend anderer armer Teufel hineingeworfen. Seine irdischen Ueberreste sind nicht mehr aufzufinden. Nicht einmal die Grube wußte man mehr später, in welcher er mit andern Skeletten jahrelang gelegen. Dieses Sittenzeugniß für den Großaufklärer stellen wir demselben historisch aus. Für diese Handlungsweise dieses edlen Aufklärers finden wir im deutschen Lexikon kein Wort!! — Aber er wird, trotzdem er gegen eine Akademie der Wissenschaften stimmte, trotzdem er mit seiner notorischen Feindschaft gegen Gelehrsamkeit die Schätze der Klosterbibliothek in infernaler Bosheit vernichten ließ, immer noch von dem blinden Troß der Aufklärer gefeiert und hochgehalten.

Warum wir Claudius und Stolberg in den Kreis unserer Betrachtung hereingezogen, ist Seite 167 angegeben worden. Eben in der unsittlichen und unehrenhaften Verschimpfung dieser beiden jedenfalls höchst ehrenhaften Männer haben sich die zeitgenössischen Aufklärer ein unzerstörbares Monument ihrer unsterblichen Gemeinheit selber errichtet.

Der Fürst Pückler-Muskau nimmt unter jenen Persönlichkeiten aus dem hohen Adel einen hervorragenden Platz ein, welche im sorglosen Hintansetzen jener Pflichten, die einem hohen privilegirten Stande Achtung verschaffen sollen, ihre hohen Standesgenossen durch ihr Leben und Treiben in einen argen Verruf gebracht haben.

Er hat in seinem wüthenden Kampf gegen das christliche Sittengesetz auch öfter die Grenzlinie überschritten, über welche hinaus der Mensch auch des Rufes der Ehrenhaftigkeit sich verlustig macht.

Am Ende haben wir auch den Repräsentanten einer in Oesterreich sich durch ein halbes Jahrhundert breit machenden Menschenklasse aus seinen Werken geschildert, einen Darsteller des schriftstellernden Phäakenthums und Epigonen der flachen und in Sorglosigkeit und Leichtsinn verliederlichten josephinischen Periode, Castelli, den die Lebemänner seiner Zeit für einen Witzkopf erklärten, weil er gerade den untergeordnetsten Theil pikanter Einfälle, die zotenhafte Posse zu cultiviren verstanden hat. Liederliche Leute unter den Autoren hat es genug gegeben, aber dieses Exemplar verdient schon eines ausgesuchten hohen Grades wegen als ein Muster hingestellt zu werden,

weil es sich in seinem achtzigsten Lebensjahre selber ein Zeugniß ausgestellt hat, wie weit es ein Mensch bringen kann, der sich sein Leben lang im erstickenden Qualm frivoler Gesellschaftskreise herumgetummelt hat.

Es liegt nun in den meisten Fällen offenbar am Tage, daß die Feindseligkeit gegen die Kirche und gegen das positive Christenthum als eine Folge der geübten praktischen Feindseligkeit gegen das christliche Sitten- und Ehrengesetz bezeichnet werden kann; eben auf diesen Umstand soll in vorliegender Schrift hingewiesen werden.

Wenn wir uns nun auf's neue den Haß, Hohn und Spott jener Menschenklasse an den Hals gezogen haben, die wir hier in den von dieser Klasse gerühmten Exemplaren schildern, so ist uns vollkommen Recht geschehen; wir haben darauf nur den Trost, daß es Leute gibt, deren Freundschaft keine Ehre und deren Feindschaft keine Schande ist.

Wien, den 8. Juli 1888.

Der Verfasser.

Allerhand Tugendbolde aus der Aufklärungsgilde.

1. Adolf Franz Friedrich Ludwig Freiherr von Knigge.

Dieser Mann wird immer noch genannt, sein „Umgang mit Menschen“ immer neu aufgelegt und um den Spottpreis von einigen Pfennigen verkauft. Knigge wurde geboren 1753 und starb 1791.

Selbst das außerordentlich liberal schwindelnde Meyer'sche Lexikon, welches doch sonst die Aufklärer sehr in Schutz nimmt, sagt über die Schriften Knigge's: „selbe seien schablonenmäßige, flüchtige Machwerke, trotz der überall darin prunkenden Stichworte: Humanität, Menschenfreundlichkeit und Aufopferung, ohne jeden festen sittlichen Kern und dabei unüberwindlich langweilig.“

Hören wir vorerst eine treffende Schilderung dieses Humanitättriefenden Gefäßes von Wolfgang Menzel:[1])

„Er war aus dem Hannoveranischen Reiche entsprossen, ein großer Agitator für Aufklärung, Humanität und Bürgertugend. Schon sein Vater war ein adeliger Proletarier à la Ulrich von Hutten.“

„Er verleitete den Landgrafen von Cassel zur Errichtung einer großen Meerschaumkopffabrik und zum Bau von Cichorien in großem Maßstabe, machte sich durch jugendlichen Uebermuth Feinde und wurde entlassen. Nun warf er sich auf die Freimaurerei, wurde am Hofe des hessischen Erbprinzen Wilhelm in Hanau aufgenommen, wo er zugleich ein Theater gründete, mußte sich aber auch von hier wieder wegen Unvorsichtigkeiten (!) entfernen. Es ist charakteristisch, wie dieser Höfling, Projektmacher und Schauspielarrangeur auf die erhabene Idee eines Menschheits-Priesterthums fallen konnte. Durch die Maurerei sollte die

---

[1]) Deutsche Dichtung III. S. 150.

Menschheit socialistisch umgeschaffen werden in eine aufgeklärte, nur friedliche Brüdergemeinde unter der Leitung von Oberen mit priesterlicher Weihe."

„In seinem „Umgang mit Menschen" (1788) theilte er die Erfahrungen seines Lebens mit. Sonst schrieb er noch eine Reihe von Romanen, in denen die allerreinste Moral angestrebt wird, obwohl gemeine Scenen darin vorkommen. Sogar bis zum Predigtschreiben ließ sich dieses moralische Gefäß verleiten. 1792 gab er: Des abyssinischen Ministers Wurmbrand politisches Glaubensbekenntniß heraus, in welchem er die Berechtigung der französischen Revolution zu beweisen suchte." „Knigge war klein, schwächlich, unschön und auffallend durch sein überaus langes Kinn."

Wir haben auch hier die Genugthuung, die Geistlosigkeit, Arroganz und Unbedeutendheit dieses vielgenannten Illuminaten und „Freigeistes" noch von einem zweiten unbefangenen, geistvollen protestantischen Kritiker in das wahre Licht gestellt zu sehen und zwar in einer vom radical-liberalen Prutz herausgegebenen Zeitschrift.

Wir brauchen kaum mehr zu sagen, daß dieses Urtheil, von dieser Seite her, sehr merkwürdig ist und alle Anerkennung verdient. A. Bock, der Verfasser des Aufsatzes, hat die Ueberzeugung gewonnen, es sei gut, daß Knigge so ziemlich der Vergessenheit anheimgefallen ist. Es war ihm eine Last und keine Freude, Knigge's zahlreiche Schriften durchzulesen; er hält aber die darauf verwandte Zeit deshalb nicht für verloren, weil er sie andern zu ersparen gedenkt. Wenig Verstand, große Geschwätzigkeit, Ohnmacht der Phantasie sind Knigge's Gaben.

„Erst war Knigge Weltmann, leichtsinnig vornehm, unterthänig. Dann wurde er eifriger Illuminat, immer geschäftig, nichts beschickend, beständig die kahlen Begriffe der Aufklärung, der Toleranz den klügeren Jesuiten entgegensetzend, so daß ihn Schlosser schon in der Geschichte des 18. Jahrhunderts bei Gelegenheit des Ordenswesens gebührend abgefertigt hat. Endlich zeigte er sich als lebhaften Anhänger der französischen Revolution, wie sich indeß denken läßt, nur von Seite eines unklaren Gefühls." „Lauter unbedeutende, zum Theil erbärmliche Menschen gruppiren sich um ihn. Gelesen hat er nur naschend, dilettantisch. Deßhalb kommt nichts zum Vorschein, als ein Wirrwarr." „Der christliche Glaube ist bei Knigge gänzlich weggeschnitten, alles

---

[1]) Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. 3. Jahrgang 1845. Hannover, Kius. S. 184—204.

Uebrige bleibt, als wenn es auf jenem basirt wäre, und verliert dadurch alle Geltung."

Bock geht nun die ebenso zahlreichen als geistig total unbedeutenden Romane durch, welche Knigge im Interesse „der Aufklärung" zusammengestoppelt hat und kommt zuletzt auf den „Umgang mit Menschen", der rein nur auf eine Glättung der menschlichen Außenseite hinarbeitet, wodurch selbstverständlich die Konflikte der Leidenschaften, die Schliche des befangenen Egoismus, des Zorns, des Hasses, der Furcht, des Neides mit der bessern Ueberzeugung und einer wohlbegründeten Moral keineswegs beseitigt werden. — Des Lobenswerthen ist sehr wenig darin:

„Das Kapitel über Herren und Diener athmet Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit. Auch erscheint es sehr brav, daß der seine Pflicht erfüllende Lehrer besonderer Hochachtung empfohlen wird, aber es ist dennoch eine Uebertreibung, wenn es heißt, der ehrliche Dorfschulmeister sei eine wichtigere und nützlichere Person im Staate, als der Finanzminister."

So zerfasert Bock die verschiedenen über wichtigere Collisionen abhandelnden Capitel „des Umganges"; er findet fast alles fade, geistlos, ungenügend. Im „Umgang mit den Fürsten" blickt bald der ehemalige Kammerherr, bald der Verehrer der französischen Revolution hindurch.

„Es ist eine nichtsnutzige Redensart, der beste Fürst sei der, der am wenigsten von sich reden mache, sowohl im Guten als im Bösen. Ein guter Fürst soll wenigstens nicht von seiner erlauchten Person, seinen Jagden und Vergnügungsreisen, wohl aber von seinen Regierungsmaßregeln, geschehenen und projektirten, sehr viel reden lassen" ....

Bock verurtheilt also im ganzen die Romane, und auch den vielverbreiteten „Umgang mit Menschen" Knigge's und schließt:

„Von einem Einfluß, den Knigge geübt hätte, kann weiter nicht die Rede sein. Er wurde gelesen und wird auch ferner noch gelesen werden, aber eine Spur hinterläßt er schwerlich" ....

2. Kindleben. Die drei Sintenis. Der von Meyern.

Kindleben, ein Nachahmer Nicolai's. Er veröffentlichte 1779 „Leben des Schluterius, — Emanuel Hartenstein, das Leben eines verunglückten Philosophen, — Studentenlieder"; diese letzte Schrift war so arg, daß selbe verboten und confiscirt

wurde. Wegen seines mit den Aufklärungstheorieen gar zu sehr harmonischen Lebenswandels wurde er seiner Predigerstelle in Berlin entsetzt — und ist verschollen.

Das Trifolium Sintenis. Drei Brüder, von denen jeder in seinem Kreise nach Kräften für die Aufklärung sich thätig erzeigte. 1. Karl Heinrich war Schulmann, Philolog, gab lateinische Schulbücher heraus und suchte als Rector in der Schule für „Vernunftreligion" zu wirken. Er war geb. 1744, wurde 1783 aus unbekannten Gründen von der Rectorstelle in Zittau entlassen und starb als Privatier zu Zerbst 1816. 2. Jos. Christ. Sigmund, geb. 1752, war zuletzt Pastor zu Roslau und arbeitete in sentimentalen Romanen. In der Schrift: „Väterlicher Rath an meine Tochter" versuchte er in Verschmelzung der Vernunft mit der Rührung das Höchste zu leisten. Man könnte darüber sagen:

Rührung mit Vernunft verbinden,
Heißt den Stein der Weisen finden,
Und in diesem Anbetracht
Hat ihm's keiner nachgemacht,
Denn Vernunft das ist die Fackel
Und die Rührung das Orakel.

3. Christian Friedrich, geb. 1750 gest. 1820. Prof. der Theol. und Pastor zu Anhalt. Er zeichnete sich durch fabriksmäßige Produktion aus und war ein Tintenvertilger größten Consumes. 50 Romane, Predigten, Erbauungsbücher, alles für außerordentlich angestrengt denken und vernünftig sein wollende Christen, Türken und sonstige Hottentotten, welche das Bedürfniß fühlen, für ihre Sünden durch den Genuß der entsetzlichsten Langeweile Buße zu thun. Selbst ein sehr freundlicher Biograph (Reutlinger Encyklop. 1831. 10. Bd. S. 275) fühlt sich gezwungen, ihm nachzusagen:

„Eine hohe Idealität wird bei ihm vergebens gesucht, er gehörte zu den Nützlichkeitspredigern, die eine Moral, Religion und Glückseligkeit für den Hausgebrauch lehren, doch eben dieses Verweilen auf der Linie des schlichten Menschenverstandes, das dem feineren Sinn bisweilen wie Gemeinheit vorkommen will, sagt den Bedürfnissen seiner Leser trefflich zu, und der Anstrich von süßer Schwärmerei — hat wohl auch edlere Seelen gerührt."

Sein ganzes Leben und Streben ging auf die „Anregung vernünftigen Denkens“ hinaus. Nachdem nun die scharf gezogenen Consequenzen dieser Gattung vernünftigen Christenthums sich entschieden ausgegliedert haben, hat sich auch der letzte Rest dieser rührerischen Erbaulichkeit verflüchtigt; diese Literatur ist für Christen und Heiden außer Cours gekommen.

Wilhelm Friedrich von Meyern war eine Zeitlang Major in österreichischen Diensten, schrieb: Dya-Na-Sore, oder der Wanderer, angeblich (aber vorgeblich: angeblich) „aus dem Sanskrit übersetzt“, denn dieser Meyern ist offenbar sein ganzes Leben lang mit einer Sanskrit-Grammatik in keine Berührung gekommen. Die ganze Schrift ist ein zudringlicher Empfehlungsbrief der Freimaurerei. Zuerst der alte Witz: die Natur ist ein Tempel; der Freimaurer selbstverständlich der echte und wahre Priester in diesem Tempel, die Maurerei ist die wahre Kirche, von dieser werden wie bei einer Treibjagd lauter humanitäre Ziele und entsetzlich viel Tugenden verfolgt, man trifft in der Loge die freisinnigsten, edelsten, für Menschenwohl begeistertsten, am allgemeinen Wohl und Weh der Menschheit theilnehmendsten Herren und Damen, die gar nichts anderes zu thun haben, als sich im Kampfe für Tugend, Menschenwohl und andere Kleinigkeiten förmlich die Glieder zu verrenken.

Vor dem kauflustigen Leser wird hier eine Musterkarte von allen möglichen und unmöglichen Tugenden in allen Schattirungen und Farbenübergängen ausgebreitet, so daß dem Menschenfreund förmlich die Wahl weh thut, welchen von diesen selbstverständlich echten und farbhaltigen Stoffen er sich für seinen Hausgebrauch auswählen soll.

Dieser Lobschwindel im Anpreisen der Maurerei ist bereits lächerlich geworden; man kennt die Ziele, welche diese Gesellschaft anstrebt, ebenso gut als die Tugenden ihrer Angehörigen. Und nun gar in neuester Zeit, seitdem die Juden sich haufenweise in die Logen hineindrängen, wird es den Christen, die noch halboffne Augen haben, klar, daß der ganze Bund nur ausgenutzt wird, um auf Kosten des beschummelten Volkes die Herrschaft für die Zukunft zu befestigen.

3. J. G. von Zimmermann.

Einer der begabtesten Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Seine vier Bände über die Einsamkeit enthalten mitunter

hochgeniale Bemerkungen; aber seinen Haß und seine Ungerechtigkeit gegenüber den Mönchsorden, welche er pamphletartig behandelt, hat, wie es in einer Freundesschilderung unten über sein ganzes Wesen als Mensch heißt, etwas Dämonisches an sich.

Eine Schilderung von Zimmermanns Charakter finden wir von der Hand eines Verehrers desselben,[1]) Kahlert:

„Mit der Aufschrift: „J. G. v. Zimmermann an die Baronin Stein" fand sich ein ganzes Heft von Briefen des im vorigen Jahrhundert in Deutschland so berühmten Hannoveranischen Arztes, noch jetzt den Aerzten ebenso achtungswürdig durch sein Werk über die Erfahrung, als er durch seine allzu selbstgefälligen Gespräche mit Friedrich dem Großen bei ihnen den Vorwurf der Eitelkeit sich zugezogen hat. Seine Werke über die Einsamkeit und den Nationalstolz verdienen ihren Platz in der deutschen Literaturgeschichte. Als Mensch aber hat er, man möchte sagen, etwas Dämonisches. Seine Tochter behandelte er so grausam, daß sie bei der Frau Rath Goethe Schutz suchte; dennoch starb sie zeitig; sein Sohn, wie es scheint, auch in Folge härtester Behandlung, starb wahnsinnig. Er selbst, sein ganzes Leben von der krankhaftesten Empfindlichkeit gepeinigt, fiel zuletzt in tiefe Hypochondrie. Goethe hat in „Dichtung und Wahrheit" ihn lebendig geschildert und meint, er sei von einer krankhaften Manie, Menschen zu quälen, besessen gewesen, die er endlich gegen sich selbst auf's verderblichste gerichtet habe. Was nun Zimmermann's Beziehung zu Frau von Stein betrifft, so stammt sie aus dem Jahre 1773 von einem Besuche in Pyrmont her, einer Heilquelle, die damals bekanntlich die Blüthe der vornehmen Gesellschaft jährlich versammelte, und für deren Frequenz Zimmermann mit diplomatischem Talente sorgte. Er führte eine ausgebreitete Correspondenz mit geistreichen Frauen der verschiedenen benachbarten kleinen Höfe, und zwar der damaligen lächerlichen Mode gemäß schlecht genug in französischer Sprache, obwohl er doch wahrlich des deutschen Styls mehr als des französischen Herr war. Aber wer damals den Vornehmen gegenüber etwas gelten wollte (Zimmermann wurde erst später geadelt), that, als schäme er sich seiner Muttersprache."

Interessant ist hier zu ersehen, wie jene medicinische Facultäts-Diplomatie: für das Aufkommen eines Bades weitaus mehr zu wirken, als dies Bad für das Auf-

---

[1]) Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich von Stein. Nebst einigen Beilagen von Ebers und Kahlert. Leipzig, Weidmann 1846. S. 178.

kommen leidender Menschen zu wirken im Stande ist, schon im vorigen Jahrhundert in der Mode war. Zuerst wird das Wasser in allen möglichen und unmöglichen Grundstoffen „auseinander analysirt“: das ist der chemische Theil der Bade-Reklame; und dann werden alle möglichen und unmöglichen Krankheiten angeführt, welche durch das Bad gründlich geheilt werden; das ist der praktische Theil; dann die Krankheiten, die durch das Bad im Vorhinein unterdrückt werden, das ist der prophylaktische Theil; dann kommt der Schiller'sche Spruch: dem Manne kann geholfen werden!

Selbst der für alle Aufklärer hochbegeisterte Düntzer schildert den Zimmermann wie folgt:[1])

„Auf der Reise nach Weimar im September 1776 dürfte Herder Zimmermann begrüßt haben, mit dem er im folgenden Sommer, nachdem er eben von einer bedenklichen Leberkrankheit genesen war, in Pyrmont freundliche Tage verlebte. Von da ab erlosch das Verhältniß nach und nach, da es ihm an lebendigem Zündstoff fehlte. Der mit seinem Ruhme, mit seinen vornehmen, durch ganz Deutschland zerstreuten Kranken und reichen, glänzenden Geschenken selbstgefällig prunkende königliche Leibarzt konnte dem immer mehr auf sich zurückgezogenen, durch mancherlei Hindernisse und die Last unangenehmer Geschäfte gedrückten und verstimmten Herder nicht behagen, besonders als er im „Hannöverischen Magazin“ einen höchst widrigen rechthaberischen Ton anstimmte und über alle Fragen das große Wort zu führen sich berufen hielt. „Es ist schlimm, wohin der Mann verfällt,“ schreibt Herder im Sommer 1779 an Lavater. „Das meiste ist seiner unwürdig, und aus den Streitigkeiten mit Kästner, Lichtenberg u. a. kann auch nichts werden. Thue das Deine hinzu, daß er ehrlich herauskomme, und dann schweige.“ Allein Zimmermann sollte seiner ungebändigten Eitelkeit zum Opfer fallen, und den Ruhm, den er sich durch sein früheres geist- und lebensvolles Auftreten gewonnen, durch gehässiges Verfolgen jeder den Menschen adelnden und aus körperlichem und geistigem Druck erhebenden Freiheit und durch seine immer widerlicher hervortretende, sich selbst vergötternde Eitelkeit in traurigster Weise verdunkeln, so daß der am 7. October 1798 erfolgende Tod des mit sich und der Welt zerfallenen Mannes nur den Schmerz, daß ein so hochbegabter Geist so ganz an der Eitelkeit zu Grunde gehen sollte, aber kein Gefühl sehnsüchtiger Trauer zu erregen vermochte. Konnte ja auch die Schweiz, das Land männlicher Freiheit und ungebeugten Geradsinns, ihn nur als seinen entarteten Sohn beweinen.“ . . . .

---

[1]) Briefe an Herder von Lavater, Jacobi, Forster ꝛc. Herausgegeben von Düntzer und F. G. von Herder. Frankfurt, Meidinger 1858. S. 328.

Ein Beleg zu diesem Urtheile ist der Bericht Zimmermann's über seinen Ruf zum sterbenden Friedrich. Es darf nicht übersehen werden, wie dieser Aufklärungsapostel, der mit aller Verbissenheit die Schattenseiten des Mönchthums aus der Geschichte und aus den boshaftesten Gerüchten zusammengeschrieben, sich selber, von einer unerhörten Eitelkeit geblendet, in einem so bedauerlichen Lichte als erbärmlich und charakterlos gezeichnet, wie es Zimmermann selber in seinen Briefen über seinen Aufenthalt beim todtkranken Friedrich II. in Scene gesetzt hat.

Friedrich schrieb 6. Juni 1786 eigenhändig an Zimmermann und berief selben an seinen Kranken- und Sterbesessel. Am 24. Juni wurde Zimmermann zum König befohlen.[1])

Zimmermann findet gleich, daß ihn der König „mit einer entzückend angenehmen Stimme begrüßt habe".

Nun einige Lichter aus der von Zimmermann selbst niedergeschriebenen Unterredung mit Friedrich:

König: Sie sehen mich sehr krank. — Zimmermann: Den Blick Ew. Maj. finde ich seit 15 Jahren, da ich die Ehre hatte, Sie hier zu sehen, nicht verändert. In den Augen Ew. Maj. sehe ich keine Verminderung ihres Feuers und ihrer Kraft! König: O, ich habe sehr gealtert und bin sehr krank. — Zimmermann: Deutschland und Europa werden nicht gewahr, daß Ew. Maj. alt und krank sind. — Zimmermann untersuchte die bis an die Lenden geschwollenen Füße des Königs, der König sagte: Ich habe keine Wassersucht. — Zimmermann: Mit der Engbrüstigkeit verbindet sich oft starke Geschwulst in den Beinen. Wollen Ew. Maj. erlauben, daß ich Ihren Leib befühle? — König: Mein Leib ist jetzt dick, weil ich aufgebläht bin, aber da ist kein Wasser. — Zimmermann: Ausgespannt ist der Leib, aber nicht hart. Darf ich den Puls Ew. Maj. untersuchen? Der Puls ist nicht schwach. — (Zimmermann schreibt aber selber dazu, daß der Puls fieberhaft war und die Wassersucht hochgradig.)

Als der König einmal aus seinem Schlummer erwachte und Zimmermann eben sein blutgetränktes Sacktuch untersuchte, warf der König auf ihn einen entrüsteten Blick über diese Kühnheit. Darüber macht Zimmermann selber folgende kriecherische

---

[1]) Histor.-pol. Blätter von München. 98. Bd. S. 207 u. s. f. (1886).

Anmerkung: „Ein wahrer Charakterzug dieses Helden, wie diejenigen wissen werden, die ihn verstehen." Zimmermann vermuthet, es sei derselbe Blick der Entrüstung gewesen, mit welchem der König in der Schlacht von Torgau die Generale und Adjutanten angesehen, denen er etwas zu rasch und schnell gestanden: Mich traf so eben eine Kugel in die Brust! Zimmermann schildert sein Alleinsein beim König:

„Allein war ich armer Fremdling also bei dem König von Preußen, der entrüstet über mich schien! Und in der gegenwärtigen Gefahr diesen an der Spitze des 18. Jahrhunderts stehenden König und Helden, den Europa so oft gefürchtet und immer bewundert hat, unter meinen Augen vergehen, einsam in meinen Armen sterben zu sehen! Errathen wird Jeder, der jemals in der größten Gefahr und dem heftigsten Gemüthszustande war, was ich in dieser Lage empfand. Eine brennende Hitze herrschte diesen Tag hindurch, der Schweiß fiel mir herunter vom Angesichte wie ein Regen. Aber Blut hätte ich geschwitzt, wenn man könnte Blut schwitzen!"

„Bei dem schrecklich großen Manne stand ich da ganz allein in der allgemeinsten feierlichsten Stille, und weitumher herrschte Ruhe. Und darum ging mir auch mancher mich zerstreuende Gedanke und zuweilen auch ein herzerhöhender Gedanke durch den Kopf, bald heftete ich meine Augen auf Ihn, bald auf ein herrliches Bruststück des Marcus Aurelius aus weißem Marmor, das neben ihm auf dem Kamin stand, und erinnerte mich dabei an die Stelle aus Friedrichs Epistel an Keith: Vertueux Mac Aurèle, l'exemple des humains, mon héros mon modèle! Aber so oft ich dann wieder an mich und an meine schreckliche Lage dachte, sprach ich zu mir selbst: Nun ist's wohl schon allgemein bekannt, daß dieser große König mich hat rufen lassen. Zu größerer Ehre kann kein Arzt in der Welt gelangen!"

Der König lobte die Geschicklichkeit Zimmermann's: Ihr Mittel hat Geist, Sie sind ein Mann, der dahin trifft, wohin er zielt, denn ich befinde mich heute besser als ich mich noch nie seit meiner Krankheit befunden habe, Sie thun Wunder. Darauf kommt Zimmermann mit der großen Methspritze und schmeichelt dem König folgende Süßigkeit in's Gesicht: „Wunder habe ich nie gethan, werde sie nie thun und glaube auch an keine Wunder als an diejenigen, die Ew. Maj. im siebenjährigen Kriege thaten." —

Ungeachtet dieser haarsträubenden Hundewedelei wagt Zimmermann zu schreiben: Die Schmeichler hätten sich sehr listig ver-

stecken müssen, wenn sie sich Friedrich dem Großen hätten nähern wollen.

Wenn Schiller's Tell und die Rütlimänner ihrem Charakter nach dieses degenerirte Schweizerexemplar in ihre Hände bekommen hätten, so würden sich dieselben sicher das Vergnügen gemacht haben, so einen schandhaften, kriecherischen Landsmann, bei dem jeder Funke männlichen Freiheitsgefühls im Angesichte des Beherrschers von Spreesyrakus erloschen war, tüchtig durchzuwalken.

Zimmermann hatte das Glück, 17 Tage in Potsdam zu verweilen und Friedrich 33mal zu sehen. Er bekam 2000 Thaler Honorar. Als der König „mit unbeschreiblicher Würde und Freundlichkeit" seinen Hut abnahm zum Zeichen, daß der „gute Monsieur", der „liebe Herr Zimmermann" entlassen sei, schreibt hierüber Zimmermann:

„Meine Brust war wie zerrissen. Es schien mir, ich müßte auf der Stelle ersticken. Ich stieß einige Worte der zärtlichsten Rührung aus, beugte mich noch einmal, so tief ich konnte[1]), eilte mit blutendem Herzen nach dem Vorzimmer und verging fast vor Betrübniß, Wehmuth und Schmerz."

„Aber ach, wüßte doch das arme neidische Pack, wie mir jetzt ist, welche Angst, welcher Unmuth und welche Schrecken mich umgeben! O gewiß, es würde gestehen, solches Glück wünschen wir uns nicht. Meine Meditationen setzte ich, indem der König schlummerte und ich wieder ein Stück bei ihm allein war, über alles fort, was mir etwa das Herz erheben konnte. So schrecklich diese Scene auch war, so stählte mir aber doch ihre Größe den Muth. Wenn ich dies überstehe, wenn ich da glücklich hindurchkomme, wenn ich diesen größten und schrecklichen Menschen am Ende doch gewinne, dachte ich mit einer Art von Enthusiasmus, so macht mich auch gewiß nichts weiter in der Welt verlegen, so trete ich mit der größten Furchtlosigkeit vor jeden Großen der Welt, und so sehe ich kühn und ruhig allen Menschen auf Erden in's Gesicht."

Als der König Bedenken trug, einige Löffel voll Löwenzahn nach der Ordination Zimmermann's einzunehmen, sagte dieser: „Ich bediene mich des eingekochten Saftes desselben seit 30 Jahren. Aber wenn auch alles, was ich sage, Ew. Maj. nicht beredet und überzeugt, so machen es Hochdieselben mit mir

---

[1]) Wenn diese tiefe Verbeugungsscene ein anderer als der sich tief Verbeugende aufgeschrieben hätte, so müßte man diese Schilderung für eine Satyre halten; nun gibt aber Zimmermann mit eigener Hand das Zeugniß: wie tief sich ein Mensch erniedrigen kann.

wie Alexander mit seinem Arzte, von dem man ihm sagte, daß er ihm Gift werde zu trinken geben. Trinken Ew. Maj. dieses Gift in meiner Gegenwart und sehen mir dabei scharf in's Gesicht. Sie werden erfahren, daß ich dabei eben so wenig aus meiner Fassung komme als der Arzt des großen Alexander."

Derlei ekelhaft süßliche Schmeicheleien einem sterbenden König in's Gesicht zu sagen, das ginge noch an, aber sich schriftlich selber in dieser Blöße vor das Publikum zu stellen und dieses veralexandern noch der Nachwelt aufzubewahren, das gibt Zeugniß von einer Eitelkeit, die unberechnungs- und zugleich unzurechnungsfähig geworden ist.

Zimmermann schließt seinen Bericht mit einer heidnischen Apotheose:

„In den Wohnungen der Unsterblichen bist du jetzt bei deinem Mark Aurelius. Und ich, indem ich diese Blätter in die Welt fliegen lasse, streue damit zwar das geringste von allen Blümchen auf dein Grab, aber in mir bleibt doch auch unsterblich das Andenken an dich und den sanften zärtlichen Klang deiner letzten Worte: Zimmermann, souvenez-vous du bon Veillard, que vous avez vu ici." . . . .

Für den von seinen Collegen (wie Zimmermann selber sagt) beneideten Ruf nach Potsdam, für die Ehre und den Ruhm, von Friedrich an seinen Sterbesessel berufen worden zu sein, für die 2000 Thaler Honorar und für den sanften, zärtlichen Klang der letzten Worte des Königs an Zimmermann hat Zimmermann mehr als genug gethan — er hat sich lächerlich gemacht.

Mirabeau, der Gesinnungsgenosse Friedrichs, berichtet als Augen- und Ohrenzeuge, daß die Berliner hochgradig ungerührt den Tod ihres großen Königs vernommen haben:

„Alles war todtenstill, aber Niemand war traurig; Alles war beschäftigt, aber Niemand war betrübt! Nicht Ein Bedauern, nicht Einen Seufzer, nicht Ein Lob bekam man zu hören. Der Einzige, dem man Schmerz ansah, war der General Möllendorf, und das sage ich zu seinem Ruhme." . . . .

In Berlin hat somit diesen General Niemand, weder um das Lob Mirabeau's, noch um den ihm verliehenen Ruhm beneidet! — Wenn Zimmermann dem König für die bei Friedrich sehr ungewöhnliche und daher besonders werthvolle

Höflichkeit und für das noble Honorar sich dankbar gezeigt hat, so wäre gegen diesen Akt nichts einzuwenden, er wäre ganz in der Ordnung gewesen, aber die Veröffentlichung seiner nach Möglichkeit tiefsten Erniedrigung und seiner anempfundenen thränenreichen Rührung hätte er sich ersparen können.

4. Weckherlin, Schmid, Paalzow, Feßler.

W. L. Weckherlin schrieb seit 1777 eine Menge politisch-satyrische Aufklärungsschriften. „Er war ein frivoler Freigeist, Mädchenjäger, Trinker und rücksichtsloser Spötter, daher überall gemieden und zurückgestoßen."

„Eine der frechsten Aufklärungsschriften aus Nicolai's (des Intimus von Lessing und Mendelssohn) Schule war Steinsberg's „42jähriger Affe von 1784". Ein Gemälde schaudervoller Corruption und Unvernunft, in welchem vorzugsweise aller Haß auf die alte Kirche, ihre Klöster, Beichte, abgeladen wird. Alles, was mit der Kirche zusammenhängt, ist hier schwarz, und nur die Freigeisterei gilt als Tugend." Er wurde von Wien, Regensburg und Augsburg ausgejagt, war 4 Jahre lang bei Nördlingen in Hochhaus verhaftet, zog 1792 nach Ansbach, wurde dort des Einverständnisses mit den Franzosen beschuldigt, wieder verfolgt und starb 1792.

Jacob Friedrich Schmid behandelte das Leben der sel. Jungfrau Maria 1765 in einem schmählichen Roman. Venturini verfaßte 1800 eine natürliche Geschichte des großen Propheten, in der das Evangelium in einen gemeinen Roman umgestaltet erscheint.

Paalzow schrieb in der Anschauung der Freimaurerei: Eine Geschichte des Aberglaubens. An die Stelle des Christenthums sollte eine Religion der sich selbst anbetenden Menschheit mit den Ceremonien der Freimaurerei treten.

Ignaz Aurelius Feßler war Kapuziner zu Wien und Mödling bei Wien. Er erzählt in einem Rückblick auf seine 70jährige Wanderschaft mit viel poetischem Aufputz seine Abenteuer. Er wurde unter Kaiser Joseph Professor der Theologie in Lemberg, mußte aber auch hier wegen „Unvorsichtigkeiten" entfliehen, wurde in Preußen Protestant und Freimaurer und starb als Präsident des Consistoriums zu

Saratow in Rußland. Er machte wie die andern Maurergenossen in seinen sämmtlichen Romanen „in Vernunftreligion“. In seinen Rückblicken sucht er sich als ein Ideal darzustellen, er war ein ganz gewöhnlicher Schwindler.

Ein Urtheil Fichte's über diesen Feßler zeigt zugleich, wie diese Herren Freimaurer einer dem andern gegenüber das größte Mißtrauen beobachteten, und einer den andern zu übertölpeln suchten. Ueber den Aufenthalt Feßler's in Berlin 1800 schreibt Fichte an seine Frau (Jul. Schmidt II. 185):

„Feßler, der an der Spitze der Freimaurerei steht, beim König und Minister Schulenburg sehr gut angeschrieben, schmeichelt mir, weil er mich zu gebrauchen denkt; aber er hat ein anmaßendes Wesen, das ich von Zeit zu Zeit niederhalten muß. Ich thue, als ob ich mich zu seinem Werkzeug wolle brauchen lassen, bis ich ihn völlig werde ausgeholt haben; großentheils habe ich das schon jetzt, und alles wird damit endigen, daß ich meine Pläne befördert und ihn gebraucht habe. Wir sind schon eine Zeitlang vertraut gewesen und haben die verborgensten Verabredungen getroffen, während wir öffentlich thaten, als ob wir uns nicht recht leiden könnten.“

Berühmte Männer, die durch ihre liberale Weltanschauung in gerader Linie auf Tugendverbreitung und Menschenwohl hinsteuern, müssen auch immer mit der ihnen gebührenden Schonung behandelt werden; darum erlauben wir uns hier nur zu sagen, daß diese beiden Herren große Diplomaten gewesen sind. Leute mit nicht philosophischer Bildung werden in ähnlichen Fällen und nach ähnlichen Geständnissen, die sie über sich selber machen, mit den ordinären Begriffsnamen Gauner und Schwindler bezeichnet, und bekommen dadurch auch das, was sie verdient haben, während die ersteren das verdienen, was sie nicht bekommen haben.

Dieser Feßler hat sich auch in seinen Rückblicken auf seine 70jährige Wanderschaft zum Aufputz seiner Persönlichkeit verschiedener Prahlereien und Dichtungen bedient; er ist so schlau, nicht zu sagen, warum er als Professor in Lemberg diese Stadt verlassen mußte und stellt es so dar, als ob er fortgegangen wäre, da er doch sehr auffälliger Ereignisse wegen fortgezogen worden ist.

Was Feßler in seinen „Rückblicken“ über die Behandlung von eingekerkerten Kapuzinern in Wien erzählt, ist wie alles

andere in seinen romanhaften Schilderungen mit Reserve aufzunehmen. Der Autor dieses hat in den Kloster-Akten der Wiener Archive, in denen doch ähnliche Ereignisse mit Vorliebe inquirirt und beschrieben wurden, absolut nichts darüber gefunden.

Die Conversations-Lexika sind so gütig, den Feßler bei seinem nothgedrungenen Verduften aus Lemberg mit dem Glorienschein eines Martyrers für Freiheit, Humanismus und sonstige Volksbeglückung zu decoriren. So heißt es im Reutlinger Lexikon 4. Bd. S. 87:

„Sein Lehramt verwaltete er bis 1788, denn, als er 1787 sein Trauerspiel „Sidney" auf das Theater von Lemberg gebracht hatte, verwickelten ihn seine Feinde in einen fiskalischen Prozeß, denuncirten das Stück als gottlos und aufrührerisch und nöthigten Feßler, der bei der eben ausgebrochenen Revolution in den Niederlanden keiner günstigen Entscheidung seiner Sache entgegensah, auch seine Lage als unsicher betrachtete, im folgenden Jahre sein Amt niederzulegen und nach Schlesien zu flüchten." —

Wir haben uns schon einmal erlaubt, diesen Mantel freimaurerischer Zudeckungsliebe vom Leben dieses Tugendheros wegzunehmen und den constatirten Thatbestand darzulegen.[1])

Die vom Erz-Josephiner Wittola herausgegebene Wienerische Kirchenzeitung, welche immer bestrebt war, derlei Fälle zu vertuschen und nach Möglichkeit zu mildern, fühlte sich gegenüber viel ärgeren damals allbekannten Heldenthaten Feßler's doch im Jahrgange 1788 S. 680 zu folgendem (von dieser Seite her sicher glaubwürdigen) Geständniß gezwungen:

„Er war nicht lange in Lemberg, als er hier und da in seinem Berufe nicht anständigen Leichtsinn blicken ließ. Voriges Jahr hat er, was sich wohl für einen Priester gar nicht schickt, ein sehr profanes Theaterstück verfertigt, welches auch zum Aergerniß vieler frommen Christen aufgeführt worden ist. Er hat auch darüber eine Ermahnung von seinem Vorsteher bekommen. Bald darauf ist er von Lemberg heimlich entwichen, allein nicht wegen des Theaterstücks, das auf ordentlichem Wege gestattet worden war, sondern die wahre Ursache seiner Flucht lag in Schulden, die er nicht zu zahlen wußte."

Aus diesem nothgedrungenen Geständniß gegen die eingebürgerte verlogene Entschuldigung über Feßler's Flucht

---

[1]) Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich. Von Seb. Brunner. Mainz, Kirchheim 1869. S. 463 und 464.

ergibt sich, wie die Freimaurer immer bestrebt sind, ihre Complicen als verfolgte Tugendhelden hinzustellen. Die Ursache, welche ihn zum Contrahiren von Schulden, die er nicht bezahlen konnte, getrieben, ist weislich nur als ein nicht anständiger Leichtsinn bezeichnet worden. Er blieb nun beim Freimaurer Korn, Buchhändler in Breslau. Die Maurer in Wien arbeiteten beim Kaiser auf Begnadigung und Rückkehr. Die kaiserliche Entschließung lautete: „Feßler möge zwar in die österreichischen Staaten zurückkehren, da jedoch der Ruf eines öffentlichen Lehrers ohne Ausstellung gut sein müsse, so sei es nicht thunlich, wenn er zurückkommt, ihn beim Lehramte wieder anzustellen." — Jetzt kam Feßler auf den Entschluß, im Protestantismus — wenigstens sein irdisches Heil zu versuchen.

Wir waren so unglücklich, in unsern Quellenschriften über die Aufklärer der josephinischen Periode den urkundlichen Beweis zu liefern, daß die Adepten der angeblichen Kunst, das Volk aufzuklären, zum größten Theile jener Gattung von Gaunerbanden angehörten, welche sich die nöthige Vorsicht angeeignet haben, ohne einer offiziellen Einladung Folge leisten zu müssen, an den Pforten der Zuchthäuser unbehelligt vorüber zu schleichen. Von den lebenden Verehrern und somit Complicen dieser besagten Banden darf man nach Enthüllung des historischen Thatbestandes ihrer gerühmten Vorbilder sich auf die gewöhnlichen Vorwürfe von Finsterniß, Fanatismus und Volksverdummung gefaßt machen.

5. Eulogius Schneider.

Wenn Jemand einen recht eklatanten Beweis haben will, wie moderne Schriftsteller, die sich „Literarhistoriker" rufen lassen, ihre Leser behandeln, für wie unendlich bornirt und hochgradig unwissend sie dieselben halten, dem wollen wir hier einen derartigen Beweis vorlegen. Kurz in seiner Literaturgeschichte (III. 772) berichtet über diesen Herrn unter dem Titel: Prediger:

„Eines der bedeutendsten Talente war der schon als Dichter besprochene Eulogius Schneider, dessen Predigten von der christlichen Toleranz (Stuttgart 1781) und Predigten für gebildete Menschen und denkende Christen (Breslau 1792) von tiefer Frömmigkeit und wahrer Menschenliebe durchdrungen sind und durch ihre warme Beredtsamkeit hinreißen."

Nun sind Schneider's Predigten die abgeschmacktesten Phrasendreschereien der zu seiner Zeit herrschenden rationalistischen Richtung und heuchlerischen Menschenbeglückung.

Merkwürdiger Weise macht Kurz über das in kürzester Zeit darnach zum Durchbruch gekommene Toleranzsystem des Schneider gar keine Erwähnung; der Leser braucht es eben nicht zu wissen, daß Eulogius ein sehr talentloser Reimmacher, aber dafür ein sehr talentirter Kopfabschneider gewesen ist.

Daß Kurz in seiner Begeisterung für alle Revolutionäre, besonders aber für alle Kirchenfeinde, diesen Schneider eines der bedeutendsten Talente nennt, nachdem seine Gedichte (wir bringen Proben) sich über die miserabelsten Spießbürger-Gratulationsreimereien nicht erheben, darüber wäre am Ende nichts zu sagen, daß aber Kurz die Augen vor jedem Konversations-Lexikon verschließt und den Schneider von tiefer Frömmigkeit und wahrer Menschenliebe durchdrungen sein läßt, das geht schon über den Aufklärungsblödsinn hinaus. Einen Menschen, der an der Spitze eines Revolutionsheeres um Straßburg herumzog und auf Denunziation von Verbrechern und Mördern hin Hunderte von Köpfen herabmessern ließ, der unschuldige Menschen jeden Alters, Geschlechtes und Standes dem Revolutionsmoloch auf dem Schaffot opferte, einen Menschen dieser tigerhaften Thierheit — wegen seiner christlichen Toleranz beloben, das gehört nicht mehr in das Gebiet der Unverschämtheit, sondern in das Gebiet der schuldigen Theilnahme am Verbrechen.

Wir wollen diesen mit „bedeutendem Talent“ begabten Mann mit sammt seiner „tiefen Frömmigkeit und wahren Menschenliebe“ etwas genauer betrachten. Geboren zu Wipfeld am Main 1756, bekam er als Knabe von einem Ordensgeistlichen Unterricht, wurde auf dessen Verwendung im Juliusspital zu Würzburg (katholische Stiftung des Bischofs Julius) unentgeltlich unterrichtet und genährt und studirte darnach Jura. Da benahm er sich einmal während der Ferien zu Hause so anstößig, daß man ihn aus dem Dorf davonjagte. Zu dieser Zeit verlegte er sich schon auf Poesie und besang „Wein“ und „Liebe“. Als er kein Unterkommen nach seinem Geschmacke fand, ließ er sich bei den Franziskanern in Bamberg einkleiden; er that eine Zeitlang gut, legte die Ordensgelübde

ab und wurde zum Priester geweiht. Das Klosterleben kontrastirte aber zu sehr mit seinen andern Neigungen — er verfaßte Liebesgedichte an verschiedene romantische Frauennamen und suchte eine Gelegenheit, um als Märtyrer für den freien Geist aus dem Kloster zu kommen. — In Augsburg hielt er 1785 eine Festpredigt über die hl. Katharina, perorirte aber in derselben statt über die Tugenden dieser Heiligen über die Wohlthaten der damals im Schwunge gehenden Toleranz, nach den Vorgängen von Voltaire, Rousseau, Helvetius und Bayle. Der kath. Herzog von Württemberg fahndete eben damals nach einem Hofprediger, der sich mit den Feigenblättern seiner Toleranzpredigten dem Leben und sonstigen Treiben am Hofe als eine Art paradiesisches Deckblatt benützen lassen wollte. Schneider bekam ein bedeutendes Gehalt und wurde für die Zeit dieser seiner Anstellung von den Obliegenheiten der Ordensregel dispensirt. Der Herzog wollte eben dieser Berufung einen höchst ehrenvollen Anstrich verleihen und sagte dem Schneider: „Ich erwarte von ihm, daß er mir die Wahrheit sagen werde. Fürsten hören ohnehin selten die Wahrheit, wenn sie dieselbe nicht wenigstens von der Kanzel vernehmen könnten, so würden sie doppelt unglücklich sein.“ —

Schneider war aber schon weitaus mehr enragirter Revolutionär als Hofmann, in ihm gährten alle umstürzlichen Grundsätze des Rousseau-Systems und selbe kamen auch auf der Hofkanzel zum Durchbruch: „Alle Menschen haben gleiche Freiheit, gleiche Rechte, sie haben aber durch einen freiwilligen Vertrag auf einen Theil ihrer Rechte verzichtet zu Gunsten des ersten Beamten (Bedienten, wie auch Gleim geschrieben) des Volkes. Aufklärung, Industrie, Nationalreichthum und Beförderung der Population ist die wichtigste Aufgabe des Staates. Der Regent steht als Wächter über der Kirche, er hat Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu fördern, denn er trägt die Krone nur zum Nutzen des allgemeinen Besten.“

Dem Herzog war das alles zusammen doch ein zu starker Tabak. Ein wenig wäre schon recht gewesen, die Hoheit des Fürsten über die Kirche — das läßt sich hören; aber die Hoheit des Volkes über den ersten Bedienten, das ist doch schon zu toll. Wenn man nur dieses Gesellen auf eine gute Art wieder los werden könnte!

Interessant ist die sehr verunglückte Prophezeiung, welche ein Organ der josephinischen Aufklärung (die damalige Wienerische Kirchenzeitung) am 10. Juni 1786 über diesen Eulogius ausgesprochen:

„Das ist ein rechtschaffener, edeldenkender, durchaus geschickter junger Mönch. Er spricht nicht allein englisch, wälsch, französisch, sondern ist auch ein guter Orientalist. Er besitzt neben dieser Sprachenkunde auch viele ästhetische und philosophische Kenntnisse. Dafür wird er aber auch nicht nur von den Augsburgischen Exjesuiten, sondern auch von seinen Mitbrüdern sehr verfolgt.“

In dem Vorwort zu 1787 befürchtet dasselbe aufgeklärte Organ, daß der gute Eulogius Schneider, weil er ein römisches Journal ins Deutsche übersetzte, nicht am Ende gar zu katholisch wird:

„Untröstlich wären wir, wenn einem Manne, der so schön angefangen hat, das Kreuz Christi zu schwer geworden wäre, und eine für die geistliche Jugend seines Vaterlandes so verführerische Arbeit nur unternommen hätte, um sich mit den infallibilistischen Verfolgern zu versöhnen.“

Die Geistesarmuth der josephinischen Aufklärungssippe (auch unter dem damaligen Clerus) hat sich, wie hier ein eklatanter Beweis vorliegt, die vollgültigsten Dokumente für den Besitz ihres hochgradigen Blödsinns eigenhändig ausgestellt. Dieser Aufklärer Wittola spricht seine Untröstlichkeit aus: „wenn dem Eulogius Schneider das Kreuz Christi zu schwer geworden wäre“ — und dieser selbige fromme Eulogius fährt einige Jahre später, statt das Kreuz Christi auf den Schultern zu tragen, mit der mobilen Guillotine im Lande herum, als eines der fürchterlichsten Scheusale, welches die Kirchengeschichte unter dem apostasirten Clerus aufzuweisen hat, und entpuppt sich als ein Henker und Massenmörder der abscheulichsten Sorte!! Nun, dieser Wittola hat 1787 doch nur den Beweis geliefert, daß es ihm am Organ für Verständniß und Entwicklung der pragmatischen Geschichte total gemangelt hat; wenn aber in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein Literarhistoriker den offen daliegenden Ereignissen und Thatsachen gegenüber noch die Frechheit besitzt, die Toleranz und Menschenliebe dieses Eulogius anzurühmen, da hat die bodenlose Dummheit und die bodenlose Gemeinheit einen rituellen

Bund geschlossen; und ein aufgeklärter Autor hat sich herbeigelassen, diesem Bunde öffentlich seinen Segen zu ertheilen.

Es ist noch zu bemerken, daß der Wütherich Schneider nicht deswegen, weil er Hunderte auf dem Schaffot verbluten ließ, also nicht seiner Greuelthaten wegen hingerichtet wurde, sondern die Commissäre des Convents, St. Just und Lebas, die noch ärgere Wütheriche waren als er, konnten sein aufgeblasenes, hochfahrendes Wesen nicht vertragen, ließen ihn deshalb im Decbr. 1793 verhaften und nach Paris schleppen, wo auch er am 1. April 1794 die sehr abfällige Wirksamkeit des gewichtigen Messers an seinem eigenen Halse erproben konnte. Die aufgeklärten Febronianer hatten ihn trotz des warnenden Einspruches der „Finsterlinge" zum Professor in Bonn gemacht, und dieselben konnten nun über die Conduitenliste ihres Schützlings sehr bedenklich ihre hohlen Köpfe schütteln.

Diese Geschichte ist in einer schwächeren Form 1848 in Oesterreich aufgetaucht, als das josephinische Staatsschreiberthum, ohne Einspruch der leider etwas kurzsichtigen klerikalen Macht-(oder Unmacht-)haber, einen sehr aufgeklärten Professor (Füster) auf den Lehrstuhl der Religion für die philosophische Facultät nach Wien berief. Durch diesen Herrn ist Oesterreich mit einer späteren folgenreichen Ausgabe des Eulogius Schneider auf schmutzigem Löschpapier beglückt worden; glücklicher Weise wurde die Revolution niedergeworfen, ehe dieser Liebling der verjudeten Aula seine schönen Talente und seine segensvolle Wirksamkeit zum völligen Ausbruch bringen konnte. Er wird übrigens in der Kirchengeschichte Oesterreichs als ein trauriges Monument des Staatskirchenthums und der Toleranz des von diesem Kirchenthum niedergedrückten und von demselben eben dieser Fügsamkeit wegen auch bevorzugten Clerus bleiben.

Der Freund Schneider's, Dereser, Professor an der Aufklärungs-Universität zu Bonn, empfahl den Schneider dem Curator der Universität und dem noch sehr jungen Churfürsten Erzherzog Maximilian, der sich auch ein Stück Aufklärungsruhmes in seinem Churfürstenthum, wie sein Bruder Joseph II. in Oesterreich, erobern wollte, und so wurde Schneider 1789 auf Betreiben der Illuminaten — Professor in Bonn. Hier hielt er Vorträge über Philosophie, Dichtkunst, Redekunst, lateinische

und griechische Philologie, schimpfte über Mönche und Nonnen, las Liebesgedichte, und zur vollkommenen Besiegelung seiner Freisinnigkeit sogar Liebesbriefe vor, die er an Damen seiner Bekanntschaft angefertigt. Selbstverständlich strömte die gerade für diese freisinnige Richtung außerordentlich begeisterte Jugend in seinen Hörsaal; er hatte die Kunst verstanden, seine Collegen, die andern Professoren, als alte langweilige Pedanten in den Schatten zu stellen. Auch einen katechetischen Unterricht gab er heraus; darin machte er Propaganda für die „reine Lehre Jesu", Christus den Herrn machte er zu einem Verkündiger der reinen Moral, die Ascese verwarf er und stellte den Sieg des „reinen Evangeliums" in Aussicht. — Aller dieser Reinigungsversuche bedurfte Schneider, um sein eigenes sehr unsauberes Leben wenigstens scheinbar zu reinigen.

Den Churfürsten erschreckte diese etwas gar zu weitgehende und schon sehr unbequem werdende Freisinnigkeit. Er ließ Schneider holen, machte ihm Vorstellungen und man erzählt, der Churfürst habe in der Aufregung dem Schneider gesagt: „Mit einem solchen Pfaffen werde ich doch wohl noch fertig werden," worauf ihm Schneider entgegnet haben soll: „Eure churfürstliche Durchlaucht sind eben auch nichts anderes als ein Pfaff." — Möglich, ja beim Charakter und der Frechheit Schneider's sogar wahrscheinlich ist diese Sprache anzusehen, wenn man bedenkt, Schneider hatte das Heer der Illuminaten hinter sich stehen, von dem auch schon der Churfürst umsponnen gewesen ist.

Nun beriefen den Schneider als ihren Mann — die Jacobiner nach Straßburg, wo er im Juni 1791 auftrat. Seine erste Rede im Dom sollte den Beweis liefern, daß die Grundsätze des Evangeliums mit den Grundsätzen der Jacobiner vollkommen übereinstimmten. Der Generalvikar Brendel, ebenfalls Jacobiner, wurde der Intimus Schneider's, und diese beiden Herren überboten sich an Freisinnigkeit. Sie suchten die Sakramente zu vermindern. Schneider erklärte die Beichte für unbequem, ja sogar für gefährlich. — Im Jacobiner-Club beantragte Schneider die Aufhebung des Cölibats. Diese und ähnliche Anträge wurden von der Nationalversammlung kurz erledigt, indem sie erklärte, es hänge vom Belieben jedes Priesters ab, sich selbst davon zu befreien.

Von Straßburg aus ging es mit Liebe zur Freiheit und Aufklärung bei Schneider immer sehr consequent weiter. Er wurde Erzjacobiner, fuhr mit der Guillotine selber herum und Hunderte von Köpfen wurden auf sein Geheiß auf dem Blutgerüste vom Rumpfe getrennt, bis es an ihn selber kam und auch er sein Haupt auf's Schaffot legen mußte. So endete dieser gute Herr, von dem der große Kurz in seiner Literaturgeschichte rühmt, er sei von tiefer Frömmigkeit und wahrer Menschenliebe durchdrungen gewesen. —

Da wir doch den Kurz nicht für so miserabel und blutdürstig halten können, daß, als er obigen Lobpsalm niederschrieb, er auch die historischen Daten aus dem Leben Schneiders gewußt hat, so müssen wir zu seiner Ehrenrettung seine kolossale an Blödsinn grenzende Unwissenheit als ein Entlastungsmoment zur Hülfe nehmen.

Diese Unwissenheit bestätigt aber Kurz auch durch sein Urtheil über den Dichter Schneider, den er als eines der bedeutendsten Talente ausgibt.

Wir haben uns in Besitz der 1790 erschienenen Gedichte dieses Eulogius zu setzen gesucht; dieselben charakterisiren die Zeit und die Leute. Wir wollen zur Belehrung und Unterhaltung des Lesers einige markante Stellen aus diesen Gedichten (sie sind schon sehr rar geworden) anführen. Gewidmet hat er dieselben: An die durchlauchtigste Fürstin und Frau Luise Erbprinzessin von Neuwied, geb. Reichsgräfin von Wittgenstein-Berleburg. Schon die Widmung dieses lieb-ent- und durchgebrannten Franziskaners beginnt mit einer förmlichen Liebeserklärung:

„Durchlauchtigste Fürstin, ich widme die Sammlung meiner Gedichte nicht der Fürstin, sondern der Kennerin, der Menschenfreundin Luise. Noch ehe ich hoffen konnte, Ew. Durchlaucht persönlich bekannt zu werden, hatte ich schon das Glück, den Abdruck Ihrer schönen Seele in einem Gedichte zu bewundern, welches aus Ihrer ebenso sanften und kraftvollen Feder (!) oder besser aus Ihrem edlen Herzen floß. Schon damals hatten Sie, erhabenste Fürstin, meine innigste, unbegrenzte Verehrung, aber seitdem ich so glücklich war, das Ideal weiblicher Vollkommenheit von Angesicht zu Angesicht zu sehen, konnte ich dem Wunsche nicht widerstehen, Ew. Durchlaucht ein öffentliches Denkmal meiner aufrichtigsten Hochachtung und tiefsten Ehrfurcht zu stiften. Ich würde mich trösten können, wenn die Früchte meiner durch man-

cherlei Schicksale beunruhigten Muse bald nach ihrer Erscheinung sollten vergessen werden, doch gestehe ich gerne, daß ich denselben nun, nachdem ich ihnen den Namen einer so guten und so geistvollen Fürstin vorzusetzen wagte, mehr als je die Unsterblichkeit wünschte, damit es auch die späteste Nachwelt wisse, wie ich so ganz von Herzen bin Ew. Durchlaucht (Bonn, 18. Februar 1790) unterthänigster Verehrer Eulogius Schneider."

Welcher Trost und welche Freude für die „späteste Nachwelt", wenn diese die Versicherung erhält, daß Eulogius Schneider ein „so ganz von Herzen unterthänigster Verehrer Ihrer Durchlaucht" gewesen ist!!!

Freilich bringt diese Nachwelt für den Fall, daß ihr noch ein Exemplar dieser Gedichte aufbewahrt wird, auch in Erfahrung, daß Eulogius außer dieser Fürstin noch eine Menge anderer Damen seiner ganz herzlichen Verehrung versichert hat.

Schneider hat seinen Gedichten auch eine Antrittsrede in Bonn „Ueber die Hindernisse der schönen Literatur in Deutschland" beigefügt, auch das Subscribentenverzeichniß. Es ist charakteristisch und belehrend, was für Herren und Damen als Verehrer dieses Hoch-Revolutionärs ganz gutmüthig sich seinem Triumphwagen voran gespannt haben. Einige als Beispiele: Der regierende Churfürst von Köln Max (Bruder Josephs II.), Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen (Gemahl Christinens, der Schwester Josephs. II.), Cardinal Auersperg von Passau, der Erbprinz und Markgraf von Baden, Herzog von Limburg. Abt von Kempen, allerhand Domherren von Bamberg, Bruchsal, Freisingen, Speier, der unentbehrliche alte Gleim in Halberstadt, ein thätiger Mitarbeiter bei jedem Freisinn und Unsinn, — zwölf Exemplare, dann noch viele Consistorialräthe, Professoren, Studenten, Kaufleute, Gastwirthe und sonstige Laternenanzünder der Aufklärung.

Schneider fabricirte Liebeslieder der allerblödesten Gattung. So z. B.: „Auf ein gesticktes Vergißmeinnicht, das ich der Frau Hofräthin S. schenkte":

Dies Blümchen heißt, wie Schneider spricht,
Wie spricht er denn? Vergißmeinnicht.

In einer Epistel an den Professor Feder in Würzburg ist er schon nicht so harmlos:

Dem Fanatismus Hohn zu sprechen,
Der Dummheit Zepter zu zerbrechen,

Zu kämpfen für der Menschheit Recht,
Ha! das vermag kein Fürstenknecht.
Dazu gehören freie Seelen,
Die lieber Tod als Heuchelei
Und Armuth vor der Knechtschaft wählen,
Und wisse, daß von solchen Seelen
Die meine nicht die letzte sei!

S. 245 erscheint ein Gedicht: „Auf die Zerstörung der Bastille in 7 Strophen“:

Dort lieget sie im Schutte die Bastille,
Der Schrecken einer Nation.
Dort lieget sie, die fürchterliche Stille
Durchbricht nicht mehr des Jammers Ton.
Hier schickt nicht mehr die vorgezogene Dirne
Die Opfer ihrer Rache her.
An diesen Felsen sprützet kein Gehirne
Des Fremdlings und des Bürgers mehr.

Der Schluß:

Kein Federzug, kein: Das ist unser Wille
Entscheidet mehr des Bürgers Loos.
Dort liegt sie im Schutte: die Bastille,
Ein freier Mann ist der Franzos!

Was dieser entsprungene Franziskaner eigentlich unter „Freiheit“ verstand, das gibt er in seinen sonderbaren Liebesliedern kund, die, an sehr unterschiedliche Damen gerichtet, nicht nur einen Beweis für die Verkommenheit dieses Menschen, sondern auch für seine maßlose Eitelkeit abgeben. Er setzt nämlich voraus, daß er von der „Natur“ mit einem solchen Schönheitszauber versehen worden sei, daß die ganze Frauenwelt sich in ihn in Folge dieses Zaubers verlieben müsse.

S. 254: „An meine Freundin A. zu S., da ich ihr mein Porträt schickte.“ 9 Strophen. Wir bringen beispielsweise die 1., 8. und 9. Strophe:

Weil ich von dir getrennet bin,
O Freundin meines Herzens!
So nimm dafür mein Bildniß hin,
Zur Lindrung deines Schmerzens.
Dank sei's der besten Welt! was man
Nicht in natura geben kann,
Das läßt sich doch copiren.

Aus guten Gründen ließ ich nicht
Im Priesterrock mich malen,

Der riefe mir nur meine Pflicht
Zurück und meine Qualen:
Auch fiele dir beim Anblick ein,
„Er wird wie alle Pfaffen sein,
Ich mag ihm auch nicht trauen."

Doch nein! du bist zu gut dazu,
So etwas nur zu denken,
Trotz meinem Stande wolltest du
Mir deine Freundschaft schenken.
Drum will ich auch am fernen Rhein,
Wie einst am Neckar, ewig sein
Dein treuer, guter Schneider.

Dieser treue, gute Schneider muß aber einen großen Vorrath von diesem Artikel „Treue" auf dem Lager gehabt haben, denn er schenkte davon nach allen Seiten hin. So z. B.:

Auf Irene's Porträt.

Ja das ist, Irene, deiner Seele Bild,
Sähest du die Thräne, die mir jetzt entquillt!
Charitinnen schweben um die Wange dir
Und den Busen heben Wünsche auch nach mir!

Dieser Schneider, einmal im Fallen, sank immer tiefer und tiefer. Es steht jedem Leser frei, in diesem Dichter eines der bedeutendsten Talente zu finden oder im Urtheil von den vorliegenden Beweisen totaler Talentlosigkeit Gebrauch zu machen.

Ueber das Lebensende Schneider's erfuhr der Herausgeber dieses in Salzburg im Jahre 1866 von einem alten Franziskanerpriester (P. Basilius Lintner) nähere Umstände, welche bis 1869, (in welchem Jahre ich sie veröffentlichte,[1]) noch unbekannt waren. Basilius erzählte mir:

„Eulogius Schneider war in Salzburg als Franziskaner-Kleriker und hielt hier auch seine Primizfeier. Als ich zum ersten Male nach Salzburg kam (1828), lebte noch seine geistliche Braut (so wird hier zu Lande ein Mädchen im Kindesalter genannt, welches während der Primizfeier einen Blumenkranz auf einem Polster in Händen hält) als alte Frau. Als Kleriker machte er ein Gedicht auf die Ankunft des Provinzials, welches allgemein gefiel. Dann wurde er nach Augsburg versetzt, wo er sich einmal in einer weltlichen Gesellschaft so frivol benahm, daß er dem ihn begleitenden Laienbruder im Nachhausegehen unter Drohungen verbot, dem Guardian von seinem Benehmen etwas zu sagen. Der Laienbruder ließ sich durch die Drohungen nicht

[1]) Mysterien der Aufklärung in Oesterreich von 1770—1800. Von Sebastian Brunner. Mainz, Kirchheim 1869. S. 114.

einschüchtern und zeigte das offenbar gegebene Aergerniß dennoch dem Oberen an. Einige Zeit darauf hielt er in Augsburg eine scandalöse Toleranzpredigt (in seinem Sinne, nach seinen Wünschen), welche dem Kloster von Seiten des katholischen Volkes Unannehmlichkeiten bereitete. Als er später nach Straßburg reiste, besuchte er seinen Vetter und Landsmann, den Professor der Dogmatik Klüpfel, dem er die Freiheits- und Gleichheitsgedanken, die er sich zu eigen gemacht hatte, offen mittheilte. Nachdem dieser ihn eine Weile angehört, sagte er, ihm bedenklich auf die Schulter klopfend: Vetterl, Du wirst aufgehängt, Vetterl, du wirst aufgehängt! Ein französischer General kam einige Jahre nach der Guillotinirung Schneider's in den Geburtsort desselben und erzählte dem Pfarrer daselbst: er sei noch als Grenadier beim Schaffot Schneider's gestanden und dieser habe vor seinem Tode wiederholt an die Brust geklopft und den Psalm Miserere gebetet."

Wir lassen dem gesammten Chor der Aufklärer das gleiche Recht angedeihen; der zum Priester geweihte Katholik wird unter das gleiche Richtmaß gestellt, wie die in Löschpapier arbeitenden Messiasse des modernen aufgeklärten Judenthums.

6. Riedel. Born.

Friedrich Justus Riedel, Professor in Erfurt, war ein trivialer Geselle, der sich nur einen Namen machte, weil er sich an die Rockschöße der Freimaurer anhängte. Er half die Nicolai, Wieland, Mendelssohn mit zu vergöttern; die Clique der Maurer empfahl ihn für Oesterreich; er kam als kk. Rath nach Wien, entpuppte sich hier als vollendeter Atheist, was der Kaiserin zu arg war; Riedel wurde abgesetzt und der aufgeklärte Kaunitz nahm ihn nun als Vorleser zu sich. Er starb im Wahnsinn 1778 zu Wien.

Menzel sagt über Riedel:

„Eitelkeit scheint ihn zu dieser Rolle getrieben zu haben. Seine gesammelten Werke erschienen zu Wien in 5 Bänden. Alles sein sollende Satyren, aber unendlich platt und fade. Welch eine Zeit! in der ein so seichter Geist nach der Hauptstadt des katholischen Deutschland berufen werden konnte, um dort Licht zu verbreiten."

Durch diesen Riedel wurde Wieland 1769 von Biberach, wo er Kanzleidirektor war, als Professor der Philosophie nach Erfurt berufen. Riedel's und Barth's Umtriebe (Danzel, Lessing II. 232) veranlaßten in Mainz eine Criminaluntersuchung gegen Riedel, die nur durch die Verwendung

Genau's niedergeschlagen wurde. Wieland schrieb ihm in einem Briefe 28. October 1768 in's Gesicht:

„Keiner von allen unsern Philisoophen, selbst Lessing (denn ein Kritikus wie er ist Philosoph) und Moses Mendelssohn nicht ausgenommen, ist so vollkommen nach meinem Herzen wie Sie."

Riedel war für diese Anerkennung dankbar, er erklärte auch Wieland für einen großen Philosophen, und so wurde Wieland nach Erfurt berufen.

Was selbst in Oesterreich über diesen Criminalgesellen in neuester Zeit noch für Märchen zusammengelogen werden, das ersehen wir in Wurzbach's Lexikon, Band 26, S. 86, unter dem Namen Riedel, Friedrich Justus:[1])

„Meusel erzählt, daß der Erfurter Augustinermönch Jordan Simon nach Wien gekommen und dem Beichtvater der Kaiserin Maria Theresia über Riedel's Lebenswandel und Charakter haarsträubende Eröffnungen gemacht, ihn als einen lüderlichen Menschen, als einen Freigeist, der an keinen Gott glaube, geschildert habe. Der Prälat säumte nicht, diese Eröffnungen zur Kenntniß seines kaiserlichen Beichtkindes zu bringen und Riedel's Unglück war besiegelt. Er wurde ohne Umstände seines Lehramtes entsetzt, ihm zwar ein nicht unansehnliches Gnadengehalt ausgesetzt, welches jedoch nicht ausreichte, um seine durch einen ausschweifenden Lebenswandel gesteigerten Bedürfnisse zu decken. Er sank immer tiefer und alle Versuche, ihm emporzuhelfen, scheiterten." —

Meusel schob einen Mönch als Denunzianten vor, um den Riedel ein wenig zu entlasten! Wozu es im damaligen kleinen Wien eines fremden Mönchs bedurfte, um einen durch seinen Lebenswandel allgemein und notorisch bekannten verlotterten Gesellen als solchen kennen zu lernen, das ist nicht abzusehen. Der Artikelverfasser selber gesteht zu, daß Riedel einen grundliederlichen Lebenswandel führte; das mußte die Kaiserin auf hundert Wegen erfahren, dazu brauchte sie weder einen Mönch, noch einen Beichtvater. —

Wenn nun ein notorischer . . . . noch mit einem „nicht unansehnlichen Jahresgehalt" pensionirt wird, so könnte man

---

[1]) Wir wollen für diesen Artikel nicht den Herrn von Wurzbach verantwortlich machen. Aber er hätte gut gethan, die Mitarbeiter mit ihrem Namen für ihre Angaben haften zu lassen. Da wäre manches anders geworden und er außer Verantwortung gekommen.

eher sagen: sein Glück als sein Unglück war besiegelt. — Die durch geheime Gesellschaften und Verbindungen Berufenen haben häufig sich selber wie ihren Berufern keine große Ehre gemacht.

Hofrath Ignaz von Born machte sich unter den Aufklärern einen Namen durch eine lateinische Schrift: Monachologia, worin er die Mönche der verschiedenen Orden nach dem Linné'schen System als Thiergattungen classificirte. Wir bringen eine Characteristik dieses Aufklärers, die wir früher schon angefertigt:[1])

Born, geb. 1742 zu Carlsburg in Siebenbürgen, studirte zu Wien bei den Jesuiten Humaniora und Philosophie, er wurde in den Orden der Gesellschaft Jesu aufgenommen, welchen er nach sechzehn Monaten wieder verließ, verlegte sich nun auf Naturwissenschaft, besonders auf Mineralogie und Montanistik. Seinen Namen als Schriftsteller im montanistischen Gebiete, und in Folge dessen seine Beförderung zum Hofrath verdankte er (oder hätte er zu verdanken gehabt) dem Jesuiten Poda, der Professor an der Bergakademie zu Schemnitz war und als solcher eine Beschreibung der bei den dortigen Bergwerken errichteten Maschinen anfertigte. Diese Beschreibung gab Born heraus und machte sich dadurch einen Namen in seinem Fache. Später schrieb er einen Index Fossilium und andere Fachschriften, wendete sich aber auch der Aufklärungsströmung zu. Er wurde noch unter Maria Theresia 1779 k. k. Hofrath; er war schon heimlich Freimaurer. Beim Regierungsantritt Joseph's II. errichtete Born sogleich die Loge zur wahren Eintracht. Er starb 1791. Born war eigentlich der begabteste unter den Pamphletisten, er besaß Witz und Satyre wie keiner seiner Zeitgenossen, aber auch Bosheit, Verlogenheit und Entstellungssucht wie kein anderer seiner Zeit. Er setzte auf den Titel seiner Monachologia als Verfasser und Herausgeber den Churmeister und Pfarrer bei St. Stefan in Wien, Alois Fraſt, der durch seine scharfen Predigten gegen die Aufklärer und Freimaurer diesem Corps sehr unbequem wurde. Die Schrift durfte in Wien verkauft werden. In Deutschland

---

[1]) Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph's II. Von Sebastian Brunner. Wien, Braumüller 1868.

wurde sie ins Deutsche übersetzt, in London (fingirter Druckort) erschien sie im Original: Latein. Born hat zuerst aus den Klostergeistlichen das verlogenste und widerlichste Zerrbild gemacht, um dies dann mit um so mehr Berechtigung geißeln zu können. Wir wollen als Muster nur eine Schilderung des Ordens der Trinitarier anführen, das uns von der seltenen Infamie des Verfassers ein unbestreitbares Zeugniß ablegt. Wir hätten uns dieses starken Ausdruckes nicht bedient, wenn wir nicht das nachfolgende Zeugniß dafür dem Leser vorlegen könnten.

Die „Trinitarier", einer der wohlthätigsten Orden seiner Zeit, werden wegen der Loskaufung der Christensclaven auf eine Weise gelästert und verhöhnt, welche für die sittliche Verkommenheit des Autors ein vollgültiges Zeugniß ausstellt. Er sagt:

„Der Trinitariermönch hungert nach Menschenfleisch, beschäftigt sich mit Menschenhandel, beraubt die Europäer und läßt seinen Raub den Seeräubern in Asien und Afrika zukommen."

Wer das Sammeln in Europa, um arme Christensclaven mit dem gesammelten Gelde loskaufen zu können, „Berauben der Europäer", ein „Verlangen nach Menschenfleisch", ein „Zuführen des Raubes" an die afrikanischen und asiatischen Piraten nennen kann, mit dem wird sich ein ehrenhafter Mensch aber auch Jeder, den die Wuth gegen christliche, im Dienste der Nächstenliebe wirkende Institutionen noch nicht völlig um den Verstand gebracht hat, in keine weitere Erörterung einlassen.

Cardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, reichte beim Kaiser bezüglich der Verbreitung dieses Pamphlets eine würdig gehaltene Vorstellung ein und machte auf die Lügen und Verläumdungen in dieser Schrift aufmerksam. Die Vorstellung war erfolglos, das Buch wurde frei verkauft.

Ernst Reinhold, der Sohn des Philosophen, sagt über Born's Satyre:

„Mit den Waffen der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, bald im ernsten, bald im scherzenden Tone, stritten die Einträchtigen (d. h. die Mitglieder der Maurerloge Eintracht) wider ihre in diesen Kampfesweisen ihnen keineswegs gewachsenen Gegner. Als den gelungensten Angriff der zweiten Art nenne ich Born's Naturgeschichte der Mönche, welche in lateinischer und deutscher Sprache herauskam; diese bekannte, sinnreiche

und beißende Satyre, in der er die Mönche als Mittelgattung zwischen Affen und Menschen in der Manier des Linné'schen Systems beschreibt."

Warum sollte man denn nicht den alten Reinhold einen Papagei Kant's und den jungen Reinhold den Staar des alten Papageien nennen? Wenn es den jungen Reinhold freut, die Mönche als Mittelgattung zwischen Affen und Menschen gestellt zu sehen, so muß er sich auch gefallen lassen, als Abkömmling eines dem Käfig entsprungenen Affen traktirt zu werden. Aber nur keine Consequenzen! Diese verfluchten Consequenzen hassen alle diese philosophischen Schwätzer!

7. Blumauer.

Alois Blumauer (geb. 1755, † 1798). Daß dieser Mann in Wien und in Deutschland lange Zeit als Witzkopf gelten konnte, ist ein Beweis von der Geistesarmuth damaliger Autoren und Leser. Hören wir über ihn zwei Autoritäten, Goethe und Menzel, die verschiedenen Richtungen angehörten. Menzel hat in seinem Urtheil über Goethe nicht jenen verschwenderischen Consum von Weihrauch angewendet, wie die Literarhistoriker in der Zeit der Hochblüthe des unbedingten Goethecultus. In der Verurtheilung Blumauer's als eines Plattkopfes stimmen aber beide überein.

Goethe (in Tag- und Jahreshefte von 1819):

„In eine frühere Zeit jedoch mit Blumauer's Aeneis versetzt, erschrak ich ganz eigentlich, indem ich mir vergegenwärtigen wollte, wie eine so grenzenlose Nüchternheit und Plattheit doch auch einmal dem Tag willkommen und gemäß hatte sein können."

Menzel (III. 167):

„Den meisten Ruhm unter allen Aufklärern Wiens erlangte Alois Blumauer. Bei ihm verband sich der seichteste Rationalismus und Humanismus mit der alten Geneigtheit der Wiener zu den frivolen Spöttern, die sich, weil sie selber nichts Originelles schaffen konnten, am bequemsten im Travestiren dessen bewegten, was andern groß, erhaben oder frei und edel erschien. Der halbgebildete Pöbel hat Blumauer vergöttert, weil er alle seine Neigungen in ihm wiederfand. Blumauer gab zuerst 1780 ein langweiliges und geistloses Ritterspiel, Erwine von Steinheim, dann 1782 Gedichte heraus. Unter diesen nehmen die Burlesken den ersten Rang ein. Nur sie waren es, die ein Publikum, und zwar ein großes fanden, und heute noch finden. Die possenhafte und zum Theil lascive Art, wie er das Lob der Gans, des Flohes,

des Ochsen, des Esels, des Schweins und des Nachtstuhles in Knittelversen sang, erregte wieherndes Gelächter. Auch ein Lob des Tabaks oder Schmauchlied sang er. Am merkwürdigsten ist das Gedicht: Der evangelische Bauernjunge in der katholischen Kirche. Hier läßt er einen Bauernjungen erzählen, was er alles in der katholischen Kirche, in der er zum ersten Male war, gesehen hat, lauter Dummheit und krasser Unsinn. Er schließt: laßt sie Hocus Pocus treiben und die Narren Narren bleiben."

Er gerieth in eine literarische Fehde mit dem Berliner Aufklärer Nikolai, der Witze über die Wiener losließ. — Die beiden Biedermänner machten sich nun Concurrenz; sie überboten sich gegenwärtig durch Zurschautragung ihrer Unwissenheit unter dem Deckmantel der Arroganz.

Menzel:

„An die Stelle der Kirche trat bei Blumauer die Loge. Eine Menge seiner Lieder sind Freimaurerlieder. Er pries Joseph II. als den großen Gönner und Förderer der Logen im Gegensatz gegen die Kirche. Er sah im Geist schon die Kirche vernichtet und die Loge als Tempel der Humanität auf ihren Trümmern erbaut. Unter andern besang er die Aufnahme Voltaire's unter die Maurer (im Jahre 1778), wobei er denselben den liebsten Sohn der Natur nennt. Bei jeder Gelegenheit brachte er in der Loge Gesundheiten in Versen aus, so auch alljährlich in den Schwesterlogen. Man macht sich einen Begriff von der Höhe, bis zu welcher Humanität und Natürlichkeit damals in Wien getrieben wurde, wenn man liest, was Blumauer den Schwestern in einer offenen christlichen Versammlung alles sagen durfte!"

Man ersieht daraus, wie die Logen zu jener Zeit nicht berechtigt gewesen sind, den Sitzern in den Bierstuben und Schnapsbuden der niedersten Sorte wegen ihrer Gemeinheit und ihres Cynismus Vorwürfe zu machen. Die Maurer mögen nach ihren eigenen Aussagen allerhand menschheitbeglückende Geheimlehren in ihren Logen präparirt haben; — diese Geheimlehren haben sich eben, weil sich dieselben nicht an's Tageslicht wagten, dem öffentlichen Urtheile zu entziehen gewußt, was aber an's Tageslicht durch die offene Thür der Logen herausgedrungen ist, das sind Zotenlieder der gemeinsten Sorte, welche in einer halbwegs anständigen öffentlichen Gesellschaft Niemand produciren darf, ohne sich selbst von einer sehr milden Polizeibehörde dafür einige Verantwortlichkeit an den Hals zu ziehen.

Das Schönste ist, daß Blumauer in dem Verlauf des Liederbuches selber eklatant nachgewiesen hat, was die Frei-

maurer Gutes im Sinne führen und thun, und was sie für höchst vergnügungssüchtige und in die verdächtigsten Unterhaltungen verflochtene Engel der Menschheit sind.[1])

Das 2. Gedicht lautet: An die Weisheit, darin Strophen gegen die Einsiedler und Klöster:

„Andre suchten dich in heißen Wüsten,
Streiften da den Menschen von sich ab,
Harrten, wachten, fasteten und büßten
Und bereiteten dem Geist sein Grab.
Doch du wohntest nicht in einem Lande,
Wo der Geist mit Hirngespinsten ficht
Und bliebst fern von einer trägen Bande,
Die der Menschheit nichts als Körbe flicht" u. s. w.
„Wir auch (d. h. wir Maurer), Göttin, streben dir entgegen,
Wir auch folgen deiner lichten Spur;
Aber nicht auf allen diesen Wegen,
Auf dem offnen Pfade der Natur."

Am Schlusse:

„Laß, o laß der Menschheit Wohl uns gründen,
Sie verehren in dem kleinsten Glied
Und den Friedenszweig um's Haupt ihr winden,
Der in deinen Händen nie verblüht."

Durchwegs phrasenreich aufgedunsene Machwerke. Dann kommt ein Loblied auf Joseph II. 1783. — Joseph aber war in seinen zwei letzten Lebensjahren gegen die Umtriebe der Maurer so erbittert, daß er gegen dieselben ein Gesetz zu erlassen sich bemüßigt gefunden. Später kamen Maurerlogen-(Tempel)Einweihungen an den hochwürdigen Großmeister von Born. Diesem Born sind allein 7 Gedichte und Lieder voll der lächerlichsten und exorbitantesten Weisheitslobhudelei, deren Born in einem fort beschuldigt wird, gewidmet.

Drei Gedichte auf den ehrwürdigen Bruder Sonnenfels (dem wir eigenes Kapitel widmen) und seine Frau. Dann nicht weniger als 23 Gesundheits-, Trinklieder und Tafellieder an Brüder und Schwestern; ein Beweis, wie diese einzigen Wohlthäter der Menschheit immer sehr getreu zumeist an sich selber und zuwenigst an die andere bornirte Menschheit gedacht haben. Auch hat diese großmäulige Verehrung der Weisheit und

---

[1]) Freimaurergedichte. Von Blumauer. Wien, Rudolf Gräffer, 1786.

Tugend bei Blumauer sich sehr oft in den Schwesterliedern bis zu Zoten der untersten Classe verirrt; kurz, das ganze Liederbuch mit seinen aufgedunsenen Phrasen von allgemeiner Bruderliebe und glühendem Verlangen wohlzuthun entpuppt sich als eine Kette von Tafel-, Trinkgelage- und Zotengesängen, was man alles zusammen damals Weisheit, Bruderliebe, Wohlthätigkeit und Menschenbeglückung zu nennen — unverfroren genug gewesen ist.

8. Der Philosoph Reinhold.

Professor Reinhold, der sich seiner Zeit durch Popularisirung der Kant'schen Philosophie bekannt gemacht, war ein Wiener. Wir haben uns die von seinem Sohne herausgegebene Biographie dieses Mannes verschafft, aus welcher wir die Daten seines Lebens entnehmen.[1]) Reinhold wurde zu Wien 1758 geboren, sein Vater war Corporal („Subalternoffizier" wie ihn der Sohn Reinhold schmeichelhaft nennt) und „Inspektor" im Arsenal zu Wien. 1772 wurde Reinhold als Noviz in das Probehaus der Gesellschaft Jesu aufgenommen. 12. September 1773 wurde die Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. in Wien publicirt — die Novizen entlassen. Reinhold trat 1774 in die Congregation der Cleriker des Apostels St. Paulus (der Orden, 1536 in Mailand gegründet, wird von der Kirche St. Barnabas in Mailand auch der Barnabitenorden genannt).

Schon als Knabe hatte Reinhold die nachmaligen Maurerkoryphäen: Alxinger, Blumauer, Haschka und Ratschky zu Mitschülern, durch diese wurde Reinhold als Barnabit mit Born, Mastalier und Sonnenfels bekannt und in die Wiener Loge zur wahren Eintracht aufgenommen. Der Leipziger Professor Petzold, auch Maurer, der in Erbschaftsangelegenheiten nach Wien kam, überredete Reinhold, mit ihm nach Leipzig „zu flüchten" (1783). Reinhold hielt sich in Leipzig auf, lebte von Unterstützungen der Loge und literarischen

[1]) Karl Leonhard Reinhold's Leben und literarisches Wirken nebst einer Auswahl von Briefen Kant's, Fichte's, Jacobi's und anderer philosophirender Zeitgenossen an ihn. Herausgegeben von Ernst Reinhold, ordentlichem Professor der Logik und Metaphysik zu Jena. Jena, Frommann 1825.

Arbeiten, kam 1785 nach Weimar. Born schrieb ihm 1784 unter Anderm:

„Liebster Freund, daß die Loyoliten in Leipzig Ihren Aufenthalt hierher (nach Wien) berichtet haben, wird Ihnen Blumauer schon geschrieben haben."

Uebrigens gab es in Leipzig gar keine Jesuiten; daß Reinhold in Weimar war, wußte man aus dessen aufgefangenen Briefen. Daß das Intercipiren während der Josephinischen Regierung mehr als vor und nach Joseph II. im Flor war, hat Herausgeber dieses aus Quellen des Wiener Hofarchivs nachgewiesen. [1])

„Er (Blumauer) wird Ihnen auch Geld zur Reise nach Weimar übermacht haben. Wir schicken Ihnen durch den Baron Mandelsloh, einen Bruder unserer □ (heißt Loge), Michaelers Abhandlung über die phönizischen Mysterien. Gemmingen hat Sie an Wieland empfohlen. Blumauer gibt Ihnen auch ein Schreiben an Wieland mit, und so reisen Sie nun im Namen des höchsten Baumeisters nach Weimar. Fast beneide ich Sie, mein Bester, um das Glück, bei Wieland zu sein. Gewiß kann Niemand diesen Originalmann höher schätzen als ich." „Für Ihren Unterhalt in Weimar werden wir nach Kräften sorgen, und ich hoffe, es soll Ihnen an keinem Bedürfnisse mangeln. Auf meine Freundschaft, Hochachtung und Liebe können Sie so lange zählen, als ich lebe."

„Im Anfang des Mai langte Reinhold in Weimar an. Die Aufnahme, welche er bei Wieland fand, rechtfertigte nicht nur, sondern übertraf die Erwartungen seiner Freunde. Wieland ward gleich bei dem ersten Besuche seines Schutzbefohlenen in hohem Grade für ihn eingenommen, zeigte sich ihm im Glanze seiner liebenswürdigsten Laune und entließ ihn mit so herzlichen Aeußerungen seines Wohlwollens, daß Reinhold überaus beglückt und mit der heitersten Aussicht auf seinen ferneren Aufenthalt in Weimar nach seiner Wohnung zurückkehrte." [2])

Nach einigen Monaten war Reinhold schon Haus- und Tischgenosse seines väterlichen Freundes. — Wieland begnadigte den Reinhold mit seiner 16jährigen Tochter Sophie, welche Reinhold im 1. Jahre nach seiner Ankunft in Weimar heiratete.

---

[1]) Der Humor in der Diplomatie des 18. Jahrhunderts. Von Seb. Brunner, in 2 Bänden. Wien 1872.

[2]) Wieland war im Besitze von einem halben Dutzend Töchtern. Als Dichter war er besorgt, seine Manuskripte, als Familienvater seine Töchter an den Mann zu bringen. Auch dem guten Schiller wollte er einen Sprößling anhängen, als dieser nach Weimar kam. Schiller erwähnt der väterlichen Geschäftspraxis des alten Oberonsängers mit einigem Sarkasmus in einem Briefe.

Wie sehr Reinhold mit Fichte zerfallen war, bezeugt Reinhold's Sohn nach dem Tode beider (Fichte † 1814) in einigen Zeilen (S. 37) wie folgt:

„Reinhold erblickte die Erfordernisse der wissenschaftlichen Philosophie in einem so fest verschlungenen Zusammenhange mit den wichtigsten Angelegenheiten und Bedürfnissen der Menschheit zu einer Zeit, da Andere, z. B. ein Fichte, das philosophische Erkennen und das menschliche Leben durch eine ewige Kluft geschieden wähnten."

Fichte wurde eben der Nachfolger Reinhold's in Jena, und verdunkelte diesen derartig, daß nach ein paar Jahren der Name Reinhold alle Geltung verloren hatte. Das konnten die Reinhold (Vater und Sohn) dem Fichte nie vergessen.

Reinhold bekam aber die Sophie nicht gratis, er mußte beim Mercur mitarbeiten; den Oberon Wieland's erklären (auf die Art, wie man in Italien die Divina comedia erklärte) d. h. seinem Herrn Schwiegerpapa wegen seiner Verdienste „um gute Sitten" den wohlverdienten Methtiegel aufsetzen, unter dem Namen Bruder Dezius bei Maurerzeitungen mitarbeiten, und sich auf eine Professur der Philosophie (in Jena) vorbereiten, die Wieland seinem Schwiegersohne zu verschaffen wußte.

Im Jahre 1794 wurde Reinhold nach Kiel berufen. Die Studenten in Jena widmeten ihm Abschiedsgedichte und Abschiedsreden. Schiller hat 1791 über diesen Reinhold berichtet:

„Reinhold hat ein verständiges Gesicht, aber sein Aussehen ist blaß und kränklich, seine Augen, möchte ich sagen, suchen Sympathie. Er ist noch wenig in der Welt orientirt, die Verhältnisse sind ihm fremd und ungewohnt, sein Selbstgefühl ist noch nicht befestigt, er ist verlegen und ängstlich. Das Hauswesen der beiden Leute hat etwas Komisches, weil sie das Coulissenspiel noch nicht zu verdecken wissen. Sie führen eine sehr eingeschränkte Wirthschaft. Reinhold behauptet, daß nach hundert Jahren Immanuel Kant die Reputation von Jesus Christus haben müsse.[1]) Aber ich muß gestehen, daß er mit Verstand

[1]) Reinhold hat hier seine Reputation als Prophet der Maurerloge gründlich eingebüßt. Aber auch Kant selber hat diesen schwindelhaften Apostaten, obwohl derselbe ein Verbreiter seines Systems gewesen, heimgeschickt, der „als unvernünftiger Bewunderer Kant's" ihn mit Christus auf eine Linie stellte; Kant widersetzte sich dieser Abgötterei und bekannte, daß er sich vor diesem Namen tief beuge und sich gegen ihn gehalten nur für

davon sprach, und mich schon dahin gebracht hat, mit Kant's kleinen Aufsätzen in der Berliner Monatsschrift anzufangen, unter denen mich die Idee über eine allgemeine Geschichte außerordentlich befriedigt hat. Daß ich Kant noch lesen und vielleicht studiren werde, scheint mir ziemlich ausgemacht. Uebrigens folgere nicht, daß ich und Reinhold Freunde sein müssen. Wir sind sehr entgegengesetzte Wesen. Er hat einen kalten, klar sehenden, tiefen Verstand, den ich nicht habe und nicht würdigen kann, aber seine Phantasie ist arm und enge, und sein Geist begrenzter als der meinige. Die lebhafte Empfindung, die er im Umgang über alle Gegenstände des Schönen und Sittlichen ergiebig und verschwenderisch verbreitet, ist aus einem fast vertrockneten Kopf und Herzen unnatürlich herausgepreßt. Er ermüdet mit Gefühlen, die er suchen und zusammenscharren muß. Das Reich der Phantasie ist ihm eine fremde Zone, worin er sich nicht einmal zu orientiren weiß. Seine Moral ist ängstlicher als die meinige, und seine Weichheit sieht nicht selten der Schlappheit, der Feigheit ähnlich. Er wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen weder im Ideal noch in der Wirklichkeit erheben, und das ist schlimm. Ich kann keinem Menschen Freund sein, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat." (Julian Schmidt I. 219.)

Uebrigens hatte sich Reinhold bis 1791 schon als Kantianer viele Zuhörer gesammelt, darunter auch einen Baron Herbert aus Klagenfurt, der nach Königsberg zu Kant ging und von diesem sehr lieb gewonnen wurde. In dieser Zeit war der Kampf Fichte's mit Kant und mit Kant's Jüngern, wozu Reinhold gehörte, mit Heftigkeit entbrannt. 1799 war es schon so weit, daß der sanfte Kant im Intelligenzblatte der Allg. Lit. Ztg. sagte, er halte Fichte's Wissenschaftslehre für „ein gänzlich unhaltbares System". Am Ende dieses Aufsatzes sagt Kant über Fichte geradewegs, daß dieser betrügerisch, hinterlistig und auf sein Verderben sinnend sei:

„Ein italienisches Sprichwort sagt: Gott bewahre uns nur vor unsern Freunden, vor unsern Feinden wollen wir uns wohl selbst in Acht nehmen. Es gibt nämlich gutmüthige, gegen uns wohlgesinnte, aber dabei in der Wahl der Mittel, unsere Absichten zu begünstigen, sich verkehrt benehmende (tölpische) aber auch bisweilen betrügerische, auf unser Verderben sinnende und dabei doch die Sprache des Wohlwollens führende

---

einen ihn nach Vermögen auslegenden Stümper halte. (Hagenbach, Kirchengeschichte VII. 63 und Kant's Leben von Borowsky. Königsberg 1809. S. 86.)

sogenannte Freunde, vor denen und ihren ausgelegten Schlingen man nicht genug auf seiner Hut sein kann."

Das ging Fichte an, er war natürlich über diesen Vorwurf nicht erfreut und hielt es für einen großen Hochmuth des alten Kant, als dieser am Schlusse des Artikels seine eigene Philosophie als einen unverwüstlichen Bau für die Ewigkeit hinstellte in den Worten:

„Aber dessenungeachtet muß die kritische Philosophie durch ihre unaufhaltbare Tendenz zur Befriedigung der Vernunft in theoretischer sowohl als moralisch praktischer Ansicht überzeugt fühlen, daß ihr kein Wechsel der Meinungen, keine Nachbesserungen oder ein anders geformtes Lehrgebäude bevorstehe, sondern das System der Kritik, auf einer völlig gesicherten Grundlage ruhend, auf immer befestigt und auch für alle künftigen Zeitalter zu den höchsten Zwecken der Menschheit unentbehrlich sei."

Ueber diesen Stolz Kant's, der seinen philosophischen Bau für unzerstörbar und der Ewigkeit trotzend hielt, der dem Fichte von der Höhe dieses Baues eine Hohn-Fanfare in die Ohren herabschmetterte, war dieser in eine arge Verstimmung gerathen, welche er in einem eigenthümlichen Passus (Brief an Reinhold aus Berlin vom 28. Sept. 1799, Reinhold's Leben S. 210) über den alten Kant niederlegte:

„Sie (Reinhold) haben doch einen Sohn oder mehrere? Der Himmel erhalte mir den meinigen! Ich will ihm eine solche Erziehung zu geben suchen, daß ich, wenn er mündig dasteht, unter seine literarische Vormundschaft mich begeben könne, damit ich nicht meine Laufbahn unwürdig beschließe und mein Alter, wenn ich alt werden sollte, entehre."

Reinhold Sohn sagt selbst, daß mit dem letzten Passus des „Alter-Entehrens" der alte Kant mit seinen Ausfällen gegen Fichte und mit der Einbildung auf den Werth des Kant'schen Systems gemeint sei.

Die Biographie Reinhold's des Vaters von Reinhold dem Sohn ist überaus arm und nichssagend, das Leben Reinhold's verlief eben ruhig in Kiel von 1794 bis 1823 durch 30 Jahre. Interessant aber sind die beigegebenen Briefe von Kant, Fichte, Jacobi, Thorild, Bardili, Abicht, Heydenreich, Garve, Fülleborn, Nicolai, Platner, Bartoldy, Salomon

Maimon, Feder, Fernow, Lavater, Villers. — Diese Herren waren, man kann sagen: jeder für sich, aber auch alle untereinander, übereinander und durcheinander.

Wer nicht schon eine haltbare Basis unter den Füßen hat und diese Briefe aufmerksam durchliest, der müßte im besten Fall ein Eklektiker werden, d. h. aus allen diesen Philosophien das Beste (wenn sich was drin findet) herausnehmen, oder er müßte im schlimmen Falle total verwirrt werden.

Die Glorie Reinhold's, der 1794 durch Lavater und die Freunde desselben nach Kiel berufen wurde, brach sogleich nach seiner Abreise von Jena durch Fichte zusammen, der jetzt in dieser Universität den Katheder bestieg und nichts eiligeres und angelegentlicheres zu thun hatte, als den Reinhold unterzutauchen, ihn lächerlich und unmöglich zu machen.

Forberg schrieb 7. December 1794 zu Jena in sein Tagebuch (Julian Schmidt I. 401):

„Seit Reinhold uns verlassen, ist seine Philosophie bei uns wenigstens Todes verblichen. Von der Philosophie ohne Beinamen ist jede Spur aus den Köpfen der hier Studirenden verschwunden. An Fichte wird geglaubt, wie niemals an Reinhold geglaubt worden ist. Man versteht jenen freilich noch ungleich weniger als diesen, aber man glaubt desto hartnäckiger. Ich und Nichtich sind jetzt das Symbol der Philosophie von gestern, wie es ehmals Stoff und Form waren. An der Rechtmäßigkeit: Verträge einseitig aufzuheben, wird eben so wenig gezweifelt, als ehemals an der Mannigfaltigkeit des Stoffes. Es ist gewiß, daß in der Philosophie Fichte's ein ganz anderer Geist ist, als in der seines Vorgängers (Reinhold); der Geist des letzteren ist ein schwacher, furchtsamer Geist, der zwischen den Verzäunungen und Verpfählungen des inwiefern, der weitern, engeren und engsten Bedeutungen scheu umherschleicht, ein armer und erschöpfter Geist, der seine Armuth an Gedanken hinter dem weiten Mantel der Schulsprache verbirgt und dessen Philosophie Förmlichkeit ist, ohne Inhalt, Gerippe ohne Fleisch und Blut, Körper ohne Leben, Verheißung ohne Erfüllung. Aber der Geist der Fichte'schen Philosophie ist ein stolzer und muthiger Geist, dem das Gebiet der menschlichen Erkenntniß an allen Ecken und Enden zu enge ist."

Forberg arbeitet nun noch eine Zeitlang fort an einer begeisterten Apologie Fichte's, der aber später wieder durch Hegel das Loos des Untertauchens erfahren mußte.

Die Bemerkungen, welche Forberg in seinem Tagebuch über Fichte und sein Auftreten in Jena niederschrieb, können als ein

schlagender Beweis für die Thatsache dienen, daß diese hochgepriesenen Weltweisen nicht durch die Klarheit ihrer Darstellung und durch die Vortrefflichkeit ihres Systembaues die Studenten an sich fesselten, sondern geradewegs durch das Anpreisen der Revolution im Gebiete der Wissenschaft und in dem politischen Leben. Die Studenten verstanden den Fichte mit seinem philosophischen Kauderwelsch (wie Erdmann in Halle die nebelhafte, verworrene und unverständliche Sprache des modernen Weltweisen genannt hat) noch viel weniger als den Reinhold. Nur sein beständiges Krakehlmachen und Schimpfen, seine Unzufriedenheit mit allem Bestehenden in Kirche und Staat, seine ausgesprochene Passion, alles umzustürzen und die ganze Welt durch sein System neu zu construiren, verschaffte ihm den Beifall der studirenden Jugend.

Am kräftigsten wurde Reinhold durch Schelling im ersten Hefte seines kritischen Journals behandelt. Schelling machte dem Reinhold in diesem ersten Hefte die Freude, diesen Weltweisen mit folgenden Titeln zu benennen: Er sei 1. ein Dummkopf; 2. ein Individuum mit einem Abgrund von Absurdität, das nichts als Schlamm und Unrath mit sich führe; 3. ein Narr, der sein zusammengestohlenes Exercitium für eine neue Philosophie halte; 4. ein lackirter Gassenjunge; 5. ein trockener Schleicher; 6. ein Schwachkopf. — Jedenfalls ein sehr ausgiebiger Hochgesang; Reinhold konnte mit dieser Litanei zufrieden sein.

Reinhold starb als ein vergessener Mann in Kiel am 10. April 1823 plötzlich an einem Lungenblutschlage. Er hatte es zum königlich dänischen Etatsrath gebracht; ein billiges Pflaster für Professoren, die durch einige Dezennien vom Katheder herab Weisheit spendeten und sich durch das Bestreben hervorgethan haben, gute Staatsbürger zu erzielen. 60 Jahre nach seinem Tode ist Reinhold's Name total verklungen, er wird noch unter den Schülern Kant's genannt, seine Schriften werden nicht mehr gelesen. Garve in einem Briefe aus Breslau (Leben Reinhold's S. 346) hat dem Reinhold in Form eines Compliments trocken gesagt, daß er nur den Kant vorgetragen habe, ohne alle Originalität aus sich selbst:

„Es bleibt mir bis jetzt noch unerklärlich, wie ein Mann von so viel eigener Denkkraft sich so ganz in ein fremdes Gedanken-

system habe versetzen können, daß er es ohne die mindeste Aenderung oder Einschränkung annimmt. Ist es, wie sie glauben, die absolute Wahrheit der critischen Philosophie und die völlige Auflösung aller Zweifel, welche sie in den wichtigsten Materien gibt, dann muß ich meine Trägheit oder meine Unwissenheit anklagen, welche mich in den Sinn und Geist dieser Philosophie nicht tief genug haben eindringen lassen, um dieselbe Ueberzeugung und Befriedigung zu erhalten. Niemanden nehme ich aber alsdann lieber zu meinem Lehrer darin an, als Sie."

Garve war ein überaus höflicher Mann, so auch hier; er hätte es dem Reinhold auf keine manierlichere Weise beibringen können, daß er auf Kant nicht viel und auf seinen Nachbeter Reinhold noch weniger etwas zu halten gesonnen sei!

Garve hat den Reinhold, indem er ihm das selbstständige Denken abgesprochen und nur anerkannt hat, daß er sich ängstlich Seite an Seite an Kant's Schriften gehalten, ganz richtig geschildert.

Wir haben eine anonym erschienene theologische Schrift Reinhold's durchgesehen.[1]) Es läßt sich kaum etwas geistloseres, abgeschmackteres, faderes, alles wissenschaftlichen Inhalts baareres, jetzt 100 Jahre nach dem Erscheinen der Schrift auch total ungenießbareres denken, als diese Polemik gegen Lavater. Die zwei Maurer Lichtfreund und Wahrmund correspondiren miteinander. Es ist ein Duell. Einer sucht den andern durch Langweile zu tödten. Aber sie haben ein zähes Leben. Im 13. Brief (Wahrmund an Lichtfreund) lamentirt Wahrmund an Lichtfreund (S. 200):

„Was soll dann aus der Menschheit werden, wenn Aufklärung und Tugend bei dem immer kleineren, Verfinsterung und Laster bei dem immer größeren Theil unserer Nation auch nur im gleichen Verhältnisse fortschreiten! Ueberdenken Sie, wenn Sie dieses Blatt weglegen, die Folgen, welche das ungeheuere Mißverhältniß der Vertheilung des Lichts in unserer moralischen und bürgerlichen Welt hervorbringen müßte!! und lassen Sie mich nicht lange warten, wenn Sie mir was Tröstliches hierüber zu sagen haben."

So der Schluß des Büchleins und merkwürdiger Weise weiß der Lichtfreund keinen Trost. Er schreibt Wahrmund

---

[1]) Herzenserleichterung zweier Menschenfreunde in vertraulichen Briefen über Johann Caspar Lavater's Glaubensbekenntniß. Frankfurt und Leipzig 1785. Mit Petitlettern. 200 Seiten.

keinen Brief mehr. — 100 Jahre lang wartet die Welt auf den verlangten Trostbrief des Lichtfreundes; die Aufklärung schreitet immer weiter fort — und die arme Tugend kommt nicht nach, sie hat sich auf Abwegen verloren!

Die Broschüre hatte nur den Zweck, das Herz Reinhold's durch Schmähen über „Mönchsfinsterniß und Aberglauben“ zu erleichtern; für den unglücklichen Leser ist die Broschüre mindestens zum Herzbrechen.

Auf alle diese meist zeitgenössischen Urtheile über Reinhold hören wir eine Stimme neuester Zeit, welche noch 1875 einen Rettungsversuch unternommen hat. Ein Herr Richter behauptet:

„Was Reinhold auf der Lehrkanzel geleistet, bleibt unvergeßlich, die Blüthezeit der Jenenser Universität war die Zeit der Lehrthätigkeit Reinhold's, den Fichte nicht anstand „den scharfsinnigsten Denker des Zeitalters“ zu nennen.“[1]

Kolossal! Als Fichte Nachfolger Reinhold's in Jena geworden, machte er sich zur ersten Aufgabe, diesen scharfsinnigsten Denker total schartig und stumpf und ihn als einen verworrenen Schwachkopf lächerlich zu machen. Und doch wollen wir auch diesem Herrn Richter Gerechtigkeit widerfahren lassen. Fichte hat eben seine Aussprüche nach Zeit, Ort, Bedarf, Laune, Umständen und Persönlichkeiten eingerichtet. —

Das alles, d. h. diese entschiedenen vorliegenden Thatsachen hätte der Herr Richter auch anführen sollen; ein Wagniß, das freilich der Proclamation über den „scharfsinnigsten Denker“ sehr gefährlich gewesen wäre!

9. Fichte und die ihm selber etwas unangenehmen Consequenzen seiner Philosophie.

Die eigentliche Glorie Fichte's in Jena dauerte kaum ein Jahr lang. 1794 mit Jubel begrüßt, war er 1795 schon dem Gelächter anheimgefallen. Er hatte Reinhold untergetaucht, ihm wurden von den Anfangs für ihn begeisterten Studenten die Fenster eingeworfen. Julian Schmidt (I. 413):

„Wenn eine nicht kleine Zahl strebsamer Jünglinge den Vorträgen ihrer Lehrer in Jena mit Spannung lauschte, so war

---

[1]) Geistesströmungen. Von H. M. Richter. Berlin, Hofmann 1875. S. 279.

die Masse auf's gräulichste verwildert. Fichte, auf seine Popularität vertrauend, machte den Versuch, die „Orden", die Hauptsammelplätze der Zügellosigkeit, zur Auflösung zu stimmen, dafür warfen ihm diese die Fenster ein. Fichte war über diese erbärmliche Schwäche des Senats gegen diesen Unfug so verstimmt, daß er Ostern die Vorlesungen schloß und sich nach Osmanstätt zurückzog." „Mit Freund Fichte (schrieb 1795 Schiller an Goethe) ist die reichste Quelle von Absurditäten erschöpft."

Goethe bespricht dieses Fenster-Einwerfen (Cotta-Ausgabe XXXI. S. 53):

„Der Versuch, entschiedene Idealisten mit den höchst realen akademischen Verhältnissen in Verbindung zu setzen, brachte fortdauernde Verdrießlichkeit. Fichte's Absicht: Sonntags zu lehren und seine von mehreren Seiten gehinderte Thätigkeit frei zu machen, mußte den Widerstand seiner Collegen höchst unangenehm empfinden, bis sich denn gar zuletzt ein Studentenhaufen vor's Haus zu treten sich erkühnte und ihm die Fenster einwarf. Die unangenehmste Weise, von dem Dasein eines Nichtich überzeugt zu werden." —

Aus diesen Zeilen Goethe's ist zu ersehen, wie in Weimar die Einwürfe gegen Fichte's philosophische Fenster mehr mit Vergnügen als mit Entrüstung betrachtet worden sind.

„Fichte", äußerte sich Goethe später, „war einer der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen im höheren Betracht nichts auszusetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?"

Fichte hatte noch allerhand Verdrießlichkeiten, er entzweite sich mit Schiller, und Wieland war über Fichte's Ich und Nichtich sehr verdrießlich, noch mehr über die Sticheleien, welche Fichte auf seinen Vorgänger, den Schwiegersohn Wieland's, Reinhold, losließ. — Mit den Studenten in Jena besserte es sich auch nicht. Jul. Schmidt (I. 416):

„Der Studentenunfug wiederholte sich immer bösartiger. Der Senat entschloß sich endlich am 1. August zum scharfen Einschreiten. Fichte schreibt am 24. August: Ich werde zu Michaelis nach Jena zurückkehren. Durch militärische Gewalt ist die Ruhe wieder hergestellt. Wer nicht auf der Stelle eingesteckt sein will, muß wohl ruhen. Von einer Besserung der Grundsätze ist nichts merklich. Es ist auffallend, wie die Besten und Verständigsten unter den Studirenden auf einmal den Verstand verlieren, wenn die Rede auf Burschenschaft, akademische Freiheit u. s. w. kommt. Die Besten wollen freilich ihr Recht, Häuser zu stürmen, zu plündern, zu rauben, nicht gebrauchen, aber das muß

von ihrem guten Willen abhängen, sie mit Gewalt daran zu hindern, ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit."

Hochinteressant ist, wie Fichte jetzt in der Noth und Angst, daß ihm die Fenster wieder eingeworfen werden und er vielleicht sogar von den Studenten durchge ...... (wir wollen es gar nicht wagen, das Wort auszusprechen) würde, unsern Herrgott dreimal um Hülfe anruft, zum Beweise, daß die Noth beten lehrt:

„Gott mag es denen, die durch eine lange Praxis hin diese Grundsätze gelehrt haben, vergeben, ich kann es nicht. Ich bin dem Gedanken nahe, den ich sonst mit ganzer Macht bestritten, den ich in Anderen als ein tiefes Zeichen der Schlechtigkeit betrachtet — Gott verzeihe es mir —, daß mit dieser Menschenklasse schlechterdings nichts anzufangen ist, daß man ihre Erziehung Gott und ihren künftigen Schicksalen überlassen muß, und zufrieden sein, wenn es so einzurichten ist, daß andere Leute es neben ihnen nur aushalten können."

Also jetzt soll unser Herrgott für diese Herren, die ihm, dem persönlichen, sich selbst bewußten, transcendenten Gott, in ihren Systemen und auch im ethischen Leben, so oft „den Strohsack vor die Thüre" geworfen haben, jetzt soll unser Herrgott den Nachtwächter machen, daß der große Nachdenker über das Ich und Nichtich, über Gott, der nicht ist, und die Welt, von der man auch nicht recht weiß, was man aus ihr machen soll — Ruhe hat und ihm seine Fenster nicht eingeworfen werden!

Dies Fenstereinwerfen hat die Studenten Niemand gelehrt; das haben sie sich selber aus den philosophischen Grundsätzen abstrahirt: — in der Fichte'schen Philosophie ist das Fenstereinwerfen durchaus nicht verboten — in Weimar lachte man sich einen Buckel über Fichte, der gemeint hatte, mit seinem System die Welt beherrschen zu können. Goethe war nicht der Hinterste unter den Lachern und machte seine Witze über Fichte, und Fichte, der anfangs, wie Forberg berichtet, mit „stolzem und muthigem Geiste" in Jena einzog, kam bis zur Anrufung Gottes, dem er die Studenten zur Strafhandlung anzeigte, und von dem er verlangte, er (Gott) solle die Erziehung derseben übernehmen, und seine schützende Hand über die theuren Fenstergläser halten. Diese dreimalige Anrufung Gottes beim Sturme einer Katzenmusik ist eine der komischsten und verständlichsten Parthien

im Leben und der praktisch ausgegliederten Lehre dieses Krakehl-Philosophen. Fürsten absetzen und davonjagen, das paßte in sein System; aber dem großen Denker in Jena eine Katzenmusik machen mit obligatem „Fenstereinschmeißen", das brachte den Fichte zu einem Gebet um Rache über dieses Studentengesindel!

Was war aus Reinhold's Mahnungen geworden, der am 29. März 1794 nach Kiel abreiste! Seine Zuhörer, geführt durch Erich von Berger, den Sohn eines dänischen Generals (geb. 1772), einen strebsamen Jüngling, überreichten ihm ein Abschiedsgedicht. Reinhold hinterließ ihnen ein Sendschreiben, in dem er sie vor den Schlingen der Sophistik warnte, sie zur Tugend ermahnte und die „echte Philosophie als Quelle aller gesunden Moral und Religion darstellte."

Da kam aber Fichte und sagte den Studenten, daß er sie die echte Philosophie lehren wolle. Da saßen nun die Studenten wie zwischen zwei Sesseln, zwischen zwei echten Philosophien auf der Erde; die Reinhold'sche Quelle aller gesunden Moral hatte Fichte verstopft.

Fichte's Worte waren eben tiefer eingedrungen, als die „Tugendermahnung" und gesunde „Moral Reinhold's".

Fichte sagt:

„Rousseau, den Ihr noch einen Träumer nennt, indeß seine Träume unter meinen Augen in Erfüllung gehen, verfuhr viel zu schonend mit Euch, Ihr Empiriker! Unter meinen Augen hat der menschliche Geist ein Werk vollbracht, das Ihr für die unmöglichste aller Unmöglichkeiten würdet erklärt haben, wenn Ihr fähig gewesen wäret, die Idee desselben zu fassen: er hat sich selbst ausgemessen. Ihr werdet noch oft nöthig haben, Euch die Augen zu reiben, um Euch zu überzeugen, ob Ihr recht seht, wenn wieder eine neue Unmöglichkeit wirklich geworden ist. Was wollt Ihr doch mit Eurer Erfahrung? Stellt sie uns etwas Anderes dar, als Kinder, gefesselte und Alltagsmenschen?"

„Habt ihr den goldenen Flügel des Genius je rauschen gehört? Habt ihr je ein kräftiges „Ich will!" eurer Seele zugeherrscht, und das Resultat desselben trotz aller Hindernisse hingestellt? Der Mensch kann, was er soll; und wenn er sagt: ich kann nicht, so will er nicht."

In dieser Weise arbeitet Fichte in seinem Lobe über die Theorie des Contract social und über die Praxis der französischen Revolution fort. Die bisherigen Staatsver-

fassungen sind nur ein Wurf des Ungefähren oder der gewaltsamen Unterdrückung. Jul. Schmidt (I. 377):

„Es ist ein unveräußerliches Recht des Menschen, auch einseitig, wenn er will, jeden seiner Verträge aufzuheben. Unabänderlichkeit und ewige Gültigkeit irgend eines Vertrages ist der härteste Verstoß gegen das Recht der Menschheit an sich. Jeder hat das Recht, aus dem Staate zu treten, wann er will. Kann es aber Einer, so können es Mehrere. Diese stehen nun gegen einander und gegen den Staat, den sie verließen, unter dem bloßen Naturrecht. Wollen sie unter sich einen neuen Bürgervertrag auf beliebige Bedingungen schließen, so haben sie hierzu das Recht. So ist ein neuer Staat entstanden: die zur Zeit nur noch einen Theil umfassende Revolution ist vollendet. Zu jeder Revolution gehört die Lossagung vom ehemaligen Vertrag, und die Vereinigung durch einen neuen. Beides ist rechtmäßig, mithin auch jede Revolution, in der beides auf die gesetzmäßige Art, d. h. aus freiem Willen, geschieht."

Wir sehen hier Fichte als den Apologeten der Revolution. Fichte war „ein außerordentlich großer Philosoph", aber auf ihn selbst durfte man die Consequenzen seiner Philosophie nicht ziehen. Das argumentum ad hominem war ihm sehr verhaßt.

Verträge kann man brechen, aber die Fensterscheiben des Herrn Professors muß man ganz lassen. Die Revolution muß auf die gesetzmäßige Weise, d. h. aus freiem Willen geschehen. Die Studenten haben dem Fichte doch auch aus freiem Willen die Fenster eingeworfen; also ist das Einwerfen der Fenster gesetzmäßig gewesen. Warum soll man nach dem Naturrecht einem Menschen, dessen Befehle, Lehren und Theorien uns zuwider sind, unsere Verachtung durch eine nach außen sichtbare und ihm nach innen fühlbare Handlung nicht zu erkennen geben dürfen?

Fichte zählt ferner die Uebel der Monarchen, der stehenden Heere, des Adels auf:

„Das Reiben des mannigfaltigen Räderwerkes dieser künstlichen politischen Maschine von Europa erhielt die Thätigkeit des Menschengeschlechts immer in Athem. Es war ein ewiger Kampf streitender Kräfte von innen und außen."

Die Betrachtungen dieses mannigfaltigen Spieles kann nach Fichte dem denkenden Beobachter eine erweckende Gemüthsergötzung geben, aber befriedigen kann es den Weisen nicht.

Mit dem herabgekommenen Adel soll man kein Mitleid haben, das setzt Fichte des weiteren auseinander. Auf Kirche oder „Kirchen" ist Fichte besonders erbittert.

„Ich sage nicht (sagt Fichte), daß alle Stifter oder Erweiterer des kirchlichen Systems die Absicht, durch boshafte Mittel die Gewissen der Menschen zu unterjochen, sich immer deutlich gemacht haben! Nein, ängstlich gewissenhafte, schon vorher in Schrecken gesetzte Gemüther gingen, vom Instinkt geleitet, erst mit sich selbst den Weg, den sie nachher mit Anderen einschlugen, sie täuschten erst sich selbst, ehe sie Andere täuschten."

Nun gibt Fichte heilsame Ermahnungen, auf welche Art die Kirche am sichersten zerstört werden könne; am Schluß sagt er:

„Jeder kann der Kirche den Gehorsam aufkünden, sobald er will. Sobald er ihr den Glauben kündigt, ist sie für ihn vernichtet, und was nicht ist, dessen Rechte können nicht verletzt werden. Jeder, der aus der Kirche tritt, hat das Recht, sein Eigenthum, das dieselbe besitzt, zurückzufordern. So auch die Gesammtheit, der Staat."

Die Studenten machten folgende Nutzanwendung: Jeder kann seinem Professor den Gehorsam aufkündigen, sobald er will. Sobald er ihm den Glauben aufkündet, ist er (der Professor) für ihn vernichtet, und was nicht ist, dessen Rechte können nicht verletzt werden (also dessen Fenster können eingeworfen werden — denn eine Rechtsverletzung gibt es in diesem Falle nicht!). Jeder, der aus dem Collegium austritt, hat das Recht, sein Honorar zurückzufordern, denn mit dem Glauben an den Professor hört auch das Eigenthumsrecht des Honorars auf!! —

In seiner Schrift: „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten. Heliopolis im letzten Jahre der Finsterniß" schließt Fichte mit einer Deklamation gegen die Erbärmlichkeit der meisten Fürsten, wobei diejenigen ausgenommen werden, die sein Buch nicht verbieten, einer Deduction der unveräußerlichen Menschenrechte und einem Nachweis, daß ein Vertragsbruch von Seite der Fürsten auch den Vertragsbruch von Seite des Volkes rechtfertige. Die Greuel der Revolution sind bei Fichte nicht Früchte der Denkfreiheit, sondern Folgen der vorhergegangenen langen Geistessklaverei. Er redet die Fürsten an:

„Wißt ihr, wem unsere tiefe Verbeugung, unser unterwürfiger Ton gilt? Den Repräsentanten der Gesellschaft, nicht euch. Be-

kleidet einen Mann von Stroh mit eurer königlichen Kleidung, und wir werden nichts vermissen.“

In Weimar ist man bei aller poetischen Licenz über diese Theorien nicht erbaut gewesen; das ging doch schon ein bischen zu weit. Man fing an einzusehen, daß man sich mit diesem Forscher ein unliebsames Insekt in den ohnedieß schon von Motten aller Art zerfressenen Hermelinpelz der fürstlichen Autorität gesetzt habe!

Fichte hielt im oben angegebenen Sinne auch Sonntagsvorlesungen, um seine Theorie unter die Bürgerschaft zu bringen. Das Ober-Consistorium in Weimar fand sich veranlaßt, diese Vorlesungen zu verbieten, weil sie eine Störung „in den öffentlichen Landesgottesdienst brächten“. Die vorgeschrittenen Studenten beehrten nach ihrer Art den Fichte mit einer Ovation, die er mit großem Vergnügen aufnahm. — Nimmt aber ein Professor eine öffentliche Demonstration gegen die Landesgesetze mit Vergnügen auf, so soll er bedenken, daß diese Demonstration gegen die Regierung ist, und daß er sich consequenter Weise auch auf eine öffentliche Demonstration gegen sich selber gefaßt machen kann. — In Weimar wurde das Fenstereinwerfen dem Professor Fichte von Herzen gegönnt, er sollte seine Krakehltheorien an seinem eigenen Leibe, an seinem Hause, in seinen eigenen Ohren erfahren. Die Studenten spielten im kleinen Jena ein wenig Paris, und Fichte erbebte derartig in den ganzen Grundfesten seiner Philosophie, daß er in 10 Zeilen dreimal unsern Herrgott um Hilfe, um Rache und um Erziehung der Studenten anrief, wie wir es früher gezeigt haben.

Die Sittlichkeitstheorie Fichte's lautet:

„Das höchste Gebot der Sittlichkeit ist, alles, was man thut, aus Pflichtgefühl zu thun, und mit dem Bewußtsein, daß es aus Pflichtgefühl geschehe. In jedem Falle muß die reine Vernunft entscheiden. Wie überzeuge ich mich aber, daß das Gesetz für den individuellen Fall, das ich mir ausgedacht, das richtige sei? Daß mein Bewußtsein: ich handle im Pflichtgefühl, mich nicht täusche?“

Hier weiß Fichte keinen Rath; über die subjective Ueberzeugung hinaus kann man nicht gehen; die subjective Ueberzeugung rechtfertigt aber völlig.

Diese Sittlichkeitstheorie hatte in Weimar so lange Anerkennung gefunden, bis man die Folgerungen derselben auf unangenehme Weise zu empfinden begann. Für die Hof- und Dichterkreise war dieses Pflichtgefühl sehr bequem, es ist aus philosophischem Gummielastikum construirt, außerordentlich dehnbar. Der Mensch, der sich selber zu seinem Gesetzgeber macht, ist auch ein sehr gnädiger Richter; er gibt sich nach seiner subjectiven Moral für eine Menge Handlungen Erlaubniß und spricht sich von einer Menge Verschuldungen frei, die ihm das positive christliche Sittengesetz nicht erlaubt, und von deren Schuld es ihn nicht freisprechen kann. —

Ein Brief Herder's an seinen Sohn August, der sich in einer Abhandlung über Galvanismus auf Fichte berufen wollte, zeigt uns, wie die Herren Anno 1800 in Weimar über die Fichte'sche Philosophie schon sehr bedenklich zu werden anfingen. Herder mahnt seinen Sohn:[1])

„Aller Fichteanismus muß weg, zu Anfang, Mitte und am Ende. Was soll dieser einem Werkmann? Wie unziemend ist er in Deinem Munde! Er benimmt ihm alles Zutrauen zu gemachten Beobachtungen, alle Autorität und zeigt ein verschobenes Sein an. Nenne jedes Ding bei seinem Namen, jedermann verständlich, die Raumerfüllungen geheimer Kraft und Thätigkeitsprinzipe, die Ich, Selbste und Seelen der Metalle und Mineralien u. s. w. überlaß dem Teufel. Sie sind im höchsten Verstande „anorgisch", welch albernes sprachwidriges Wort, d. i. aus einem Traumreich der Phantasten, das mit der Sphäre eines natur- und sachkundigen Forschers vor Augen liegender Wahrheit sich nicht begegnen darf und muß. Thue mir also nicht die Kränkung an, daß Du als Fichteaner schreibst. Einsiedel meint, daß man Dich dem Churfürsten (von Sachsen) nur Fichteaner nennen, oder ihm einen solchen Aufsatz in die Hand spielen dürfe, so sei Dein Glück und Fortkommen hin. Ich hoffe, daß Du Dich in Deinen eingereichten Aufsätzen dieser garstigen Traum- und Nebelsprache nicht bedient haben wirst, es sollte mir herzlich leid sein. Lieber August, Du bist ja zum Glück kein Fichteaner, Du hast den Narren nicht gehört und hast Deine eigene Vernunft, Deinen eigenen Ausdruck. Rede doch Deine, nicht eines Fremden Sprache: es ist für einen beobachtenden Berg- und Werkmann ebenso absurd, als ihn herabsetzend und verächtlich."

Jetzt sind sämmtliche funkelnde Nothnägel, mit denen Fichte sein Staats- und Regierungssystem zusammennagelte, im Salz

[1]) Briefe an Herder. Von Düntzer und F. G. von Herder. Frankfurt, Meidinger 1858. S. 451.

der Erfahrung verrostet, das Gebälke allüberall aus den Fugen gegangen. Alles sollte bei ihm der Staat regeln; der Staat ist ihm eine Zwangsanstalt für den Fortschritt, wie er sich denselben gedacht hat. Nicht bloß das Recht, sondern auch die Erziehung, die Kunst und Wissenschaft, die materiellen Bestrebungen, alles soll nach einer streng eingehaltenen Methode gehandhabt werden.

Freilich geht es dann wieder nicht mit der subjectiven Moral und mit dem zur Auslegung dieser Moral sehr nachsichtigen Gewissen eines jeden zusammen. — Daran liegt aber nichts; es geht eben mit dem ganzen System, wenn es aus der dumpfen Studirstube in die freie Luft der Praxis kommt, gar nichts zusammen.

Körner, der zwar kein Philosoph war, schrieb über Fichte von seinem praktischen Standpunkte aus:

„Dieser philosophische Attila verheert alle unsere Felder und Gärten, in seinem Lande sind nichts als Wüsten, wo kein Baum wächst. Jetzt wird diese politische Ketzerei wenig schaden. Einschränkungen, wie er sie vorschlägt, können nur unter Robespierre gewagt werden."

Seit Fichte die Fenster eingeworfen worden waren, fing er an, über seine Freiheitstheorien ernstlich nachzudenken, um diese gewaltthätige Studentenbande im Namen der Freiheit mit allerhand Vorsichtsmaßregeln und Zwangsanstalten innerhalb des Fichte'schen Freiheitskreises zu erhalten.

Es ist eigentlich zur Charakteristik eines Autors überhaupt und eines Philosophen insbesondere am besten, wenn man ihn über seine eigene Werthschätzung selber sprechen läßt. Fichte war wirklich (wie ihn Körner nannte) ein philosophischer Attila; er konnte kaum andere neben sich dulden; wenn einer neben ihm auftauchen wollte, dann suchte er ihn zu Boden zu drücken. Schelling wurde ihm sehr unbequem; er gewann Zuhörer und wurde viel genannt und viel gelobt. Da schrieb nun Fichte an einen seiner ehemaligen Schüler (Jul. Schmidt II. 584):

„Es ist nicht die Aufgabe der Zeit, einzelne große, tiefeingreifende Gedanken und Ahnungen zu haben, dergleichen ich jenen Männern gar nicht abspreche (Fichte meint hier in erster Linie Schelling), sondern Freiheit bis zur besonnenen Kunst[1]), Klarheit,

[1]) Wenn diese Herren mit ihren Systemen in ein Gedränge kamen, appellirten sie bei ihren Schülern an die Freiheit, — ein Appell, durch

feste und unveränderliche wissenschaftliche Form, das ist die Aufgabe der Zeit. In dieser Beziehung erkenne ich Schelling und seine Schule recht eigentlich als das böse Prinzip. Für ihn ist die Wissenschaftslehre Kant's, Leibnitz's sogar, vergeblich da; er führt in die Finsterniß und Verworrenheit Spinoza's zurück. Dabei die allgemeine erbarmungswürdige Ohnmacht des Mannes in dialektischer Kunst; ihm ist nie wohl, als wenn er rhapsodisch phantasiren kann. Man glaube nicht, daß es aus Mangel an Vertheidigungsmitteln geschieht, daß ich zu seinem Unwesen stillschweige."

Der stolze Ausspruch: „Ich finde es unter meiner Würde, meinem Gegner eine Antwort zu geben" ist schon vollkommen durch die modernen „Schornalisten" abgenützt; wenn sich einer von diesen Herren durch unliebsame und übelduftige Thatsachen wie von einem Hügel zugedeckt fühlt, so schreit er von unten hervor: Ich finde es unter meiner Würde, zu antworten. Fichte wußte sehr gut, daß Schelling, den er „der Ohnmacht in dialektischer Kunst" in einem Privatschreiben beschuldigte, doch immer noch so viel dialektische Kunst auf dem Lager hatte, daß er dem Fichte eine tüchtige Antwort über's Gesicht nicht schuldig geblieben wäre.

Wenn Fichte die „Seinen" festzuhalten oder sie noch mehr zu sich zu bekehren beabsichtigte, so pflegte er einige Schwefelfäden aus dem reichen Vorrath seiner Terminologie anzuzünden und die Zuhörer oder Leser ein wenig zu betäuben.

So schrieb er an Jacobi:

„Nur durch das Werden zu einem Willen wird das Ich real: ohne dieses ist es gar nicht, weder frei noch nothwendig, sondern eben nichts. — Ueber dieses unser wahres Wesen kann uns keine factische Selbstbeobachtung Aufschluß geben, denn gegeben werden wir uns in diesem Zustande nie, wir können uns dazu nur machen."

Wenn der Wille durch das Werden entsteht, so ist er ein Produkt des Zufalls, aber kein Produkt der Freiheit.

---

welchen sie ihren Nebenbuhler indirect, aber doch zur Genüge, der Unfreiheit und des Knechtsinns beschuldigten; sie suchten ihre Schüler durch zeitübliche Schmeicheleien festzuhalten, wenn man aber andere durch Schmeicheleien für sich zu gewinnen sucht, so ist das, was z. B. nach außen wie ein Appell an die „Freiheit" aussieht, doch nach innen angeschaut: ein Appell der Feigheit an die Dummheit. Freilich ist dieser Appell oft sehr wirksam, — an trockenem, zündbarem Brennmaterial für diese Funken ist kein Mangel.

Wir brauchen keine „faktische Selbstbeobachtung“, die kann uns „keinen Aufschluß geben“, d. h. sie kann uns nichts nützen; wir werden uns in diesem Zustande nie gegeben, wir können uns „dazu nur machen“. Sich in diesen Zustand machen! — das ist ja alles in voller Freiheit, sogar in Syntaxfreiheit philosophirt; hier hat die deutsche Sprache ein Recht, nach § 36 auf muthwillige Beschädigung und nach § 38 auf Verstümmlung unter erschwerenden Umständen zu klagen. Auch Fichte klagte, daß er das Unglück habe, nicht verstanden zu werden. Das war aber kein Unglück, denn zum Glück hat er sich selber nicht verstanden. Ihm und seinen Anhängern ging es oft wie es dem Strumpfwirker mit der gebrochenen Maschine ging; sie wollten einen brauchbaren Strumpf zu Tage fördern, aber das aus der Denkmaschine herausgelieferte Resultat war ein unauflösbar verworrener Zwirnknäuel von total unverständlichen und logisch unzergliederbaren Phrasen. Das erinnert uns an einen Professor, einen philosophischen Phrasenzwirnspinner und Verwickler par excellence. Wenn diesen Herrn seine Schüler um einen nähern Aufschluß über seine dunklen niedergeschriebenen Vorträge fragten, so pflegte er ihnen gewöhnlich die philosophische Stiefelwichsflasche erst recht durcheinander zu rütteln; wenn die Schüler dann sagten: Aber Herr Professor, das ist uns noch unklarer, wir verstehen es noch weniger als Ihre Schriften, so pflegte er zu antworten: Ja, sehen Sie, das ist ein tiefinnerlicher Vorgang, den kann ich ihnen nicht näher erklären, wenn ihnen das Gefühl hiefür abgeht, da kann ich Ihnen nur rathen, bei den Heften zu bleiben und nach diesen zu studiren. — Auch Schopenhauer machte sich über die Verworrenheit und Unverständlichkeit Fichte's lustig. So berichtet Frauenstedt (S. 237):

„Komisch ist folgende Randbemerkung zu Fichte's 11. Vorlesung über die Thatsache des Bewußtseins, in der viel von Reflexion und Schematisiren nach Fichte's unverständlicher Weise die Rede war: In dieser Stunde hat er (Fichte) außer dem hier Aufgeschriebenen Sachen gesagt, die mir den Wunsch auspreßten, ihm eine Pistole auf die Brust setzen zu dürfen und dann zu sagen: Sterben mußt du jetzt ohne Gnade, aber um deiner armen Seele willen sage, ob du bei dem Gallimathias etwas Deutliches gedacht, oder uns blos zum Narren gehalten hast?“

„Zu Fichte's „Sichanschauen des Seins als Sichanschauen, wozu das Anschauende im Schauen sich wieder anschauen muß“,

schreibt Schopenhauer: „Um ihm (dem Fichte) das schwere Kunststück zu erleichtern, würde ich vorschlagen, es zwischen zwei Spiegel zu stellen."

Fichte hatte 1801, da man diesem Weltweisen von vielen Seiten den Vorwurf gemacht, seine Schriften seien confus und unverständlich, in Berlin zu seiner Vertheidigung einen „Sonnenklaren Bericht über das Wesen der neuesten Philosophie" herausgegeben. Am 18. Mai 1801 schrieb die renommirte Culturdame, spätere Gemahlin Schelling's (damals noch nominell Frau Wilhelm Schlegel) an diesen letztern:[1])

„Wir haben den Sonnenklaren! Ich bitte Dich, was ist es doch, das Fichte treibt, seine Lehre wie einen Wollsack vor die Füße zu schmeißen und wieder aufzufangen, und nochmals hinzuwerfen! Es gehört eine unsägliche Geduld dazu, und am Ende, zum Kuckuck, wenn sie es nicht verstehen, was liegt daran, und wer kann sie im Ernst zwingen wollen?"

Fichte's Confusion und Hochmuth forderten in Jena die Satyre heraus. Am 31. Mai 1801 schreibt Caroline wieder an Wilhelm Schlegel:

„Wir (d. h. hier Caroline und Schelling, mit welchem diese Dame schon zu jener Zeit in den intimsten Beziehungen stand, und den sie 5 Jahre später mit ihrer Hand beglückte, nachdem Goethe sich beim Herzog von Weimar für ihre Scheidung von W. Schlegel mit dem glücklichsten Erfolge verwendet) haben für den „Sonnenklaren" ein Motto aufgefunden (der bekannte Liebesschwur Hamlet's wird hier travestirt auf Fichte angewendet):

„Zweifle an der Sonne Klarheit, — Zweifle an der Sterne Licht,
Leser, nur an meiner Wahrheit — Und an deiner Dummheit nicht."

„Das Fundament des Einfalls ist von Schelling, die letzte Zeile von mir. Schelling hat es Goethe mitgetheilt, der sehr darüber ergötzt, sich den „Sonnenklaren" geben ließ, „um sich auf ein paar Stunden von F (Fichte) maltraitiren zu lassen", wie er sich ausgedrückt hat."

Wie seiner Zeit der Gleim immer kriegsliederlich, aber dabei sehr vor Schlachten zitterlich gestimmt gewesen ist, so war auch Fichte nur immer kathederkämpferlich, aber nie pulverdämpferlich gestimmt. Trotz alledem wird er noch bis heutigen Tages vom Logenbunde, dem er angehörte, aus Brüderlichkeit für einen Helden ausgegeben. Wie nämlich die Logenweisheit

---

[1]) Waitz: Caroline. II. Bd. Brief 245. S. 93.

eine heimliche Weisheit ist, so sind in der Regel die Logenbrüder auch heimliche Helden.

Er kämpfte nur mit Worten sehr,
Doch warf er weg bald das Gewehr,
Denn diese Waffe ist zu schwer.
Im Kampf mit Worten niemals faul,
Besaß er wohl ein großes Maul,
Doch niemals einen Schlachtengaul.

Wir wollen den Beweis unserer Unparteilichkeit erbringen, indem wir auch einen der größten Lobredner Fichte's, den Herrn Stahr, anführen, welcher diesem Weltweisen ganz kühn und unverfroren sogar ein Heldenzeugniß ausstellt.[1]) Diesem Herrn Stahr ist sicherlich Fichte's Verzagtheit und Kleinmuth, welche einmal sogar mit Verläugnung seines Systems in eine dreimalige Gottanrufung ausartete (als ihm die Studenten seine Fenster eingeschmissen, und sogar von Seiten dieser philosophischen Rotte Korah Keile in Aussicht standen), nicht bekannt gewesen, denn Stahr ruft sehr tapfer bezugs Fichte aus:

„Brach über ihm ein Weltenbau zusammen,
Ein unerschrocknes Herz wird er begraben."

Sehr sonderbar, als die Fensterscheiben zusammenbrachen, war mit den Fenstern auch Fichte's Herz und Muth gebrochen — ein großer Schrecken bemächtigte sich seiner, er rief sogar den verläugneten Gott an — wie wäre diesem Gelehrten erst zu Muthe geworden, wenn er das Krachen des ganzen Weltenbaues vernommen hätte!

Das Kunststück, dem Fichte Muth gegenüber dem Weltgekrache anzuschwindeln, ist dem Handhaber der Methspritze und dem Süßholzraspler Stahr total mißlungen. Aber das thut nichts. Stahr schließt seinem Lobe des „mit unerschrockenem Herzen das Gekrache des einstürzenden Weltenbaues anhörenden Weltweisen" sogleich folgende Deklamation zur Betäubung seiner Leser an:

„Ein solcher Mann, ein solcher Charakter war Fichte. Er hat einen Weltumsturz erlebt, und sein Herz ist unerschrocken, ist muthig und hoffnungsreich geblieben, als Alles um ihn her verzagte. Er hat sich nicht gebeugt vor dem gewaltigen Dämon der

---

[1]) Fichte, der Held unter den deutschen Denkern. Ein Lebensbild zur Säkularfeier seines Geburtstages (am 19. Mai 1862). Von Ad. Stahr. Berlin, Janke. 1862.

Zerstörung, als alle Welt vor dem Gewaltigen im Staube kroch u. s. w. u. s. w." „Er, der dem deutschen Volke mit voller Klarheit die Ziele gezeigt hat, die wahren Endziele seines Kampfes, die ächten Preise seiner ungeheuern Opfer, Preise, die leider heute noch nicht gewonnen sind, die wir aber sicherlich gewinnen werden, wenn wir selbst und nach uns unsere Söhne es uns zum Ziele setzen, dem erhabenen Charakter von Fichte nachzustreben und nachzuhandeln." „Also nicht Fichte der Philosoph ist es, mit dem sich die nachfolgenden Blätter beschäftigen sollen, Fichte der Demokrat, wie ihn schon seine Zeitgenossen nannten, der ist es, dessen Bild wir an seinem 100jährigen Geburtstage unserm Volke auffrischen wollen."

An den Verfolgungen Fichte's in Jena läßt Stahr „die Pfaffen und Dunkelmänner" in Weimar Schuld sein; die sind bei Deklamationsübungen mit Freiheits-Revolvern sehr gut (ungefähr wie Scheiben auf einer Schießstätte) zu brauchen, um gegen dieselben alle Schützenbüchsen losknallen zu lassen. Stahr sagt:

„Doch Pfaffen wußten sich zu rühren,
Die alles breit ins Schlechte führen."

Freilich schon zwei Seiten später kommt Stahr zu dem Geständniß, daß der Herzog und Goethe leider auch mit dieser „Pfaffenclique" gehalten. Da heißt es:

„Weder Goethe noch sein Carl August benahmen sich aber in dieser Sache ihrer würdig."

Die Umtriebe gegen die Fürsten und die Prophetien vom Katheder, daß es mit den Fürstenthronen bald aus sein werde, konnten natürlich weder dem Carl August, noch der Excellenz, seinem Minister, besonders erfreulich erscheinen. Dazu bedurfte es keiner „Pfaffen"! —

„Seine Collegen, die ihm Anfangs versprochen hatten, sein Schicksal zu theilen, ließen ihn natürlich im Stiche. Preußen nahm ihn auf. Stahr meint: So wurde Fichte ein Preuße, und er hat dem Preußischen Staate die Wohlthat reichlich und überreichlich vergolten."

Die Pfaffen sind aus den Schulen hinauszudrängen, verkündete Fichte im Wintersemester 1807—1808 in seinen Reden an die deutsche Nation:

„Nicht von der Kirche und für den Himmel, sondern für das Leben und von Lehrern der Methode des großen Schweizer Unterrichtsreformators Pestalozzi sollen Erziehung und Unterricht des Volkes geleitet werden."

Noch im Mai 1813 hielt Fichte seine drei Reden über den „Begriff des wahrhaften Krieges“. Selbstverständlich ging er nach jeder dieser kriegerischen Reden nach Hause, um sich schlafen zu legen und des „wahrhaften Friedens“ zu genießen.

Sehr komisch ist, wie Stahr den Fichte bezugs seines königlich preußischen Patriotismus zu entschuldigen sucht. Da heißt es:

„Wenn in diesen Aufrufen noch von Unterthanen gesprochen werde, da doch kein einzelner Mensch den Glauben hegen dürfe, andere ihm gleiche müßten unterthänig sein seinem persönlichen Willen, und wenn in dem Motto: „Mit Gott, für König und Vaterland“ der Herrscher vor dem Vaterlande gesetzt werde, als ob er selbst keins hätte, so müsse man solche Widersprüche als alte schlimme Angewöhnungen übersehen.“

Wenn Fichte etwas vom Patriotismus der Unterthanen stammelt, so erklärt dieses der Erzkrakehler Stahr als „schlimme Angewöhnung“.

Wenn es also mit den schlimmen Angewöhnungen vorüber ist, dann müßte es heißen: Ohne Gott, gegen die Fürsten für's Vaterland! Würde man aber einen dieser unverschämten, heuchlerischen und verlogenen alten Freiheitsapostel in einem von Socialisten unterwühlten Staate zum Minister machen, so würde dieser sicher in seiner dialektischen Taschenspielergewohnheit sein Freiheitssystem dahin berichtigen: „Ja, es gibt auch Zeiten, in denen die Freiheit nur durch Absolutismus gerettet und gehalten werden kann.“ — So sagte auch ein moderner Staatsmann, der, ebenso wie Fichte, einen Anspruch hatte, mit dem Freiheitsheuchlerorden erster Klasse geschmückt zu werden!! Stahr weiter:

„Napoleon wäre durch die Begeisterung für die Freiheit zu besiegen gewesen, meint Fichte Die Fürsten hatten es Napoleon (dem alten) für ein Verdienst angerechnet, daß er die Revolution niedergeworfen und die französische Nation um den Preis ihrer Opfer, um die Freiheit, betrog. In dieser That sieht Fichte das Hauptverbrechen Napoleons Nach Fichte hätte sich Napoleon an die Spitze der Nationalerziehung setzen, der Freiheit des Menschengeschlechtes hätte er sich aufopfern sollen, und uns alle mit sich, und dann müßte Jeder, der die Welt sieht, wie ich (Fichte) sie sehe, freudig sich ihm nachstürzen in die heilige Opferflamme!“

So viel wir aus dem Leben Fichte's wissen, ist er immer einige Meilen weit hinter seinen Phrasen zurückgeblieben, er

hat sich bei seinem Stürzen in die Opferflamme keinen Fuß verrenkt und kein Haar versengt. Er hat weder das Gehaltgeld des Fürsten noch das Collegiengeld der Studenten in die heilige Opferflamme geworfen, und sich auch selbstverständlich nie in diese heilige Opferflamme nachgestürzt! Zu seiner Zeit war man auf Universitäten diesen Freiheitsschwefel noch nicht gewohnt. Gegen Ende des 19. Jahrh. ist es „sonnenklar“ geworden, daß Politiker und Professoren die Studenten als „Kastanienholer“ betrachteten, die ihnen die gebratenen Kastanien aus dem Kohlenfeuer bringen sollten. Opferflamme nannte Fichte poetisch die Kastanien-Pfanne, aus der ihm die Studenten die Früchte herausgreifen sollten. Was wollte er eigentlich? Stahr sagt es S. 59, daß ihm vor allem die Fürstenvertilgung am Herzen gelegen habe. Die Welt sollte vom Katheder der echten Philosophie (selbstverständlich der Fichte'schen nur) regenerirt werden.

Der erhabene (in Phrasen) deutsche Volksredner hat seine Nation als letztes Ziel für den Kampf auf Leben und Tod (gar zu hitzig) hingestellt und die Nation „befeuert“:

„Sie soll ein Volk werden statt vieler Völker, in die sie zerfallen und zum Besten einer gewissen Anzahl von Familien als deren Erbbesitz auseinander getheilt worden ist.“

In Frankreich haben wir jetzt (1888) die Freiheit in der Hochblüthe — einige Judenblutegelfamilien beherrschen die Republik und saugen das glückliche Volk aus.

Daß Goethe und der Herzog von Weimar über diesen Freiheitsprofessor ungeheuer erschrocken gewesen sind, wird Niemand bezweifeln. Stahr ist noch republikanischer als Fichte, er bemerkt zu Fichte's Hoffnungen:

„Was will gegen diese erhabene Prophezeiung des edelsten deutschen Sohnes die kindische Zuversicht besagen, mit welcher heute dynastische Blindheit sich vermißt, daß sie selber bleiben werde bis an's Ende aller Tage.“

So krakehlt Stahr, der nach 1848 wegen Krakehl als Conrektor vom Gymnasium zu Oldenburg abgesetzt wurde, aber durch die Gnade des damaligen Großherzogs, eines gutmüthigen, versöhnlichen Mannes, eine lebenslängliche Pension bekam, die er trotz seiner fürstenfresserlichen Gelüste

fortbezogen hat. Wir werden dieser schönen, den Stahr charakterisirenden Geschichte ein Kapitel „Lessing und der Herzog von Braunschweig in authentischen Akten" widmen.[1]) Auch Fichte hat sich immer von regierenden Fürsten bezahlen lassen. Um sich eine Gloriole zu machen, deklariren sich diese Herren (wie der alte Goethe-Freund Knebel) für die Republik, und schwärmen für dieselbe. Diese Schwärmerei bringt aber nur Ruhm und Anstaunen (jetzt auch nicht mehr), aber kein Geld; um Geld zu bekommen, suchen diese Herren Gehälter bei Fürsten! Und wer ihnen derlei Thatsachen vorhält, welche die betreffenden Staatsschematismen und Kassenbücher nachweisen, den verschimpfen sie als reaktionären Denunzianten, Finsterling, Feind der Freiheit, Förderer der Volksverdummung u. s. w.

Wir haben es nachgewiesen, wie derselbe Fichte, der es ganz in der Ordnung und als ein Postulat seiner philosophischen Politik verlangte, daß die Fürsten fortgejagt werden, dreimal Gott den Herrn um Hülfe und Rache anrief, als ihm die Studenten im Drange der ihnen vorgespiegelten Freiheit seine Fenster in Jena mit Steinen bearbeiteten, daß die Glasscherben wie billiger Streusand auf die noch nicht trockene Dinte seiner Freiheitsaufrufe niederrasselten.

Man kann derlei philosophische Freiheitsapostel mit ihrer Phrasenspinnerei nicht geschwinder aus dem Häuschen bringen, als wenn man ihre Systeme praktisch zu ihrem Schaden ausgliedert, und ihnen die Consequenzen ihres prinzipiellen Denkschwindels auf ihren eigenen Rücken niederfallen läßt. Da ist es mit der philosophischen Ruhe auf einmal geschehen.

Diogenes stürzt aus dem Faß
Und schreit voll Zorn: Was ist denn das?
Dann schimpft er ohne Unterlaß:
Das überschreitet alles Maß.
Er will die Könige verjagen,
Ihm werden Fenster eingeschlagen.
So ist sein eigenes System
Geworden ihm sehr unbequem.

---

[1]) In der demnächst zu erscheinenden Schrift: „Lessingiasis und Nathanologie".

Der Kronen erst zertrümmern wollte,
Erzittert jetzt vor der Revolte;
Studenten wurden nun die Rächer,
An diesem alten Thronzerbrecher.
Nachdem durchschaut sie seinen Schwindel,
Beschimpfte er sie als Gesindel.
Es gibt zum Lachen neuen Stoff,
Der Thronumstürzer-Philosoph,
Der sich am End' so weit verirrt
Daß er Studenten denuncirt
Beim Fürsten, den er wollt' verjagen —
Darüber läßt sich nichts mehr sagen:
Das ist wahrhaft schon Infamie
Und nimmermehr Philosophie.

10. Einiges über den Weltweisen Nikolai.

Der alte Weltweise Nikolai, der es liebte, bei allen streng wissenschaftlichen Fragen auch seinen Text darein zu geben, und in aller Unbefangenheit seine glänzende Unwissenheit zu manifestiren, schrieb, Leipzig, 20. October 1790, über die damaligen Zustände im philosophischen Gebiete:

„Zwar bin ich ein Laie und in der That des Ueberzeugens nicht recht werth. Meine Philosophie ist nur so für's Haus. Von der einen Seite bin ich Wolfianer, von der anderen kann ich mich noch immer nicht überzeugen, als daß ein jedes philosophische System im Grunde beinahe gleich gut ist, zu gleichem Zwecke führt, und auf gleich guten und gleich schlechten Gründen beruht. Meines Erachtens sind sie ohne Ausnahme in gewissem Betracht alle wahr und in gewissem Betracht alle falsch; die Verschiedenheit derselben kommt, wie es mir scheint, nur aus der Verschiedenheit des Gesichtspunktes her. Dies erhellet schon daher, daß eine jede Partei fast jeden Begriff etwas anderes definirt und die Bedeutung etwas anders modifizirt" u. s. w. „Entwicklung von Begriffen ist für den Geist, was Nahrung für den Körper ist. Und verschiedene Arten, die Begriffe zu ordnen, sowie verschiedene Arten der Nahrungen müssen in der besten Welt sein. Sie sehen, lieber Freund, ich bin unverbesserlich, mit mir ist nichts anzufangen, denn ich hänge noch immer an der verkannten besten Welt, worin es mir doch jetzt so übel geht."

Dieser Nikolai lebte in dem glücklichen Wahne: seine Aussprüche seien Orakel. Dieser Wahn veranlaßte ihn auch, überall keck mitzusprechen. Es ist bei Betrachtung dieses Phänomens im Gebiete frecher Unwissenheit zu betonen, daß gerade er durch

seine buchhändlerischen und literarischen Verbindungen den Ruf eines Hauptes der damaligen Aufklärungsgenossen errungen hat. Autoren machten ihm Complimente, obwohl sie ihn innerlich verlachten, aber auch haßten. Er hatte sich durch seine kritische Zeitung den Autoren furchtbar gemacht.

Dieser Nikolai ist ein lebendiges Beispiel, wie ein Mensch, von Umständen begünstigt, bei notorischer Talentlosigkeit und Unwissenheit durch Frechheit und Lärmschlagen sich einen gefürchteten Namen zu schaffen im Stande ist.

Ueber Nikolai stellt Erich Schmidt[1]) in einer sehr anerkennenswerthen Weise Urtheile berühmter Zeitgenossen über denselben zusammen:

„Er parodirte Goethe's Liebesroman und wurde mit derben Schlägen von Werther's Grabe verjagt[2]). Er leitete eine Sammlung schätzbarer Volkslieder mit Spott und Hohn ein. Seine „allgemeine deutsche Bibliothek" verharrte bei ihrer abgetragenen Aufklärung, und der unentwegte Rationalist hatte für alles Neue und Große nur die Ablehnung: „ich denke anders". Er schickte seinem beobachtungsreichen, aber poetisch und religiös bettelarmen „Sebaldus Nothanker" wahre Sudelromane nach, legte den Ertrag einer Reise durch Süddeutschland mit unerhörter Weitschweifigkeit vor und verarbeitete unmethodisch aufgeraffte Kenntnisse zu allerhand anspruchsvollen Büchern. Er sagte wieder und wieder seine Meinung über unverstandene Aufgaben der Philosophie und rühmte sich wohlgefällig einer systematischen Bildung, die er keineswegs besaß. So wurde er lächerlich und verhaßt. Die Xenien kannten keine Schonung. Goethe versetzte ihn als Proktophantasmisten auf den Brocken, und nach seinen dreisten Angriffen auf die Häupter der Philosophie und der Romantik regnete es Prügel von allen Seiten. Der eingebildete Schriftsteller wurde von Kant als ein Buchmacher, der in Fragen der Philosophie nicht dreinzureden habe, an den Schandpfahl gestellt. Tieck und Andere schlugen in ihm den Typus greisenhaften Philisterthums, Schelling konnte seine Verachtung nicht hart genug ausdrücken, Schlegel sprach ihm das Recht ab, sich mit Lessing's Freundschaft zu brüsten, und Fichte, auf den es der Berliner Akademiker und Klopffechter besonders abgesehen hatte, vergaß diesen Punkt nicht in seiner schwerfälligen, aber vernichtend groben Satyre „Friedrich Nikolai's Leben und sonderbare Meinungen", worin Ausdrücke, wie: „radikale Geisteszerrüttung, extreme Dummheit, hündische Impertinenz" nicht ge-

[1]) In der Schrift: Lessing. S. 301.

[2]) Daß der „Werther" zu einer Parodie herausfordernd ist, dürfte kaum bestritten werden, nur war der bornirte Nikolai nicht der Mann, der eine derartige Parodie zu verfassen die Fähigkeit besessen.

spart wurden.[1]) So ungefähr sieht ein kleines Register seiner Sünden und ihrer Strafen aus."

Am Ende thut es dem Erich Schmidt doch um den Kampfgenossen im Aufklärungsgeschäfte leid, und er versucht nach all diesen Keilen dem Nikolai mit einem Balsamfläschchen aufzuhelfen:

„Aber man übersah die ersprießlichen Seiten seiner verstockten Aufklärung und vergaß, daß der trotzige Alte auch einst jung und in früheren Lehrjahren eines bescheidenen Platzes neben Lessing nicht ganz unwerth gewesen. Man nahm sich nicht die Mühe, diese unerfreuliche Erscheinung aus ihrem Werden zu begreifen."

Vilmar sagt über Nikolai (Nationalliteratur, 14. Aufl. S. 530):

„Lessing's alter, fast ältester Genosse und bis auf einen gewissen Grad auch wirklicher Geistesverwandter war der Buchhändler Nicolai in Berlin. Die Geistesverwandtschaft mit Lessing bestand in der klaren, verständigen Anschauung der Dinge, die bei Lessing zur durchdringenden, siegenden, künstlerischen Kritik, bei Nicolai aber zur platten Nüchternheit und oft armseligen Dürftigkeit wurde. Nicolai ließ nichts gelten, als was dem gemeinsten Hausverstande zusagte, der alltäglichen Brauchbarkeit anheimfiel: alle höhere Erhebung der Poesie, ja alle wahre Poesie war ihm ein Gräuel, wie er denn gleich vom Anfange und bis an das Ende ein oft verbitterter Gegner von Goethe war, wie er Herder um seiner Volkslieder willen auf lächerliche ihn selbst schlagende Weise bekämpfte; ein Gräuel war ihm eben so wohl alles, was Philosophie hieß — woher die armselige Bestreitung der Kant'schen Philosophie, die ihm fast wie ein Monstrum erschien, ein Gräuel war ihm alle tiefere Religiösität, alles wahrhafte Christenthum, alles dies ein Gräuel darum und um desto mehr, weil und je weniger er von diesen Dingen etwas begriff. Er war der eigentliche Heros der Aufklärung und Geschmacklosigkeit des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts, und an ihn und seine Richtung haben sich bis in unsere Tage alle diejenigen gehalten, denen es entweder für Wissenschaft, oder Poesie, oder Glauben, oder für alle drei Dinge zusammen, an Sinn und Fähigkeit fehlte." „Die Grundsätze seiner Alltagsweisheit und Geschmacklosigkeit predigte er an dreißig Jahre in der Allgemeinen deutschen Bibliothek" u. s. w.

Mit einem Wort, dieser Mann ist ein Beweis, was Talentlosigkeit und Beschränktheit sich für eine Richtergewalt

---

[1]) Man ersieht hier, daß es sehr gefährlich war, den großen Erfinder des Nichtich zum Zorne zu reizen; denn da wußte er sein philosophisches Phrasenlexikon mit kuriosen technischen Knütteln auszuschmücken.

durch ein fast halbes Jahrhundert anmaßen können, wenn sie mit Unverschämtheit und Frechheit bewaffnet auf der Arena geistiger Kämpfe erscheinen.

11. Die Bettina Arnim als scharfsinnige Theologin.

Wenn berühmte Philosophen sich gefielen, in einem vollkommen unklaren Strom der Gedankenwelt herumzuschwimmen, so darf man es zur Zeit, als dies Philosophiren modern wurde, den Frauen nicht zu sehr verargen, wenn auch diese im philosophischen Cirkus auf dem Phrasenpferde sich herumtummelten. Auch die Bettina Arnim fühlte einen Drang in sich, ihre Religionsphilosophie vom hohen Phrasenrosse herunter mitzutheilen:

„Wenn Gott die Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, so begreife ich das so: Gott hat eine Persönlichkeit. Die kann aber nur er selbst fassen, denn er steht sich selbst allein gegenüber; aber als Poet verschwindet ihm seine Persönlichkeit, sie löst sich auf in der Erfindung seiner Erzeugungen. So ist Gott persönlich und auch nicht. Der Dichter stellt dies dar: Gott ist die Poesie, der Mensch ist nach seinem Ebenbilde geschaffen, also geborner Dichter, aber alle sind berufen, aber wenige auserwählt. . . Laß uns doch eine Religion stiften. . . Ich weiß nicht, es duftet mir ordentlich im Geist, als würden wir auf sehr wunderbare Entdeckungen kommen. — Ich wundere mich über meine Gedanken.[1]) Dinge, über die ich nie etwas erfahren, stehen hell und deutlich vor meinem Geist. Kann ich denn nicht wissen, ob ich nicht vielleicht von einem Geist besessen bin?[2]) Der Irrthum der Kirchenväter[3]), Gott sei die Weisheit, hat gar manchen Anstoß gegeben, denn Gott ist die Leidenschaft[4]), groß, allumfassend im Busen, der

---

[1]) Das Gros der Leser wird sich auch darüber wundern.

[2]) Vom Geiste der Demuth und der Bescheidenheit sicher nicht, eher vom Geiste der Unlauterkeit, d. h. hier in dem Sinne der völligen Unklarheit, die dadurch nicht klar wird, wenn man dem Leser aufnöthigen will wie Bettina: Die Dinge stehen hell und deutlich vor meinem Geiste.

[3]) Wir sehen hier den Irrthum sämmtlicher Kirchenväter durch diese einzige Kirchenmutter aufgedeckt und widerlegt. Wie weit es so ein Weibsbild in seiner Eitelkeit und seinem Größenwahn bringen kann!

[4]) Also nicht mehr: Spr. Salomons 1. 7. Der Anfang der Weisheit ist die Furcht des Herrn, sondern der Anfang der Weisheit ist die Leidenschaft des Herrn. — Bettina wußte, daß der weise Salomo sich von Weibern zum Götzendienste verleiten ließ, warum sollte sie ihn, den Schwachen, als eine weise Salomonin nicht zu corrigiren suchen.

alles Leben spiegelt wie der Ocean; und alle Leidenschaft ergießt sich in ihn wie Lebensströme, und, sie alle umfassend, ist Leidenschaft die höchste Ruhe. . . Himmel und Erde regieren, wo Sonne und Mond und alle Sterne schon für die Ewigkeit angeklebt sind, das kann der Weisheit kein Reiz sein; sich in der Menschen Angelegenheiten mischen, ihre Gebete erhören, die alle verkehrt sind!"

(Jul. Schmidt II. 356.)

Das ist ja doch rein philosophisch-theologische Papparbeit. Der Himmel mit Berliner Blau bemalt und Sonne, Mond und Sterne aus Pappendeckel ausgeschnitten, mit Schusterkleister angeklebt, es erinnert alles an die Kinderstube. Gott mischt sich nicht in die Angelegenheiten der Menschen. Es scheint, daß der Gedanke, Gott könnte sich in ihre Angelegenheiten mischen, der Bettina gar nicht angenehm gewesen ist. Dann: daß Gottes Weisheit einen Reiz benöthige, um das Gebet der Menschen zu erhören! — Da ist doch die ganze Pappenstil-Theologie und -Weltanschauung der armen Bettina völlig aus dem Leim gegangen!

Uebrigens muß man es bei der Bettina nicht so ernst nehmen; sie nimmt in einer wirklich liebenswürdigen Herzenseinfalt das kleine Richterstäbchen und zerbricht es selber über ihrer philosophischen Buchbinderarbeit, indem sie das edle Geständniß macht:

„Ich habe wohl einen dunklen Begriff, warum ich nicht dichte: weil eben das Tiefe, was mich gewaltsam ergreift, etwas ist, was sich in der Erscheinungswelt nicht legitimirt, oder, um schneller und ohne Umschweif mich auszudrücken, weil's Unsinn ist, was mir in der Seele wogt, weil's Unsinn ist, was meine Gedanken mir vorbeten(?), weil's Unsinn ist, was mich, ahnend das höchste Gesetz der Welt, ergreift."(?)

Das ist doch ein lichter Moment im philosophischen Leben; andere Zeitgenossen (Herren und Damen) haben es nicht so weit in der Selbsterkenntniß gebracht. Auch die Jüdin Rachel schrieb (eben als sie noch Jüdin war) einen glänzenden Unsinn über das Christenthum zusammen; aber sie hatte in ihrem talmudischen Hochmuth sich nie herbeigelassen, über das, was sie gesagt, Reue und Leid zu erwecken und zum offenen Bekenntniß zu kommen: Ich habe einen Unsinn gesagt. — Ein solches Selbstbekenntniß geht mit den Lehren und Angewöhnungen, mit der Erziehung und dem Hochmuth dieser Semitin durchaus nicht

zusammen. „Gescheit muß man sein“, „nie etwas eingestehen“, immer feiner organisirt — als das ganze christliche Lumpenpack!!

Welche Rolle die Bettina (von ihr selbst in einer unbegreiflichen Verblendung ganz unverfroren eingestanden) im innigsten Verkehr mit dem von ihr sogenannten Geisterfürsten Schleiermacher gespielt hat, das haben wir aktenmäßig in „Die vier Großmeister der Aufklärung“ für Freunde der historischen Wahrheit und zugleich einer erheiternden Lectüre des Breiteren nachgewiesen.

12. Was die Rachel über das Christenthum zusammenphilosophirt und wie sie sich am Ende bekehrt.

Jul. Schmidt II. 350:

„Diese ganze Lehre ist in einem Seelenzustande entstanden und erfunden, der nicht dauern kann; sie ist das Moment der Verleugnung und Wiedergeburt; das neue Leben ist also im Tode zu finden, worauf sie sich bezieht, und wir fangen mit ihr an. Sie ist eigentlich die Religion, die, auf's Allerheiligste getrieben, in jeder Seele allein ausbrechen und wirken und leben, und eigentlich nicht mitgetheilt werden sollte.[1]) Zusammen auszuüben und zur Prachtreligion ist sie nicht zu machen.[2]) Weil sie aber Aufopferung heischte, verbreitete sie sich wie eine Leidenschaft über die Erde: so ist sie würdig und schön in den Herzen, wo sie herrscht wie Leidenschaft, aber angewandt auf Staat und Leben verkehrt und Jahrtausende hemmend, und so allgemein und tief eingedrungen, daß sie auch da wirkt, wo man sie gar nicht zu finden glaubt und nicht ahnen sollte. Dabei dauert sie zu lange.[3]) Sie ist auf die natürlichste Weise in ihren Wirkungen ihrer Natur widersprechend, denn das Leben quillt wieder hervor, und sie strebt Tod erzielend nach dem Himmel. So ist sie bereits in Ermattung, und keinem Zustand steht diese weniger an, als dem enthusiastisch leidenschaftlichen.“

---

[1]) Das ist doch nur von Hochmuth aufgeschwellter Unsinn! Was nicht aus sich ist, kann ja auch nicht aus sich zum Selbstbewußtsein kommen. Was Rachel sagt, ist gerade so, als wenn man sagen würde: man soll die Kinder nicht Lesen und Schreiben lehren — es sollte dieses selber ausbrechen, allein in jeder Seele!

[2]) „Zusammen auszuüben ist sie nicht zu machen“, das ist Jargon, aber nicht deutsch, und wer braucht da eine Prachtreligion! wie heißt Prachtreligion? — Aber doch alles unendlich geistreich und graziös!

[3]) Warum hat denn die Rachel nicht ans Judenthum denselben Maßstab angelegt, das doch schon länger dauert?!

Bei Bettina ist Gott Leidenschaft, bei der Rachel ist das Christenthum Leidenschaft; diese Leidenschaft dauert der Jüdin zu lange, sie prophezeit dem Christenthum den Untergang, es ist schon in Ermattung! — Lauter Weibergewäsche und zwar nur mit kleinem Unterschiede Christenweiber- und Judenweibergewäsche.

Und doch kommt, freilich in anderer Form, auch die Rachel zu einem Geständniß, das auf ihr Geschwätz das rechte Licht wirft:

„Wenn man nur immer die Geschicklichkeit hätte, wahr sein zu können, so wäre es nicht möglich, sich je schämen zu dürfen. Man hat nur keine Aufmerksamkeit, keine Geschicklichkeit, die Wahrheit zu finden, oder am öftesten keine Gegenwart des Geistes, sie zu sagen; so lügt man; denn sie nachzuholen, dazu gehört schon eine heroische Tugend und Fleiß. Man lernt spät lügen und spät die Wahrheit sagen."

Das ist: jenachdem, man kann da nicht von „man" im Allgemeinen sprechen; es gibt Leute, die von Haus aus früh lügen und wenn es gegen ihren Vortheil ist, gar nicht die Wahrheit sagen lernen. Die Wahrheit zu bekennen, ist offenbar bei einem Menschen viel schwerer (und kann zu einer heroischen Tugend werden), der von Haus aus recht gründlich verlogen ist; der wird sich aber in der Regel auch vor der heroischen Tugend des Lügenbekenntnisses hüten und lieber ein heroischer Lügner bleiben.

Warum gerade ein Fleiß dazu gehören soll, die Wahrheit einzugestehen, das ist unklar; wenn der heroische Entschluß da ist, so wird der Fleiß überflüssig und wenn der Fleiß da ist ohne Tugend, so kommt der Mensch mit allem Fleiß nicht zum Entschluß, der Wahrheit Zeugniß zu geben. Wenn aber der Sinn für Logik schon so vielen männlichen Autoren abgeht, wie soll man sich über den Abgang dieser Eigenschaft bei Frauen verwundern?

Auf diese Aeußerungen hin ist es doch sehr merkwürdig, wie die Rachel als Christin gestorben ist. Sie war protestantisch getauft, (19 Jahre lang die Gemahlin Varnhagen von Ense's), geb. zu Berlin 1771, gest. zu Berlin 7. März 1833 im 62. Jahre. Varnhagen berichtet 5 Tage vor ihrem Tode am 2. März 1833:

„Merkwürdig sind auch die folgenden Worte, die ich gleich am 2. März, unmittelbar und genau, wie sie von Rachel gesprochen waren, mir aufschreiben mußte. Welche Geschichte, rief sie mit tiefer Bewegung aus, eine aus Aegypten und Palästina Geflüchtete bin ich hier, und finde Hülfe, Liebe und Pflege von Euch. Dir, lieber August, war ich zugesandt durch weise Führung Gottes, und Du mir. Mit erhabenem Entzücken denk ich an diesen meinen Ursprung und diesen ganzen Zusammenhang des Geschickes, durch welches die ältesten Erinnerungen des Menschengeschlechtes mit der neuesten Lage der Dinge, die weitesten Zeit- und Raumfernen verbunden sind. Was so lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu sein, um keinen Preis möchte ich das jetzt missen. Wird es mir nicht ebenso mit diesem Krankheitsleiden gehen, werde ich einst nicht ebenso mich freudig an ihnen erheben, sie um keinen Preis missen wollen? O, lieber August, welche tröstliche Einsicht, welch bedeutendes Gleichniß. Auf diesem Wege wollen wir fortgehen. Und darauf sagte sie unter vielen Thränen: Lieber August, mein Herz ist im Innersten erquickt; ich habe an Jesus gedacht und über sein Leiden geweint; ich habe gefühlt, zum ersten Male es so gefühlt, daß er mein Bruder ist. Und Maria, wie hat die gelitten! Sie sah den geliebten Sohn leiden und erlag nicht, sie stand am Kreuze. Das hätte ich nicht gekonnt, so stark wäre ich nicht gewesen. Verzeihe mir es Gott, ich bekenne es, wie schwach ich bin." [1])

13. Aus Platen's Tagebuch.

Der Titel Tagebuch [2]) ist insofern unrichtig, als diese 288 Seiten enthaltende Schrift nur einen sehr dürftigen Auszug aus Platen's Tagebuch enthält. Der Herausgeber Pfeifer erklärt selber, er habe aus dem Tagebuche nur das ausgezogen, was Platen's Bildung zum Dichter zu erklären geeignet ist, und alles weggelassen, was zu diesem Zwecke nicht dient. „Es ist dadurch uns für jenes Publikum, welchem vorzugsweise das Anekdotenhafte zusagt, der anziehendere Theil der Aufzeichnungen verloren gegangen." Nun berichtet aber Pfeifer auf derselben Seite, daß das Tagebuch 33 Bücher in 18 zum Theil starken Bänden enthält. Somit ist nicht nur der größere Theil hier nicht enthalten, sondern kaum der dreißigste Theil.

Platen war in Gesellschaft sehr schweigsam und vertraute

---

[1]) Rachel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. 3 Bde. Berlin, Duncker 1839. Erster Band. S. 43.

[2]) Platen's Tagebuch 1796—1825. Stuttgart, Cotta 1860.

dafür in breitester Weise dem Tagebuche an, was er dem mündlichen Verkehre schuldig blieb.

„Dieser eine Zug schon weist darauf hin, daß Platen nicht zu den Glücklichen gehörte." „Wer Jahre lang ein Tagebuch nicht etwa bloß der äußeren Begebenheiten, sondern des eigenen Herzens führt, wer jede Kränkung, jeden Schmerz, jede Täuschung, jeden wirklichen oder eingebildeten Fehler mit der gewissenhaften Treue eines Chronisten einregistrirt: der zeigt eben dadurch, daß ihm der heitere, unbefangene Genuß des Daseins versagt ist."

Pfeifer meint ferner:

„Ich hoffe, daß (aus Engelhard's Bearbeitung) ein anderer Zug des Dichters eben so deutlich hervorleuchtet, wie aus vielen Blättern des Tagebuchs. Ich meine seine wahre, nicht erheuchelte Bescheidenheit. Es sei mir gestattet, dieselbe hervorzuheben, weil es hergebracht ist, ihn einer übermäßigen Eitelkeit zu beschuldigen."[1])

Pfeifer sucht ihn zu entschuldigen:

„Wenn er von seinem Werthe, besonders in den Jugendwerken, mehr spricht, als nöthig und angemessen, so rührt dieses zu einem Theil von seiner Beschäftigung mit den orientalischen Dichtern her, denen solches kecke Selbstlob geläufig ist, und war insofern nur eine formale Nachahmung, zum größten Theile aber hatte dieser Fehler in einer der Eitelkeit gerade entgegengesetzten Eigenschaft seinen Grund, in einem Kleinmuthe, der alles bis dahin Geleistete als nichtig erscheinen und ihn oft genug an seinem Berufe verzweifeln ließ."

Da könnte wieder ein Vertheidiger in Strafsachen etwas lernen. Es liegen bei einem Angeklagten viele Fälle eklatanter Aneignung fremden Eigenthums vor, und der Ankläger bezeichnet diese Thatsachen als Diebstahl. Der Vertheidiger in Strafsachen aber erwidert: „Ich bitte sehr, diese Fehler haben in einer dem Diebstahl gerade entgegengesetzten Eigenschaft ihren Grund, nämlich in einer Ehrlichkeit, die aber verhindert worden ist, sich geltend zu machen, und welcher so entschiedene, unüberwindbare Hindernisse in der Form von Versuchungen entgegengetreten sind, daß dieser Ehrenmann, statt sich den verdienten Lohn zu erwerben, jetzt in die unangenehme Lage gerathen ist, mit dem Strafgesetz in Conflikt zu kommen." —

---

[1]) Pfeifer führt hier nicht an, daß Platen selber — wie kein anderer deutscher Dichter in seinen Gedichten mit so kolossaler Selbstüberschätzung seinen Werth verkündigt hat.

In dieser Weise läßt sich aus gegebenen thatsächlichen Prämissen gerade das entgegengesetzte Facit heraus torquiren.

„Platen war klein, mager, von zartem Körperbau, karg mit Worten und Geberden. Sein Freund Fugger starkknochig, beleibt, lebhaft, mittheilsam, heiter und witzig."

„In dem ersten Jahre zu Erlangen war Platen auf einem gefährlichen Abwege, fast bis zur Geringschätzung der Goethe'schen Poesie herabgekommen. Welche finisteren Einwirkungen dies verschuldeten, sagt er in seinem Sonette an Winkelmann:

Wenn ich der Frömmler Gaukelei'n entkomme u. s. w."

„Nach dieser kurzen Verirrung gewann er bald unter dem unverkennbaren Einflusse von Schelling's Person und Geist jene sichere Höhe des Geschmacks, die er von nun an nicht mehr verließ."

Platen hat sich bekanntlich kopfüber in's klassische Heidenthum versenkt — unter den Gaukeleien der Frömmler wollte er geradewegs das Christenthum verstanden haben. Er mußte in Syracus, von dem er sich in seiner Phantasie nach den alten Dichtern die glänzendsten Vorstellungen gemacht hat, sterben — in dieser trostlosen Stadt, gegen deren jetziges Ansehen sein Geburtsort Ansbach ein gemüthliches Paradieschen genannt werden kann.

Platen berichtet ein Ereigniß aus seinem Vaterhaus, aus dem hervorgeht, daß das Gemüthsleben in demselben weder anziehend noch vorherrschend gewesen sein kann.

Sein Vater ließ sich von seiner ersten Frau von Reitzenstein scheiden, nachdem ihm dieselbe einen Sohn und fünf Töchter geboren, und heirathete eine Louise Eichler von Auritz. Der Dichter Platen war das einzige Kind dieser zweiten Ehe. Platen wurde Kadett und Offizier.

Welchen Standpunkt er als Offizier dem Christenthum gegenüber eingenommen, das geht aus einer Stelle seines Tagebuchs vom 18. Januar 1818 hervor:

„Welch eine große Idee, ein deutscher Confuzius zu werden, d. h. unter den Gebildeten eine vernünftige Religion zur Herrschaft zu bringen. Hierauf bringt mich eine Bemerkung in einer Voltaire'schen Schrift, daß das Volk in China an dem Aberglauben des Fo hänge, die Angesehenen und Besseren dagegen des Confuzius schöne und vernünftige Moral befolgen. Ein Lehrgedicht könnte dies auch bei uns bewirken."

Unter „vernünftiger Moral" verstehen von je alle jene, denen die christliche Moral zuwider ist, eine solche, die durchaus keine Beschwerden macht, und die man nur in so weit und

nur so lange zu halten braucht, als man in seinen Wünschen durch selbe nicht aufgehalten wird.

Schon 2 Monate später tritt Platen als kurzangebundener Confuzius auf, dem Christus der Herr und die „Volksreligion" mit ihrer „Vermittlung Christi" im höchsten Grade überflüssig ist. In 4 Hexametern, die mit Pentametern wechseln, gibt uns Platen wie ein komprimirtes Gemüse in 8 Zeilen seine Gottes- und Weltweisheit als „vernünftige Religion" für „die Gebildeten" auf einem Stammbuchblatt für Perglas zum besten. Es lautet:

„Folge den Neigungen, folge der Kunst und wohin dich das Herz treibt.
Aber vor allem ziemt's, Nutzen zu bringen dem Staat.
Glaube dem Gotte in dir, oder glaube dem Gotte der Priester,
Vor allem aber geziemt's weise zu werden und gut.
Hast du dem Wohl der Gemeinde geopfert die eigene Wohlfahrt,
Ewig lebest du dann, wenn auch dein Name vergeht.
Bleibst du dir selber getreu und bewahrtest die Seele vor Zwiespalt,
O dann stirbst du versöhnt ohne Vermittler am Kreuz."

Platen hatte sicher selber gar keine Ahnung von der Consequenz seiner 8zeiligen Theologie und Moral. Der erste Satz lautet: Folge den Neigungen — und wohin dich das Herz treibt — und der letzte: dann stirbst du versöhnt ohne Vermittler am Kreuz! — Das heißt auf deutsch: Wer den Gelüsten seines Herzens, seines Naturells, freien Lauf lassen will, dem ist der Vermittler am Kreuz überflüssig, der gerade das Gegentheil befohlen hat.

Der aktive Hauptmann unter dem Kreuze, Matth. XXVII. 54, Marcus XV. 39, erklärt: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen" und der pensionirte kgl. bair. Offizier erklärt in seinem Katechismus in der Haselnußschale für „Gebildete", er wolle ohne den Vermittler am Kreuze sterben!

Interessant ist, was Platen, 16. Jan. 1820, über Goethe sagt:

„Goethe's Universalität ist allerdings sehr verführerisch, um ihn für den Vollender der Poesie zu halten. Der Vielfachheit seiner Werke nach steht er zwar nicht einseitig, wie Shakespeare da, vielleicht aber doch der Idee seiner Werke nach; denn das religiöse Princip fehlt."

Ueber Goethe 7. März 1820:

„In der That hat Goethe nie vermocht, einen einzigen tugendgroßen und kräftigen Charakter, wie nur der geringste in Shake-

speare, darzustellen, und der Wilhelm Meister war mir immer so ekelhaft, weil hier ein ganzes Heer von Schwächlingen durcheinander stiebt, deren Immoralität à priori vorausgesetzt wird. Nie hat Goethe vermocht, die Liebe auch wie im Einzelnen aufzufassen. Er hat sie antik, oder noch frivoler als antik dargestellt." „Ich wollte hier nicht Goethe's Verdienst schmälern, nur sein Verhältniß zu Friedrich von Heyden zeigen, wie ich denn auch immer fühle, daß man mehr sein könne, als Goethe."

1820 in Würzburg:

„Auch während dieses Aufenthalts in Würzburg habe ich mich oft in eine einsame Kirche geschlichen und gebetet, wenn ich mich beregt oder bewegt fühlte." [1])

1825 endet der Auszug aus dem Tagebuche, das den Erwartungen, welche man dieser Schrift entgegenbringt, durchaus nicht entspricht; — eine Menge von unbedeutenden Begebenheiten und Alltagsgedanken.

1816 schreibt Platen über den Anblick von der Höhe des Rigi:

„Hier müßte in dem wildesten Menschen der Begriff eines Gottes entstehen, wenn er auch nie davon gewußt hätte. Wir verehrten den Meister in seinen Meisterwerken, Creatorem natura. Das Wort „Gott" drängt sich hier unwillkürlich auf; wir wissen, erkennen nichts Größeres!"

Entweder muß man Gott als Schöpfer anerkennen, dann muß es heißen: Creatorem naturae, oder die Natur ist Schöpferin, dann heißt es: natura creatrix, aber creatorem natura ist ein Conflikt mit der lateinischen Grammatik.

Ludwig Tieck [2]) sagt über Platen:

„Platen hat mich immer kalt gelassen. Seine Verse werden gerühmt, und sie sind auch vortrefflich gebaut, und dafür hat er ein wahres Talent. Aber was er in diesen Versen gibt, ist doch nur mittelmäßig; in so anspruchsvollen Versen vermißt man den tieferen Inhalt am ersten. Aus seiner ganzen Poesie hört man immer die Selbstüberschätzung heraus. Besonders schwach sind seine Dramen, sie sind trocken und dürftig, es fehlt ganz an eigentlicher Composition. Er will sich an den Alten gebildet haben, und glaubt Shakespeare tadeln zu können, den er gar nicht einmal versteht."

---

[1]) So sind diese Herren: Vor der Lesewelt auf dem Papier ungeheuer prahlerisch in ihrer fingirten Selbstgenügsamkeit, wenn sie aber bisweilen doch das Gefühl ihrer Winzigkeit und Erbärmlichkeit übermannt — dann fangen sie zu beten an; aber heimlich, daß ja ihre Glorie der Aufgeklärtheit keinen Schaden leidet.

[2]) Erinnerungen aus dem Leben des Dichters. Von Rudolf Köpke. Leipzig, Brockhaus 1855. 2. Theil. S. 207.

Der Apostel Kaufmann.

Einmal war er ein süßer Schleicher,
Durch Heuchelei — sein Ziel-Erreicher.
Einmal kommt er als grober Flegel
Und fährt mit aufgeblähtem Segel.
Einmal spielt er den frommen Beter,
Man ehret ihn — als Seelenretter.
Dann ist der Heilkunst er beflissen
Und schwätzt von seinem großen Wissen,
Auch prahlt er sich mit keckem Munde
Als Meister der Erziehungskunde.
Am Ende war der — weise Seher
Nichts anders als ein Pillendreher.
Nun, mancher Leser ruft verwundert:
Er war ein Mann für sein Jahrhundert.
Betrachten wir sein Conterfei:
In jedem Zug — ist Gaunerei!

1. Ein Schwindler, der in frommen Phrasen arbeitet.

Es ist nothwendig, auch ein Charakterbild aus jener höchst gefährlichen Menschenklasse vorzuführen, welche, innerlich total nichtsnutzig, ihre gutmüthige Umgebung durch fromme Mienen und Phrasen im allereigensten, irdischen Interesse zu täuschen sucht.

Diese Klasse oder besser Race ist nach außen mit Phrasenfirniß, aus Bibelversen abdestillirt, bestrichen und weiß süße Anwandlungen von Frömmigkeit komödienhaft darzustellen. — In diesem Zweige hat ein gewisser Kaufmann sich seiner Zeit einen Ruf in ganz Deutschland erworben. Eine Menge sonst ganz gescheidter Leute ließ sich durch diesen Schwindler hinters Licht führen. Es ist ein wirkliches, anerkennenswerthes Verdienst Düntzer's, daß er das Mosaikbild dieses Charakters theils aus den Aufschreibungen desselben, theils aus zeitgenössischen Berichten zusammengestellt hat.[1])

---

[1]) Christoph Kaufmann, der Apostel der Geniezeit und der Herrnhutische Arzt. Ein Lebensbild, mit Benutzung von Kaufmann's Nachlaß entworfen von Heinrich Düntzer. Mit 2 Porträts. Leipzig, Wartig 1882.

Christoph Kaufmann wurde als Sohn des Spitalschreibers in Winterthur 1753 geboren. In seinem 14. Jahre kam er als Lehrling zum Pillendrehen in eine Apotheke zu Bern. Auf diese Lehrjungenschaft baute und braute dieser sinnreiche Geselle in der Folge einen ganzen Roman von tiefen Studien in der Arzneikunde und der Naturwissenschaft, von einem Doctordiplom hierfür, von intimen Beziehungen zu den größten Gelehrten seiner Zeit zusammen und wußte durch mit enormer Keckheit vorgebrachte Lügen lange Zeit die ehrenhaftesten Leute hinters Licht zu führen. Als er in der Folge Herrnhuter wurde und quasioffiziell in frommen Phrasen arbeitete, klagte er sich selber schriftlich verschiedener Niederträchtigkeiten an, um sich durch eine kolossale Schwindeldemuth als einen reuigen, bekehrten Sünder, der Herrnhutergemeinde als ein recht werthvolles gewonnenes Juwel darzustellen. Düntzer:

„Noch in Breslau, wo er schon seinem Sündenleben entsagt und sich ganz „dem Willen Jesu“ überlassen hatte, bezeichnet er als seine Leidenschaften: schrecklichen Zorn, Herrschsucht, Verläumdung, Schalkheit, Bosheit, Tücke, Hochmuth, Stolz, selbstgefälligen Hang zur Superiorität, Hang zum Herrschen, zum Projectiren, zum Reformiren.“

Nun hat dieser hier den reuigen Sünder spielende Geselle diese Litanei von Untugenden auch in Wahrheit an sich gehabt, aber es war ihm bei diesem fromm und reuig scheinenden Geständniß durchaus nicht darum zu thun, selbe abzulegen, sondern er hat sich in denselben, wie sein späterer Lebenslauf zeigt, erst recht auszubilden und in allen diesen schönen Eigenschaften es zu einer staunenswerthen Virtuosität zu bringen gesucht.

Zuerst wollte er (ähnlich wie in der Erzählung Sterne's im Yorick, in welcher der Franziskaner Lorenzo mit einer hörnernen Dose vorkommt) einen „Lorenzo-Orden von der hörnernen Dose“ stiften; durch das Freimaurer- und Illuminatenwesen waren die Leute in jener Zeit außerordentlich geneigt, irgend einer geheimthuenden Verbindung anzugehören, um sich dann gegenseitig in ihren Interessen fördern zu können, sie waren o r d e n s s t i f t e r l i c h oder o r d e n s e i n v e r l e i b e r l i c h gestimmt.

Der Schwindel R o u s s e a u's und B a s e d o w's, sich auf Erziehung der Jugend, der nachmaligen Stammhalter künftiger Generationen, zu verlegen, hatte den Kaufmann besonders angelächelt. Es ist auffallend und als psychologisches Moment

besonders zu beachten, daß in jener Zeit oft gerade die sittlich nichtsnutzigsten Gesellen auf die Reform der Erziehung sich verlegten und durch ihre kolossale freche Großsprecherei eine Menge von guten Leuten für ihre Ansichten und Pläne zu gewinnen vermochten.

Düntzer berichtet (S. 34):

„Kaufmann selbst gefiel sich darin, statt die ihm gegönnte freie Zeit zu Studien, deren er so sehr bedurfte, zu benutzen, sich einer schwärmerischen Empfindsamkeit hinzugeben, durch welche er sich anziehend zu machen suchte, und er würde sich selbst als Dichter versucht haben, wenn ihm nicht jede Anlage dazu versagt gewesen wäre. Er versenkte sich, statt seinen Verstand zu bilden und seine dürftigen Kenntnisse zu erweitern, ganz in Goethe's Werke, besonders in die Empfindsamkeiten des „Werther" und der „Stella", fabelte von seinen eigenen Leiden, von der Theilnahmslosigkeit der Menschen, von den tief innerlichen Schmerzen u. s. w. Kaufmanns Freund Mochel deutet bestimmt darauf, wie nur das Lesen des „Werther" Kaufmann veranlaßt habe, sich in eine ähnliche Situation zu setzen und zu zeigen, daß er auch zu den empfindsamen Seelen gehöre. Deßhalb hält er es für eine Pflicht der Freundschaft, ihm scharf entgegen zu treten, da er nur zu wohl weiß, zu welchen schrecklichen Folgen ein solcher empfindsamer Hang führen müsse."

Eine eigenthümliche Charakteristik des Apostels Kaufmann fanden wir auch in einer jüngsten Erscheinung.[1]) Haym berichtet über die neue Ankunft Herder's in Weimar:

„Auch manche persönliche Beziehungen waren dazu angethan, den neuen Generalsuperintendenten in einem eigenthümlichen, seinem geistlichen Charakter nicht gerade günstigen Lichte erscheinen zu lassen. In Begleitung von Herder's Schwager war ein ungeschlachter, renommistischer Geselle von Darmstadt nach Weimar gekommen, der mit seinem ungeschorenen Barte den einen wie Simson, den anderen wie Diogenes erscheinen mochte — der Kraft- und Gesundheitsapostel Kaufmann. Von Lavater empfohlen, wußte der dünkelhafte Hohlkopf mit seiner oberflächlichen Enthusiasterei, seiner sich anbiedernden Derbheit, mit seinem medizinischen Charlatanismus und seinen pädagogischen Weltbeglückungsplänen nicht bloß Herder, sondern auch Goethe und Wieland und dem Herzoge zu imponiren. Später freilich entpuppte sich das falsche Genie als ein einfacher Lump, allein für jetzt waren Herder und seine Frau ganz voll von dem Manne, der am Schwager Flachsland Wunder gethan, und mit diesem zusammen ihnen ihre Wohnung einrichten

---

[1]) Herder, nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. Von Haym. 2. Bd. Berlin, Gärtner 1885. S. 12.

geholfen hatte. Es fehlte nicht viel, so verdunkelte dieser Mensch Alles, was ihnen sonst in Weimar entgegentrat. Er machte in den ersten Tagen „ihre ganze Glückseligkeit" aus. Herder wie Caroline labten sich an dem edlen Schweizer, der es verstand, sich als ein Märtyrer für die Wahrheit und für das Beste der Menschheit darzustellen. Er, der Verlogene und Herrschsüchtige, galt ihnen als „einer der stärksten, reinsten, geordnetsten, gütigsten Menschen". „Meine Seele, schrieb Herder an Lavater, klebt fest an der seinen und nichts auf der Welt soll sie trennen. Ich habe auf ihm, wie auf einer Säule der Liebe geruht, und will immer an ihm ruhen, wenn ich seiner gedenke." Ja, es war in Herder's Augen das beste Zeugniß für den jungen Herzog, daß sich auch dieser zu Kaufmann, wie zu einem Bruder gehalten hatte. Zum Glück ging der Apostel bald weiter, um zunächst in Dessau sein Wesen zu treiben" u. s. w.

Haym bemerkt selber:

„Auf die Länge indeß würde sich Herder weder mit Kaufmann noch mit Lenz haben halten können, und wenn sein gefeierter Hutten ihm im Leben entgegengetreten wäre, so würden ihre Wege bald auseinander gegangen sein."

Dieser Enthusiasmus für einen Kolossalschwindler, welcher in unsern Tagen — schon ganz allein auf seine verzwickte Physiognomie und sein ganzes Aeußere hin — in keiner halbwegs anständigen Gesellschaft zugelassen würde, gibt uns ein Zeugniß für die Unerfahrenheit und komische Leichtgläubigkeit der Kaufmannbewunderer in Weimar. Evangelium, Apostelgeschichte und Apostelbriefe, — das dünkte ihnen nicht geheuer, aber einem schlecht maskirten Schwindler kommen sie mit dem vollsten Kinderglauben entgegen.

2. Größenwahn mit dem Talent, Geschäfte zu machen.

Die Briefe und Aufschreibungen dieses Kraft- und Prachtgenies sind Zeugnisse von hochgradigem Größenwahn, er wirft immer mit „Thaten" herum, aber kein Mensch weiß, was er je gethan hätte, außer Schulden machen, Geld erschwindeln oder erpressen und als prahlerischer Tagedieb in der Welt herumflaniren. Sein Freund Mochel, der ihm bisweilen die Wahrheit sagte (S. 42),

„dürfte ihn ganz aufgegeben haben, der immer nur von Thaten sprach, sich für einen zu großem Wirken geschaffenen, vom Himmel zum Besten der Menschen gesandten Kaufmann hielt, der da bei Allem die Wahrheit zu sagen berufen sei, während er nur den dreistesten Ehrgeiz befriedigte, jede gründliche Bildung des

Geistes und Herzens als eine ganz ungehörige, seine hohe Natur verletzende Anforderung von sich wies."

Leider wurde dieser immer am Rande des Beobachtungszimmers herumschwindelnde Aufschneider in seinem Wahne durch den gutmüthigen Lavater bestärkt, den er durch seine Komödie der „Kraftmenschlichkeit" und „Thatkräftigkeit" förmlich eingeschüchtert und für sich gewonnen hatte. Besonders einen jungen Menschen, Ehrmann mit Namen, hatte Kaufmann derartig mit seinen Phrasen beschwindelt, daß dieser fast wie anbetend vor diesem Phänomen auf den Knieen lag — ihn bewunderte, und in seinen Kreisen die dem Kaufmann gemachten Vorwürfe von Frechheit und Unwissenheit abzuschwächen suchte.

So schrieb dieser Ehrmann an Iselin über seinen Herrn und Meister (S. 43):

„Kaufmann, der zum Handeln, zum Schnellüberschauen, zum Durchdringen geschaffen ist, bedarf hierzu der ruhigen, methodischen Studien nicht, und hat eben auch die entschiedenste Abneigung davor" u. s. w.

Dieser gute Jünger Ehrmann hatte keine Ahnung, wie er seinen Meister durch diese versuchte Entschuldigung seiner Faulheit und seines Nichtslernenwollens beim besten Willen als einen hochmüthigen, aufgeblasenen Tagedieb signalisirte. —

In der Schweiz verlobte sich Kaufmann mit einer Anna Elisabeth Zieger, die sich von dem Geschwätze dieses Kraftmenschen bezaubern ließ und schwärmerische Briefe voll Verehrung für ihn abfaßte. Die Vorsteher der Philanthropins in Dessau, sämmtlich dem Schwindel hold, wußte dennoch Kaufmann durch seine Radomontaden so sehr zu beschwindeln, daß sie sich eine Ehre daraus machten, ihn als Zeugen bei den Prüfungen bei sich zu haben. Das ist ihnen aber theuer genug zu stehen gekommen. Auf Mochel's Erzählung muß sich die Angabe gründen, Kaufmann habe Reisegeld verlangt, um das Philanthropin zu untersuchen:

„Und nachdem die Dessauer 200 Thaler aufgenommen und ihm geschickt hatten, brachte er sie durch und kam nicht, nahm zu den 700 schon für gemeinschaftliche Kasse erborgten Reichsthalern, woraus Kosten bestritten worden, die er größtentheils mitgemacht, noch 300 von seinem Bruder auf, brachte auch die auf gemeinschaftliche Rechnung durch und kam nicht. Endlich verlangte er noch 50 Thaler, die er erhielt, und dann kam er. Jene

200 Thaler dürften die Dessauer gerade vor der Prüfung gesandt haben."

3. Kaufmann führt den Lavater und allerhand andere Celebritäten durch seine Heucheleien hinters Licht.

Wie hatte er den Lavater durch sein Geschwätz herumbekommen?

„Lavater vertraute ihm seine ganze Seele und der schlaue Abenteurer wußte von ihm Alles zu erhorchen, was zu seinen Zwecken dienlich schien."

Er unternahm nun seine Reise durch Deutschland, log, daß er in Freiburg zum Doktor promovirt wäre, und schreibt in einem Briefe über sich Folgendes (S. 53):

„Wo ich dann anfing, unter allerlei Namen in den Journalen, besonders in der Frankfurter gelehrten Zeitung, mancherlei Gegenstände zu medisiren,[1]) welches mir denn bei Vielen Furcht und Liebe erweckte, und mich mit nöthigem Rang und Titel zu den Höfen der Fürsten zog; auch mich mit meinem unruhigen Geist nach Holland, England, Schweden und Rußland an der Seite dieser oder jener Prinzen trieb und mit den großen Geistern unter dem Himmel, von mancherlei Art und Gestalt, in diesem oder jenem Fach, bekannt und familiär machte, und mit Iselin, Hirzel (Hans Kaspar, Lavater's Gegner), Schlosser, Goethe, Herder, Wieland, Claudius, Klopstock, Voß, Müller, Basedow, Campe, Wolter, Lavater, Pfenninger u. s. w. innig verbunden."

Bis auf die letzten zwei Zeilen alles schändlich erlogen; wahr ist nur, daß er von den zuletzt genannten Literaten einige kennen lernte, in Weimar sogar viele beisammen fand, aber z. B. für die gerühmte Familiarität haben wir einen schönen Beweis in Weimar, wo Goethe ihn einen „Lump" genannt hat.

Aber nicht genug, daß Kaufmann selber die Leute in seinen Briefen fürchterlich anlog (wie mag er dieses Geschäft erst im mündlichen Verkehr, wo es nicht so gefährlich ist, verstanden haben), suchten seine Biographen ihn durch noch unverschämtere Lügen, als die von ihm selber gewagten, zu übertreffen.

Kaufmann mochte ein ganzes Testament von Lügen in seinen Aufschreibungen hinterlassen haben. Loretz erzählt in einem Lebensabriß über ihn:

---

[1]) Der Schwindler mit seiner „entschiedenen Abneigung vor allen methodischen Studien" wußte offenbar gar nicht, was „medisiren" für eine Bedeutung hat.

„Nachdem er seine medizinischen Studien dermaßen absolvirt[1]), trat er 1775 als Leibarzt des Erbprinzen in Hessen-Darmstädtische Dienste und reiste mit demselben nach Rußland, nachdem er vorher den Titel als Hofrath von dem Landgrafen erhalten hatte. Im Herbst des folgenden Jahres kam er wieder zurück und erhielt nun von dem Markgrafen von Baden den Auftrag, den Prinzen Friedrich von Baden nach Holland zu seinem Regiment zu begleiten. Nachdem auch dieses geschehen, reiste er auf einige Zeit nach der Schweiz. Bei seinem Freunde Iselin in Basel hielt er sich einen Winter auf und machte dann in Gesellschaft von Schlosser eine Reise nach Hannover und Göttingen. Von hier wurde er vom Fürsten von Dessau nach Dessau berufen."

Wieder alles schändlich erlogen. Den Erbprinzen von Hessen hatte er in Weimar gesehen; alles andere über die Reise ist Dichtung, den Titel Hofrath mochte er sich angemaßt haben. Auch der Ruf nach Dessau ist nicht vom Fürsten, sondern von Basedow ausgegangen.

Dietze schildert ihn 1776:

„Als urkräftiger Natursohn und feuriger Thatmann trat unser Held[2]) überall auf. Es wird berichtet, daß der Kraftapostel, aus dessen Blick stürmisches Feuer u. unternehmende, alles bewältigende Kraft sprachen, mit mähnenartig flatterndem Haar und langem Bart, die Brust bis an den Nabel nackt, in grüner Friesjacke und gleichen Hosen (Charivaris) oder einem rothen Rocke, einen Freiheitshut auf dem Kopfe, einen tüchtigen Knotenstock in der Hand, auftrat, ja daß der biderbe Schweizer, der sich auf das in seiner unangenehmen Sprache sich verrathende Schweizerthum viel zu Gute that, selbst an den fürstlichen Höfen in einem solchen Aufzug erschien. Zu seinem treuen Schimmel zeigte er eine zärtlich dankbare Neigung, während Ehrmann (sein Sancho Pansa) sich seine Launen gefallen lassen mußte. Ueberall rühmte er, daß er als Repräsentant der Menschheit nach Dessau gehe, um das Philanthropin, an dem er zwei Lehrer besolde, in Ordnung zu bringen oder zu zerstören."

Ende des 19. Jahrhunderts würde diese Erscheinung nur ausgelacht, und bei hartnäckigem Verharren im Aufschneiden und dem Nichtablegen des Theatergewandes in einem Irrenhaus versorgt werden. Daß er aber doch das Schwindeln für seine

---

[1]) Seine ganzen medizinischen Studien bestanden historisch erwiesen in dem Umstande, daß er eine Zeitlang in einer Apotheke zu Bern als Lehrling zum Pillendrehen und Pflasterstreichen verwendet worden ist. Er hatte auch über die Pharmacie kein Zeugniß aufzuweisen.

[2]) Unser?! wessen unser? wir müssen schon sagen: unser Held ist das nicht.

Zeit verstanden haben muß, ist aus der vortheilhaften Meinung zu ersehen, die Lavater über ihn ausgesprochen. Es kommt bei wirklich frommen Leuten öfter vor, daß sie sich von Gaunern, die ihnen ihre Schwächen abgelauert haben, düpiren lassen. So schrieb Lavater an Geßner in Ellwangen über einen Besuch von Seiten Kaufmann's:

„Sie haben also meinen lieben Freund, ein Seher Gottes und der Wahrheit, gesehen.[1]) Es freut mich mit jedem Augenblick mehr, und ich weiß nicht, wie mir zu Muthe wird, wenn ich denke: so lebt doch zu gleicher Zeit mit dir ein Mann, der mit Kraft zeuget von dem Leben Jesu, und einer von den Menschen, denen ich am meisten glauben darf, hat mir bezeugt, daß er ist kein Gaukler, kein Betrogener, kein Betrüger." „Kaufmann muß sich dieses Besuches gerühmt haben. Voß, der den Abenteurer mehrere Monate später kennen lernte, bezeichnet ihn als Lavater's wellenhaarigen, um Geßner geschäftigen Kraftapostel."

Wir ersehen aus diesem Briefe auf's neue, wie die Literaten verschiedenen Kalibers in jener Zeit mit dem Titel: „Seher Gottes und der Wahrheit" sehr splendid gewesen sind. Kaufmann ist trotz dem sehr wohlwollenden Urtheil des von ihm betrogenen Lavater Gaukler und Betrüger zugleich gewesen; möglich ist, daß er in manchen Momenten seiner maßlosen Eitelkeit auch sich selber für einer Seher Gottes gehalten hat; dann war er aber auch Betrogener, der sich selber zuerst betrogen hat, um darnach Andere zu übertölpeln.

Dem Markgrafen von Baden schwadronirte er so viel von den ungeheuern Wirkungen des nach seinen Grundsätzen und Marotten construirten Philanthropins vor, daß ihm dieser fast in die philanthropische Falle hineingerathen wäre; als er den Markgrafen aber auch zum „Ritter des Ordens von der hörnenen Dose" erheben wollte, und, um diesem Orden in den Augen des Markgrafen Bedeutung zu verleihen, die unverschämte Lüge zu Hülfe nahm, Lavater habe diesen Orden gestiftet, mochten dem Markgrafen doch die Augen aufgehen — es ist in dieser hörnenen Dose doch gar zu starker Tabak gewesen und

„soll sich Kaufmann doch durch sein unbesonnenes, stolzes Reden und Handeln selbst Mißkredit und Verachtung zugezogen

[1]) Als Lavater später zum Einsehen gelangte, wie sehr ihn dieser verdächtige „Seher Gottes" beschwindelt hat, wollte er nicht einmal den Namen desselben mehr nennen hören!

haben. Mochel (Kaufmann's Begleiter und Sancho) hörte, Kaufmann habe den Markgrafen die Regierungskunst lehren wollen, ihm als Arzt mit brahmanischer Stirn das Fleischessen untersagt, die Erdäpfel als die einzige gesunde und beste Nahrung gepriesen und selbst angerathen, seine Unterthanen in den einfältigen Naturstand, wo man sich hiermit begnügte, zurückzuführen, ungeachtet der Antwort des Markgrafen, er habe bisher mit Heinrich IV. geglaubt, seine Unterthanen nicht glücklicher machen zu können, als wenn jeder Bauer des Sonntags sein Huhn im Topfe habe."

Es ist sehr komisch, daß verschiedenartige Schwindler schon im vorigen Jahrhundert das glückliche Reich Baden sich zu einer Versuchsstation für Volksbeglückung ausersehen haben. Voß wollte die badischen Bauern mit seinen „Erdäpfelliedern" glücklich machen, und Kaufmann wollte Voß's poetischen Schwindel als nationalökonomisches System in's Leben einführen und gab dem Markgrafen den Rath: er solle seine Bauern mit der einzig gesunden Nahrung, den Erdäpfeln, abfüttern.

Im Kopfe dieses Kaufmann gackerte ein ganzes Nest voll von verrückten Plänen herum; er hatte die Gabe, eine Menge von Leuten aus der sogenannten gebildeten Klasse für den einen oder anderen davon zu gewinnen. Schlosser, Goethe's Schwager, durchschaute den ganzen Erziehungsschwindel, den diese Gattung Reformatoren zu ihrem Vortheil ausnutzen wollten. Auch Basedow, dessen Erziehungspläne sich als total hirnverbranntes Zeug erwiesen, wurde mit seiner Abwechselungsmethode (alle halbe Stunde ein anderes Fach) lächerlich gemacht:

„Emile wollt ihr erziehen, rief er, starke Menschen, und wagt's nicht, ihnen Stärke zu geben, länger als eine halbe Stunde sich mit einer Sache zu beschäftigen."

Ueber den zuchthauswürdigen Barth lohnte es sich, eigens eine historische Skizze eines Erziehungsapostels im 18. Jahrhundert zu entwerfen.

Ueber die Anwesenheit Kaufmann's in Weimar berichtet Düntzer:

„Am 22. September 1776 besuchte Kaufmann Goethe, und es gelang ihm, durch sein herzliches, frische Kraft und Geistesstärke athmendes Wesen, in Verbindung mit Schlosser's und Lavater's warmen Empfehlungen, auch diesen, der Geister sonst so gut zu unterscheiden wußte, für sich einzunehmen."

Düntzer berichtet S. 71:

„Goethe genoß denselben Tag ohne Zweifel in seinem Gartenhause eine „herrliche Nacht mit Kaufmann". (!) Auch 2 Tage

später ist er wieder Nachts mit Kaufmann. Am 28. aß dieser zu Belvedere mit dem Herzog, Goethe und von Wedell zu Mittag. Nach Tische zusammen im Garten Goethe's. Abermals wüthig (berichtet das Tagebuch). Den 30. machte Goethe mit Kaufmann und dem Rittmeister Lichtenberg einen Ausflug über Schwansee und Tennstedt zum Gute des Oberconsistorialraths Lynker."

4. Goethe nennt ihn einen Lump, die Frau Herder einen Engel und Märtyrer für die Wahrheit. Der Schwindler wird auch Freimaurer.

Wie stimmen diese von Düntzer im Muthmaßungsdelirium vorgebrachten Liebenswürdigkeiten, mit denen Goethe diesen Kaufmann hier überhäuft, mit denen von Hegner zusammen? „Goethe nennt ihn (den Kaufmann) einen Lump." S. 72. Die Frau Herder hatte dieser Gaukler dermaßen angeschwindelt, daß sie an Gleim schrieb:

„Meines Bruders Reisegefährte, oder vielmehr sein Engel (!!) Kaufmann aus der Schweiz macht unsere erste Glückseligkeit (!!) in diesen Tagen aus, einer der edelsten Menschen, ein Märtyrer für die Wahrheit und das Beste der Menschen. Ach, man entweiht sein ganzes Wesen, wenn man nur von ihm schwätzt und ihm nicht nachfolgt."

Dafür lobte wieder Kaufmann in einem Briefe an Lavater „das hohe Entzücken", worin ihn die Bekanntschaft des einzigen Mannes (Herder) versetzt habe. Er habe Herder verschlungen, ausgetrunken. „Das ist Quellwasser".

Bertuch äußert an Ring über Kaufmann:

„Es ist ein Mann von großem innerem Gehalte, vom feinsten Gefühl und edelstem Herzen, und man kann den Tag segnen, da man einen solchen Menschen findet."

In Dessau speiste Kaufmann mit dem Fürsten und der Fürstin an der Tafel. Man erwartete sich Wunder von seiner höheren Erziehungskunde. Als man ihn zum Lehrer bestimmen wollte, wurde er hoch beleidigt:

„Das wäre für ihn entehrend gewesen, sagt sein Freund Klinger, er wollte als Richter und womöglich als Umgestalter des Philanthropins gelten."

Der Schwindler war eben, was Wissen anbetraf, an allen Ecken und Enden reine Null, er war Ignorant in folio; hätte er in irgend einem Fach lehren sollen, so müßte er seine boden-

lose Unwissenheit enthüllt haben. Das sagt auch mit Recht Düntzer:

„Basedow empfing den durch das auf ihn gesetzte Vertrauen höchst aufgeblasenen, aller gründlichen Kenntniß und Einsicht ermangelnden jungen Mann mit freundlichster Zuvorkommenheit und Achtung in der Mitte des Kurators und der Lehrer.“

In Dessau benutzte Kaufmann seine Autorität, um die dort wirkenden Philanthropisten durch die niedrigsten Ränke und Lügen durcheinander zu hetzen, um sich selber als Richter geltend zu machen. Nachdem Düntzer auf mehreren Seiten das wahrhaft zuchthauswidrige Treiben dieses großen Apostels berichtet, heißt es S. 80:

„Und dieser Wohlthäter des Philanthropins entblödete sich nicht, trotz der sehr beschränkten Mittel der jungen Anstalt sich 400 Reichsthaler zur Belohnung seines Wirkens auszahlen zu lassen.“

Auch in den Maurerbund ließ sich Kaufmann aufnehmen, aus dem gewöhnlichen Bedürfniß der meisten Candidaten: durch diesen edlen Bund zwar nicht der Menschheit, aber wenigstens sich selbst Wohlthaten zu erweisen, das heißt durch das Zusammenwirken der Brüder sich Vortheile herauszuschlagen.

Der arme Lavater, den Kaufmann besonders anzuschwindeln verstanden hat, machte sich und seine physiognomischen Studien nie lächerlicher, als durch den Umstand, daß er das Gesicht dieses Schwindlers in verschiedenen Ansichten brachte und alle möglichen und auch unmöglichen Tugenden aus demselben herauslas und herausdemonstrirte.

5. Setzt den Prediger Müller durch seinen Schwindel in helle Begeisterung.

In Ulm hatte Kaufmann den Prediger Müller (Verfasser des Siegwart) durch seine Heuchelei, religiöse Innigkeit und aufopfernde Menschenliebe (S. 90) und durch ein Feuerwerk von überspannten, sprühenden Gedanken, scharfen Urtheilen, wunderlichen erlogenen Berichten über sein Wirken und seine Beziehungen zu den bedeutendsten Männern derartig angeheuchelt und angeschwindelt, daß dieser zwei volle Seiten der hirnverbranntesten Lobsprüche bezugs des Kaufmann zusammenschrieb, z. B. (S. 91):

„So viel Wahrheit, Kraft ohne Affektion, tiefen Seherblick, der auf einmal den ganzen Menschen versteht und durchschaut, so viel Liebe, Güte, kurz alles, was ich mir aus einem Engel, der nicht fern vom Throne Gottes steht, denke, habe ich noch in keinem Menschenbilde vereinigt gefunden." „Gesegnet sei ewig der Tag, da er in meine Arme sank und mein ward. Wie viel hundertmal will ich mit ihm beten, daß uns Gott noch oft zusammenführe. Unter allen Prädikaten, die ich schon vom Maler Müller, Lavater u. a. auf Kaufmann hörte, finde ich keines so wahr, als was ihm Lavater in seiner Ankündigung an mich gab: der Einzige."

6. Kaufmann wird nach und nach enthüllt. Auch Lavater findet, daß er ein „Lump" war.

Nachdem Düntzer von S. 91—116 viele Briefe angeführt, die von den Reisen, Prahlereien, Lügen, von der glänzenden, bisweilen entlarvten Unwissenheit, die sich immer mit frechem Absprechen zu decken sucht, Bericht erstattet, kommt er S. 117 zum Abschluß:

„Was war aus Kaufmann's ausschweifenden Plänen geworden? In Dessau war er entlarvt, zu Weimar stand er in üblem Rufe, in Berlin galt er als eitler Großsprecher, in Rußland, wo er ein großes Erziehungshaus hatte gründen wollen, war es ihm schlecht ergangen, an keinen der Höfe, die er besuchte, durfte er zurückkehren, in Deutschland hatten ihn außer Haugwitz, dessen Pensionär er geworden, fast nur Claudius, Herder, Hamann und Schlosser noch nicht aufgegeben."

Aus den Jahren 1777—1781 berichtet ein Kapitel: „Rückkehr, Verheirathung, tolle Wirthschaft, übler Ruf, Pietismus, die Nothwendigkeit, die Schweiz zu verlassen". Goethe's päteres Urtheil über den Kraftapostel finden wir S. 114:

„Gegen den 20. November 1779 kam Goethe mit dem Herzog von Weimar bei Lavater an. Dieser mußte jetzt selbst gestehen, daß sein Apostel ein Lump sei, der nur von Stolz und Ehrsucht getrieben worden. Als er gegen den 8. Dezember bei Clarisegg vorüberkam, konnte er sich nicht enthalten, in übermüthiger Laune über Kaufmann zu spotten:

„Ich hab als Gottes Spürhund frei
Mein Schelmenleben stets getrieben,
Die Gottesspur ist nun vorbei
Und nur der Hund ist übrig blieben."

Diese Verse fanden sich in Goethe's Nachlaß (Reimer II. S. 535).

S. 145. Häfeli, Lavater's Schüler und Verehrer, theilte Hamann auf seine Erkundigung mit:

„Kaufmann hat eine sonderbare Komödie in der Schweiz gespielt, deren Knoten ihm nun so enge um den Hals würgt, daß er ihn kaum wird lösen können. Alle seine Freunde hat er von sich, sich von allen seinen Freunden entfernt. Ungemessener Ehrdurst und Herrschsucht ist sein Wurm, der nie stirbt. Ich kenne ihn von seinem 10. Jahre an und lernte mit ihm unter einer Ruthe Latein."

Nach vielen Schwindeleien wurde er Herrnhuter in Schlesien und wußte 1786 den medizinischen Regierungsautoritäten in Dresden so viel von seiner gnadenreichen Bekehrung vorzumachen und in Abwechslung fromme, salbungsvolle und auch wieder medizinische Seifenschaumhohlkugeln aufsteigen zu lassen, daß er auch diese Herren bethörte, und eine förmliche Erlaubniß, medizinische Praxis zu üben, aus ihnen herauszulocken verstand. —

7. Kaufmann bekommt eine Anstellung bei den Herrnhutern.

Er hatte in Sachsen verschiedene Adelige für seine herrnhuterische Weltbekehrung zu gewinnen gewußt. 1786 wurde ihm eine Anstellung in der Gemeinde Gnadenfeld verliehen. (S. 201.) „Auf dem Wege nach Gnadenfeld war ihm die Kleidung der Frauen anstößig, da sein Grundverderben, die Wollust, sich zu seiner Demüthigung regte." Den Eindruck der Einfahrt in Gnadenfeld verdarb er sich dadurch, daß er „sehr hoch gespannt war", weshalb ihm alles zu „kalt und zu stumpf" schien. Am andern Morgen „legte er sich zu Jesu Füßen und in seine ausgespannten Arme". Da fühlte er denn seinen Frieden und die Zusage, daß er hier wohnen, Ihn preisen und für Ihn leben solle. „Von 4 bis 6 Uhr mit den lieben Brüdern der Aeltestenconferenz, sehr gerade expectorirt und durchgeredet wegen Logis und dergleichen.[1]) Ich war außerordentlich frei und machte scharfe Arbeit bei meinen lieben, guten Brüdern, die aber doch willig waren, alles anzuhören."

„Beim Abschied (von Gnadenthal) genoß er von Jedermann distinguirende Achtung, die ihn etwas berauschte und taumelte."

[1]) Nach den einleitenden Worten vermeint man weiß Gott was für gottselige, freimüthige, Menschenfurcht verachtende Vorschläge und fromme Pläne es waren, über die er sich expectorirt hat und da kommt nun am Ende die sehr irdische Sorge ums „Logis und dergleichen" heraus.

„Meine Aufführung war zu Gnadenfeld sehr schlecht, hochfahrend, scharf und hitzig, und meine Scham darüber ist groß. Hat der Heiland nicht zugedeckt und zurecht gemacht, wo ich's verdorben, so ist ein widriger Eindruck geblieben. Aber ich traue es seiner Erbarmung ohne Grenzen zu, daß er mich bei dieser seiner armen unvollkommenen Gemeinde doch gnädig als einen begnadigten Sünder legitimiren wird. Aller Orten fand ich freien Eingang zu den Herzen meiner Geschwister, und das machte mich leichtsinnig und aufgebläht, ich komme von der Sündenspur in eigene Geisteshöhe."

In Kniegnitz wohnte er mehrere Tage bei einer ebenfalls außerordentlich begnadigten Sünderfamilie; gelegentlich dieses Aufenthalts schreibt er (S. 203):

„Die Geschwister von Falkenhayn hatten sehr viel mit Geldaffairen zu thun und werden nun wohl in der Stille wiederum ein paar tausend Gulden in die Landschaft thun, welches denn alle Jahre so fortgeht. Was sie in den paar Tagen an Geld eingenommen, ist nicht zu zählen. Das geht immer darauf los, und unser einer sieht nur im Stillen so zu, würde sich gerne regen und bitten, ihm was Vorschuß zu geben, wenn man nur von ferne bemerkte, daß man willigen, offenen Eingang zu erwarten hätte."

Am nächsten Morgen, einem Sonntage, schreibt er:

„Die guten Geschwister lassen sich's sauer werden, und auch heute ist unten keine Ruhe, sondern ein emsiges Geldzählen, Rechnen und Wirthschaften. Und mich plagt Sehnsucht nach den Meinen und besonders nach meinem lieben Weibe, von deren fleischlicher Anhänglichkeit ich mich nicht allezeit frei fühle. Die müßigen Tage können einen leicht aus geistiger Meditation in eine fleischliche verwickeln. O, wie gut ist es, daß ich einen Heiland habe, der nicht müde des Erbarmens wird, der hält und trägt, bis man in's kühle Grab zur Ruhe gelegt wird."

Düntzer fügt den Betrachtungen dieses kuriosen Heiligen nur bei:

„Von einer allmäligen Vervollkommnung war bei ihm nicht die Rede, die Gnade des Heilandes stand dem Sünder immer zur Seite, und er durfte sich auf dessen Vergebung getrost verlassen."

Diese hier auf ihrer spitzigen Höhe angelangte Herrnhutisch-Kaufmann'sche Sündentheorie und Gnadenlehre, vermöge welcher einer getrost fortsündigen und sich dabei auch immer getrost auf Gnade und Vergebung verlassen soll, kann man — auch mit dem besten Willen, dieselbe ernsthaft zu betrachten — doch nicht umhin, auch mitunter komisch und lächerlich zu finden.

Den Kaufmann genirt es sehr bei seiner apostolischen Rundfahrt, daß diese Geschwister immerfort Geld zählen, er hätte gute Lust, dieselben um einen „Vorschuß" zu bitten, wenn er nur willigen und offenen Eingang (in die Geldlade) erwarten könnte. Auch anderweitig werden ihm in das erbauliche Lustgärtlein seiner geistigen Meditationen allerhand Steine hineingeworfen; wenn er sich dann in seinen von ihm selber theils hervorgerufenen, theils begünstigten Tribulationen nicht zu helfen weiß, dann ist er des Dafürhaltens, es sei Pflicht der Gnade, seine zerknitterten und verkrüppelten Seelenzustände auf's Gleiche zu bringen, es bedürfe hierzu nichts, als sich in seiner eigenen Jämmerlichkeit recht mit Lust widerzuspiegeln.

Hinter dem Blumengebüsche außerordentlich fromm duftender Phrasen lauerte aber immer eine giftige Schlange (S. 203):

„Seine Sorge war, sich jetzt von Neusalz möglichst loszulösen; gern hätte er einen Vorschuß von 600 Thalern gehabt, aber Herr von Witzthum, zu dem er nach Tschapplau gerannt war, sah sich außer Stande, ihm einen solchen zu leisten. Dagegen lieh ihm von Falkenhayn 300 Reichsthaler. Ihm und seiner Schwester widmet er jetzt auch die Reiseberichte, welche er nicht lassen kann, er schreibt sie zunächst für sie nieder, wodurch sie eine eigene Färbung erhalten, da er vor ihnen in günstigem Licht sich zeigen möchte."

8. Kaufmann verblüfft die Leute durch sein Versprechen, große Thaten zu üben.

Wir sehen hier das Kraftgenie, das früher immer mit großen Thaten herumwarf, auf einmal sehr sanftmüthig werden und sehr leise auftreten.

Wie er nach Herrnhut kam und dort stabil blieb, beschreibt er selber außerordentlich gesucht salbungsvoll (S. 204):

„Ueber Bautzen und Löbau gingen sie (Kaufmann und seine Frau) nach Herrnhut, wo sie im Gemeindelogis abstiegen. Er enthielt sich hier aller ärztlichen Praxis, bis am 9. Juni 1786 ein Schreiben Gregor's eintraf, das ihn im Namen der Unitätsältesten-Conferenz ersuchte, den erkrankten Bruder Johann Friedrich Köber, den langjährigen, höchst verdienten Syndicus, dessen Erhaltung allen am Herzen lag, zu besuchen, da man zu ihm das größte Zutrauen hatte. „Und da ich einfach, kindlich und gehorsam hinging," schreibt er, „fühlte ich gar bald das Bekenntniß des Heilandes bei meinen Berufsgeschäften, welches mich bei meiner Armuth gar sehr tröstete." Es waren die Pfingsttage, die er vor seinem Abgange nach Gnadenfeld in Herrnhut zubrachte, ohne zu

ahnen, daß dieses ihm zu thätigem Wirken für die Folge seines Lebens bestimmt sein sollte. Er selbst berichtet: Es wurde mir viel und auf mancherlei Weise zugeredet, in Herrnhut zu bleiben. Ich blieb einfältig beim Worte des Herrn und bat endlich die lieben Brüder der Unitätsältesten-Conferenz, zu erlauben, daß ich an den Ort meiner Bestimmung abreisen könnte. Sie wollten davon nichts hören, sondern frugen den Heiland, ob man nicht von meiner Destination nach Gnadenfeld abgehen sollte. Darauf er ein gnädiges Ja ertheilte, und ich darauf die Anweisung bekam, als Medikus der Unitätsältesten-Conferenz (und nicht als Gemein-Medikus) in Herrnhut zu bleiben, bei der Losung vom 12. Juni 1786. Da ich des Heilandes Leitung und Willen erkannte, so bat ich ihn auch in kindlicher Ergebung um seine fernere gnädige Leitung, Führung und Bewahrung."

9. Kaufmann wirkt als Arzt und läßt sich Doctor schimpfen.

Kaufmann enthielt sich anfangs aller medizinischen Praxis und wartete, bis man ihn zu einem Kranken berief. Er redet viel vom Bekenntniß des Heilands, er läßt den Heiland sogar ein gnädiges Ja ertheilen, um getröstet sich als Medikus der Unitätsältesten-Conferenz anstellen zu lassen. Er hatte, wie schon gesagt, in keinem einzigen Fache medizinische Studien gemacht, nicht Ein Zeugniß über einen medizinischen Lehrgegenstand aufzuweisen; nur von seiner Zeit als Apothekerlehrling hatte er sich Recepte gesammelt. Diesen totalen Mangel an legalen Befähigungsnachweisen sucht er immer mit einem ganz frommduftenden Phrasengebüsche zuzudecken. Das geht auch aus dem ferneren Berichte Düntzer's hervor (S. 265):

„Für Kaufmann war es der größte Triumph, den er zunächst feiern konnte, daß er zum Medikus der Unitätsältesten-Conferenz erwählt war, ja daß er an der durch des Grafen von Zinzendorf Anwesenheit geweihten Stätte zu Berthesdorf seine Wohnung nehmen sollte. Freilich wird er die Verhältnisse geschickt benutzt haben, um einen solchen Beschluß zu Wege zu bringen. Die Freudenbotschaft mußte er zunächst Lavater verkünden, der ihn einst ausgesandt hatte, aber jetzt mit solchem Abscheu von ihm erfüllt war, daß Niemand seinen Namen vor ihm nennen durfte.[1]) Er konnte sich rühmen, vom Heiland zu dieser Stelle berufen zu sein und durch ihn die gesegnete Wirksamkeit gefunden zu haben."

---

[1]) Vgl. Campe's Brief an Lavater vom 25. October 1785 bei Haym. Seite 188. Selbstverständlich mußte der vertrauensvolle Lavater nicht wenig in Harnisch gerathen, nachdem er Beweise genug bekommen, welche ihm den bald keck, bald kriecherisch auftretenden, aber immer schwindelfertigen Kaufmann im wahren Lichte darstellten.

„Er konnte sich rühmen?" — Aber mit gutem Gewissen konnte er sich nicht rühmen, sondern eben nur wieder als Schwindler, der den Leuten weiß machen will: nicht er mit seinen Pfiffen und Kniffen habe sich diese Existenz begründet, sondern die göttliche Fürsorge habe ihm, dem Liebling derselben, eigens zu seiner Stelle verholfen.

10. Kaufmann spielt den gnadenreichen bekehrten Sünder.

Düntzer ist so gutmüthig, über das bekehrte Leben Kaufmann's in der Brüdergemeinde zu berichten:

„Der Aufenthalt in Herrnhut in einem äußerst wirksamen Beruf ward ihm immer erfreulicher, da er so viel Erbauliches bot und sich hier eine so innige Verbindung der einzelnen Familien bildete, wie sie sonst nicht möglich. Auch sein häusliches Leben gestaltete sich friedlicher. Lisette lernte ihren mit solchem Erfolg wirkenden, allgemein in hoher Achtung stehenden Gatten immer mehr verehren, fügte sich um so williger seiner Laune, als er selbst auch milder wurde, wozu der stete Verkehr mit so vielen ehrwürdigen, von stiller Ruhe[1]) erfüllten Brüdern, aber auch das reifere Alter beitrug, das freilich die ihn beherrschende Ehr- und Herrschsucht nicht dämpfen konnte. Ja, schon dachte er daran, eine höhere Stellung in der Unität einzunehmen. Darauf deutet wohl die Aeußerung: „Mir ist es besonders wichtig, daß ich so schöne Gelegenheit habe, unsere Gemeinverfassung gründlich kennen zu lernen, und so tägliche Erfahrungen mache, wie der Herr im Regiment sitzt, und wie dem Alles, auch Fehler, Vergehen und Versehen der Vorgesetzten sogar, zu seligem Zweck dienen muß. Soll ich nach des Heilandes Willen länger leben, so hoffe ich von dieser Zeit einen seligen Nutzen für die zukünftigen Zeiten und Stunden, denen der Herr mich erhält." So lebte er in beständiger Thätigkeit und Spannung ein sich an die Sünderliebe Jesu haltendes Leben, seinem Heilande dankte er alles, was ihm gelang, ihm klagte er alles, was er fehlte, Morgens und Abends wurde von ihm und den Seinigen Gott gedankt, Verse gezogen und Lieder von den Kindern gesungen; allen Andachtsübungen der Gemeinde mit Erbauung beigewohnt. Lisette hing an ihm mit voller Seele und bedauerte nur, daß sie noch nicht so innig, wie sie wünschte, am Heiland hange und oft durch Kleinigkeiten ihrem „treuesten Manne, Vater und Bruder" Anstoß gebe. Einmal schreibt Kaufmann: „Ich reise heute mit etwas schwerem Herzen, weil ich nicht gerade in meinem Berufe stehe bei meiner

---

[1]) Als unsinniger Verschwender von Beiwörtern verdient Düntzer unter Curatel gestellt zu werden. Gibt es denn auch eine lärmende Ruhe oder einen ruhigen Lärm?

Reise (nach Sorau zu einem Collegen), und weil mein liebes Weib nicht in dem seligen Umgang mit dem Heiland steht, mit dem ich sie zu stehen wünschte", worauf denn Wünsche in der warmen, überspannten herrnhutischen Weise folgten, mit dem Schlusse, daß sie „in diesem Geist und auch mit dieser Kraft und Liebe denke an ihren lieben einzigen Christoph Kaufmann, der sie liebe wie Niemand, und stets für sie leide und flehe nach der Gnade, die er genieße."

Dieser Kaufmann hätte es doch gar nicht deutlicher darlegen können, daß eigentlich er und sein liebes Ich bei allen frommen Phrasen von der Sünderliebe des Heilandes — immer die Hauptsache und das Centrum blieb, um den sich die ganze Andächtelei herumhaspelte; nur an ihren lieben, einzigen Christoph soll sie denken, das ist das per omnia saecula saeculorum, auf welches seine Andachtsphrasen immer am Schlusse hinauslaufen.

Das gesteht auch Düntzer, freilich etwas verblümt, ein mit den Worten:

„Auch in der Jesuliebe sollte sie ein leuchtendes Vorbild in ihm sehen, sich an ihn halten, wie die Gemeine an den Heiland. Sie selbst fand sich endlich auf diesen Ton gestimmt, sie klagte, daß sie noch sehr an's Irdische gefesselt sei und wenig hinstrebe nach der Ruhe im Heilande. Es war für die arme Lisette ein trauriges Leben des Zwanges, den sie endlich kaum mehr spürte, ja sie fühlte sich in der gerade nicht christlichen Vergötterung ihres Christophorus selig, den sie mit Preis- und Schmeichelworten feierte."

11. Gegenseitige pietistische Verhimmlungssucht.

Wenn Jemand diese gegenseitige pietistisirende Verhimmlungssucht so vor Augen hat und selbe mit dem Namen eines salbungsvollen Schwindels bezeichnet, so kann man ihm nicht Unrecht geben. Mit den frommthuenden Phrasendrechseleien halten die Leute sich selber und auch gegenseitig zum besten. Das ist ein Abgrund von egoistischer Eigenliebe mit dem dürren Laubwerk frommer Phrasen zugedeckt.

Düntzer erzählt weiter (S. 232):

„Bestimmte Nachrichten über sein Wirken in den Jahren 1788 und 1789 sind uns nicht erhalten, doch können wir uns den Eindruck wohl denken, den der Ausbruch der französischen Revolution auf ihn übte. Sie war ihm natürlich der satanische Ausfluß der Aufklärung, gegen die es kein Heil außer in dem Sünder liebenden Jesu gab. Die schönwissenschaftliche Literatur war

ihm so verhaßt, wie die philosophische. Was konnte ihm Goethe's Iphigenie und Tasso sein? Und nun gar Schiller's weltstürmende Dramen und Heinses Ardinghelo! Voll Abscheu wandte der sein einziges Heil in der Sünderliebe Jesu und in völliger Hingabe schauende Herrenhuter sich von diesen Truggeistern ab, wie er über Kant und alle, die den Menschengeist über sich aufklären wollten, den Stab brach; er verurtheilte, was er nicht fassen, am wenigsten beurtheilen konnte, in seiner höchst einseitigen Weise."

Diese Ausführungen Düntzer's bedürfen selbstverständlich immer einer ausgiebigen Berichtigung. Es muß hier betont werden (was Düntzer nicht gethan hat), daß die Einseitigkeit Kaufmann's eben in dem schadhaften Apostolat gelegen ist, das er sich subjectiv für sich und auch in Gesellschaft mit der Brüdergemeinde angemaßt hat. Kaufmann betont eben immer nur die Sünderliebe Jesu, als ob der Welt-Heiland seine Liebe nur specifisch den Sündern allein zuwenden möchte und als ob er (Kaufmann) der echte, wahrhafte und von der Gnade Gottes besonders berufene Verkünder der Sünderliebe Jesu wäre, und als ob ein paar Jahrtausende vor ihm dieses Evangelium der Sünderliebe rein verloren und unbekannt gewesen wäre.

Wenn Kaufmann die französische Revolution als einen satanischen Ausfluß der „Aufklärung" betrachtete, so hatte er insofern Unrecht, als der Voltairianismus eben durchaus eine Aufklärung nicht ist, und nur dann einen erlogenen Grund, wenn er diesen Voltairianismus für eine Aufklärung zu halten sich herbeigelassen.

Wenn es heißt: die schönwissenschaftliche Literatur war ihm so verhaßt wie die philosophische, so ist dieser Haß bei dieser Persönlichkeit nicht so sehr aus dem der Religion feindlichen Gehalt, sondern aus dem völligen Nichtverstehen und auch Nichtwissen religiöser Grundfragen hervorgegangen. Die Frage: Was konnten ihm Goethe's Iphigenie und Tasso sein? — ist so vag und unbestimmt, daß dieselbe erst einer rechten Formulirung und Gliederung bedarf. Wir sprechen ganz gelassen aus: bei allen schönen Schilderungen des Gemüthslebens, bei allem Glanz der Sprache, bei aller ins Heidenthum sich hineinlebenden Phantasie des Dichters hat der nach Wahrheit und Erlösung dürstende Menschengeist weder in der Iphigenie noch im Tasso einen lebendigen, klaren Quell, um

seinen Durst zu löschen. Die höchst fadenscheinigen Moralprincipien, welche der Dichter im Tasso bloslegt, werden wir in den „Hau- und Bausteinen" des Näheren analysiren. Ferner fragt Düntzer: „Und nun gar Schiller's weltstürmende Dramen und Heinse's Ardinghello!" Was hat dieses Machwerk Heinse's hier zu thun? Ist in Ardinghelo vielleicht ein hohes Kunststreben, ein geistiger Aufschwung zu finden? In einer Schrift, die auch bei ihrem Erscheinen und zu ihrer Zeit nur als ein Ritualbuch in den Tempeln der Aphrodite gegolten hat. Ferner:

„Voll Abscheu wandte der sein einziges Heil in der Sünderliebe Jesu und in völliger Hingabe schauende Herrnhuter sich von diesen Truggeistern ab, wie er über Kant und alle, die den Menschengeist über sich aufklären wollten, den Stab brach; er verurtheilte, was er nicht" u. s. w. wie oben.

Wie hier Kant, der jedenfalls hochbegabte und ernste Denker, auf einmal zur Ehre kommt, mit dem miserablen, nur in schlüpfrigen Schilderungen starken Heinse, auf ein Brett gestellt zu werden! Daß Kaufmann verurtheilte, was er nicht fassen konnte, geben wir gerne zu, denn der Wissens- und Gedankenkreis dieses salbungsvollen Gefäßes ist sehr beschränkt gewesen. Es gibt aber auch Leute, die was Tüchtiges gelernt haben und einiges Talent auch noch besitzen, die nicht meinen, diese besagten Autoren mit der Bezeichnung von Truggeistern abgethan zu haben, die aber den von ihnen bezüglich religiöser Fragen aufgestellten Principien doch nicht beistimmen können, schon deshalb nicht, weil gerade in diesen Fragen, wenn es auf positive Antworten ankommt, sowohl die renommirten Philosophen als auch die Schöngeister einander zumeist ex diametro widersprechen. Somit darf man nur diese Herren einen über den andern den Stab brechen lassen. Kant, Hegel, Fichte, Schelling, Schopenhauer — waren diese nicht einer über den andern erbittert? Hat Schopenhauer seine Vorgänger, besonders den Hegel, nicht höchst verächtlich herunter zu schimpfen gesucht? Da sollte nun der große Düntzer die Frage lösen: wer von diesen Philosophen hat Recht? Denn nur jener, welcher Recht hat, kann den Menschengeist über sich selbst aufgeklärt haben, mit dem Aufklären wollen, das Düntzer sehr schlau ausspielt, ist eben nichts gethan. Mit dem bloßen Willen ist noch nichts geholfen!

S. 237:

„Die Brüdergemeinde sollte eine Aristokratie der von Jesu dazu besonders Berufenen sein; wovon freilich bei Frauen nicht die Rede sein konnte, (!) die nothwendig ihren Männern als Vertreter Jesu folgten. Darauf, daß er (Kaufmann) ein Begnadigter Jesu und bei seinem früheren großen Sündenleben ein wunderbares Beispiel seiner Gnade sei, bildete er sich nicht wenig ein."

Seine Gattin hatte Kaufmann derartig zu einer Schmeichlerin seiner Heiligkeit dressirt, daß sie ihm bei jeder Gelegenheit ihre ungeheure Liebe und Verehrung, aber immer mit einer Fülle von frommen Phrasen verquickt, verkündigen mußte. S. 248:

„Ihre Briefe und Tagebücher sind von Liebe zum Heiland, von Sündhaftigkeit und überspannter Verehrung des Gatten erfüllt. Einmal schreibt sie ihrem Christophorus, sie müsse sich sehr, sehr zusammennehmen, um nicht laut nach ihm zu weinen, der Heiland müsse ihren Schmerz stillen. „Er gab das große Maß der Liebe, und ich danke ihm unaussprechlich, daß er mich würdigt, so ein edles Wesen zu lieben, das Einzige unter den Sterblichen, und von ihm geliebt zu werden." Selbst das arge Schmählen ihres „holdseligen Christ" [1]), woran es nicht fehlt, war ihr wie alles von ihm „Nektar aus seinem Munde".

12. Selbst seine Frau kommt über den alten Sünder in Extase.

Ihm waren diese Briefe nach seiner Aufschreibung „Silberklang in seinem Ohr." Sie, die holde, war schon 42 Jahre alt, als sie in der Extase über ihren alten Sünder Folgendes schrieb (S. 249):

„Ach, der Heiland thut viele Barmherzigkeit an mir, bei aller Eitelkeit, Stolz und Rohigkeit zerschmelzt er oft mein Herz wie Wachs in seinen Wunden."

„Ich weiß es dem Heiland in Zeit und Ewigkeit nicht genug zu verdanken, daß er mich unwerthes Geschöpf eines solchen Mannes würdigt, der mich für Seel' und Leib verpflegt mit der treuesten Liebe. Ich hoffe auf's Neue zu seiner Gnade, daß diese Liebe, die er mir in Dir, edelster Mann, beweist, Dich noch in diesem Leben wird Früchte ernten lassen. Ich habe gestern und heute viel über Deine Treue und meine Untreue nachgedacht, und das Blut Jesu, das auch für solche Sünder Barmherzigkeit schreit, war meine Labung. . . Du unaussprechlich attachirtes Herz! Ach, wie stark ist der Trieb nach Dir, dem einzig Geliebten! Wie wohl thatest Du mir durch Dein Briefchen, Du einzig holder

---

[1]) So nannte sie den „Holdseligen" Schmähler und Krakehler abgekürzt statt Christoph.

Knabe, (!!) aber bald wär' ich in Schwermuth herabgesunken durch das, was Du mir von Deiner Lage schreibst, aber der Heiland richtet dich an seiner Vaterhand empor."

Die früheren Verehrer Kaufmann's, nachdem sie über ihn enttäuscht waren, wollten jetzt trotz aller seiner endlos fortgesponnenen frommen Phrasen nicht mehr recht sich von der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung überzeugen lassen. Die Selbstlosigkeit mangelte ihm an allen Enden und Ecken, wie ihr vollster Gegensatz, die maßlose Selbstsucht und Eitelkeit, bei allen Enden und Ecken heraussah. S. 256:

„In der Schweiz wollten noch immer nur wenige an Kaufmann's ernstliche Bekehrung glauben." „Lavater hatte die Absicht, bei seiner Reise von Kopenhagen über Berlin zu kommen, und dann auch Herrnhut aufzusuchen, aber von einer Neigung, Kaufmann wieder zu sehen, war gar keine Rede, ja nicht einmal einen Gruß richtete er an diesen."

S. 257:

„Breitete sich auch der Kreis der Brüdergemeinde immer weiter aus, so waren in ihr doch gerade in diesem Jahre manche betrübte Fälle vorgekommen, die ihrem Rufe schadeten; schlimme Vergehen waren entdeckt worden, die man bisher in dem reinen, frommen Brüderleben für unmöglich gehalten hätte. Und auch in der ärztlichen Behandlung war eine bedauerliche Nachlässigkeit vorgekommen."

Die Sache wurde dadurch noch verschlimmert, daß man sie verheimlichen wollte, wovon selbst der von Kaufmann und von der Brüdergemeinde außerordentlich eingenommene, jetzt geadelte, Jahn so unwillig ward, daß er dem Freunde schrieb:

„Sie müssen nicht glauben, daß, weil Sie, lieber guter Bruder, alles so geheimnißvoll und verborgen zu erhalten suchen und Niemand gerne etwas davon mittheilen, was dem Heiland[1]) und der Gemeine zur Schmach gereicht, solche fatale Scenen deßwegen verborgen bleiben und vom Publiko weniger scharf beurtheilt werden. Nein! Ich bin selbst auch Ihretwegen (Kaufmann) in einiger Besorgniß, daß, wenn in unserer Sitzung öffentlich das Nichtanzeigen solcher Vorfälle an's Kollegium gerügt wird, ich Sie vor einem offiziellen Verweis nicht sichern kann, und ob ich

[1]) Es ist ebenso sonderbar als charakteristisch, daß diese Herren vermeinten, ihre „schmachvollen Geschichten", die sie begingen, müßten auch dem Heiland zur Schmach gereichen — das ist eben die Folge dieses totalen Identifizirens mit dem Heiland und des vermessentlichen Vertrauens auf die immerfort geleierte aber sehr schlecht ausgelegte „Sünderliebe" desselben.

gleich Ihre friedliebenden Gesinnungen und Ihre geengte Lage kenne und Sie bedauere, so kann ich, erlauben Sie mir, es brüderlich zu sagen, Ihre Unthätigkeit um's Ganze und anderer willen in meinem Gewissen nicht billigen. Wo Liebe nichts vermag und der Sinn Christi nicht regiert, da müssen die obrigkeitlichen Gesetze herrschen."

Aus diesen Anführungen ist ersichtlich, daß unter dem dürren, vertrockneten Laub vom Lebensbaum herabgefallener unlebendiger Phrasen sich allerhand sehr schädliches Ungeziefer herumgetrieben hat. Derlei Wunden im moralischen Leben lassen sich, wie es weiter S. 258 heißt, auch mit Charpie nicht so geschwind heilen:

„Dagegen wollte es auch nichts helfen, daß die Brüdergemeinde, wie schon einmal vor 15 Jahren, ihre vaterländische Gesinnung dadurch bethätigte, daß die Schwestern auf die Bitte um Charpie einen überaus reichen Vorrath einsandten, was ihnen ein besonderes Lob vom geheimen Kriegsraths-Collegium eintrug."

Kaufmann schrieb oder diktirte an seine Frau eine Menge Briefe, bei denen die Gattin eben nur die Straßenecke zum angeschlagenen Plakat abgeben mußte; er schrieb dieselben in der offenbaren Absicht, daß dieselben nach seinem Tode veröffentlicht würden, wie auch Düntzer sagt:

„Der Geist der Eitelkeit faßte ihn immer von Neuem, besonders wünschte er auch bei der Nachwelt in glänzendem Lichte zu erscheinen, und so sorgte er dafür, daß sein Nachlaß ein beredter Zeuge seines großen Einflusses und der wunderbaren Macht sei, die er über die Menschen geübt."

13. Kaufmann sucht seine Frau durch Flausenmachen und Aufschneiden zu bethören.

Wir wollen aus einem Briefe voll der entschiedensten Aufschneidereien und Flausenmachereien an seine Gattin (S. 259 S. 1793) eine Stelle bringen:

„Du weißt zum Theil, wie tief und hoch ich kam, bis ich mich überzeugen ließ, daß ohne göttliche Offenbarung, ohne göttliches Licht, ohne himmlische Beleuchtung alles, alles eitel, und nichts bestehet, wenn Stürme und Ungewitter des Lebens sich über dem menschlichen Haupt zusammendrängen und Trübsal und Noth mit Macht hereinbrechen.[1]) O, wenn ich zurückblicke auf alle die

[1]) Bis hierher wäre alles ganz gut und schön, aber auf ja und nein läßt er in seiner Seele das göttliche Licht verlöschen und zündet dafür die schmierige Unschlittkerze seiner Eitelkeit an, um sich vor der Welt um seiner Vorzüge willen in's rechte Licht zu stellen.

Klippen, Felsen, Abgründe, auf denen ich strauchelte, wenn ich zurückdenke, aus wie vielen Pfützen der menschlichen Auswüchse und Ausartungen ich kostete, so ist es mir selbst ein Wunder, daß ich nicht unter dem Suchen erlag; aber es ist auch nur Gottes Liebeskraft, daß ich noch bin und lebe, und ich kann mit Wahrheit und Erfahrung sagen: Seine Hand ist nicht zu kurz, daß er nicht helfen könnte. Wenn ich nochmals einen Rückblick thue auf mein akademisches Leben [1]) und jeden damit verbunden gewesenen Abweg und Irrweg, auf mein sokratisches Leben [2]), auf meine Existenz im Museum [3]) (der Studirstube), unter den Gelehrten, den meisten großen und kleineren Geistern unter dem Himmel,[4]) auf mein Wandeln unter den Arbeitern in den niedrigen Ständen, auf meinen Arbeitsfleiß hinter dem Pflug und der Tenne (?), auf mein Wirken und Moralisiren in den Kabinetten der Großen dieser Erde [5]), auf mein Vegetiren unter dem Schwarm der Höflinge und schmeichlerischen Schmarotzer, ja selbst auf den besten irdischen Genuß ohne göttlichen Einfluß in jeder erhabenen Scene der Natur [6]), in jedem freudenvollen Auftritt häuslicher Glückseligkeit: o, was blieb noch immer für eine Leerheit in der Seele zurück, schon in dem vollen Genuß, noch mehr aber hinterher, nachdem alles Ueberspannte verschwunden."

Wie weit es Lisette, die glückliche Gattin Kaufmann's, durch beständige Hinaufschraubung ihrer ohnedies schon genug exaltirten Phantasie gebracht hat, ersehen wir weiter aus einem Dithyrambus an ihren Heiligen 1793 (S. 261):

„Meines Herzens Christophor, nach dem ich so zartes, inniges, großes Heimweh habe, wo weilest Du, wo ruhest Du, wo finde ich Dich, den meine Seele liebt, ich such' und finde Dich beim Brünnelein, daraus Heil und Segen quillt vom Kreuz herab, dem hohen Kreuzesstamm. O Gotteslamm! Kann größere Liebe sein! O mein Auserwählter, wie hohe Gnad' ist es, mit ihm vereint zu sein und zu werden."

---

[1]) Hier will er der Welt Sand in die Augen streuen, als ob er je auf einer Universität was studirt hätte. Faktisch ist er nur Pflasterstreicher in einer kleinen Apotheke gewesen.

[2]) Hier will er sich wieder in den total unbegründeten Verdacht bringen, als ob er mit den griechischen Philosophen in intimste Freundschaft gekommen wäre.

[3]) In der Pflasterstreich- und Mörserkammer, wo er seinem Prinzipal als Laborant dienen mußte.

[4]) Notorisch hat er mit einigen Gelehrten bisweilen conversirt, das Finale aber war, daß, nachdem selbe ihn bald durchschaut, er ausgelacht wurde.

[5]) Das sind ja rein schon Klänge aus dem Kabinett des Größenwahns dieses Erdbewohners.

[6]) Kompleter Unsinn.

Ehe sie am 6. October (1794) mit den Kindern nach Soland fährt, schreibt ihr Kaufmann in's Büchelchen, sie und die Kinder möchten einmal recht gründlich überlegen, was sie einem treuen Mann und Vater wie Christophor Kaufmann schuldig seien. Lisette erzählt in ihrem am folgenden Abende begonnenen Berichte:

„Ich habe auf dem Berge ein seliges Viertelstündchen gehabt, ein Gefühl meiner großen Sündhaftigkeit gegen den treuen Heiland und meinen besten Mann, der beinahe sein Leben für mich aufgeopfert, mehr an mir gethan, als kein Mensch noch an mir gethan."

Düntzer fügt bei:

„Zu solchen Ueberspanntheiten hatte Kaufmann sie allmählich gebracht."

14. Die Carikatur von Gebet, Buße, Bekehrung; Phrasen und Schwindel — gehaltlos und fruchtlos. Ende.

Wir meinen, diese Zustände verdienen eine tiefere Betrachtung; wir finden darin die vollendete Carikatur von Gebet und Frömmigkeit; alle diese frommen Phrasen haben die raffinirtesten Eigenliebe zur Quelle. Diese arme Haut von Herrnhuterin soll in ihren frommen Betrachtungen doch eigentlich vor allem das Lob ihres fürchterlich eitlen und auf seine Vorzüge eingebildeten (oder besser: des auf seine eingebildeten Vorzüge eitlen) Christophorus verkünden, die Liebe zum Heiland soll nur als Dekoration der Liebe zu ihrem Mann so nebenbei herlaufen. Ueber 1795 S. 269 lautet der Bericht:

„In den Anfang des Jahres muß die unangenehme Aufforderung des Physikus von Görlitz gefallen sein, seine Berechtigung zur Führung des Doktortitels nachzuweisen, was ihm eben unmöglich war. Der Sache gedenkt sein Kollege Dr. Knebel. Dieser schildert Kaufmann aus persönlicher Kenntniß als einen ziemlich unruhigen Kopf von großer Lebhaftigkeit und Geistesgegenwart, einseitig in seinen ärztlichen Kenntnissen, mitunter paradox und wohl gar originell, berühmt und beliebt als praktischer Arzt, besonders in der Brüdergemeinde und bei deren Angehörigen; in seinen Kuren sei er glücklich gewesen, weil ihm sein ungemein beschränkter Wirkungskreis nicht gar viele bedeutende Fälle geboten. Daß er sich zuweilen durch seinen Natureifer zu Uebereilungen hinreißen ließ, gestanden auch die Brüder nach seinem Tode, doch bemerkten sie, dieselben hätten ihn selbst am meisten geschmerzt und gedemüthigt. Wenn dieselben von sehr rühmlichen und vortheilhaften Anerbietungen sprachen, so finden wir davon nicht die geringste Spur."

Kaufmann starb am 21. März 1795 im 42. Lebensjahre.

Der Herrnhuter Bischof Loretz schrieb 3 Monate später über den Tod desselben an Graf Lepel:

„Wir sind durch Kaufmann's Hingang überrascht worden. Man wußte nicht, wie man dazu kam, noch wie einem geschah. Weder er noch sonst Jemand ahnte es, und so mußte es sein, um es tragen zu können. Nachdem es geschehen war, kam man zusammen, sah sich verstummt an, legte die Hand auf den Mund, blickte wehmuthsvoll auf den, der die Schlüssel zum Grabe hat, und vertröstete sich auf's Wiedersehen. Es war ein respektabler Anblick, seine Gattin und Kinder und Freunde um seine Leiche herum zu sehen, so tief gerührt, geschmolzen und so liebhabend und so voll der himmlischen Wonne, die den Seligen umgibt."

Die Wittwe, welche ihren „herrlichen Ermunterer, Führer und Vorbild", seine „warme Unterhaltung" und seine „feine deliciöse Cultur" (wörtliche Aeußerungen dieser halb frommen und halb deliciösen Culturdame) auf das schmerzlichste vermißte, blieb, nachdem sie den Gedanken, in die Schweiz zurückzukehren, aufgegeben, in Herrnhut in ihrer frühern Wohnung. Sie versah lange Jahre das Amt einer Fremdendienerin und starb am 13. Dezember 1826.

Düntzer schließt (S. 273):

„Die Brüdergemeinde hatte an Kaufmann einen treuen, unverdrossenen Arzt verloren, der ihr zahlreiche Freunde gewonnen, viele zu ihr hinzu gethan, und mit dem erschütternden Gefühle ihrer Sündhaftigkeit und der beseligenden Hoffnung auf die unerschöpfliche Gnade des Sünder liebenden und suchenden Heilandes erfüllt hatte. Auch seine eigene Seele hatte in der schwärmerisch überspannten Jesuliebe einen Halt gefunden, wenn sie auch noch immer von innerer Unruhe, Herrsch- und Ehrsucht getrieben, von Eitelkeit und Verschlagenheit nicht frei war, jenen Mächten, die den heißblütigen Jüngling zum gewissenlosen Abenteurer und Schwindler gemacht hatten.

Uns erscheint dieser ganze Kaufmann als ein echtes Bild der pietistischen Talmi-Frömmigkeit; dieses ewige Drechseln frommer Phrasen, dieses ewige S ü n d e r s e i n und Sündergefühl herauskehren, dieses ewige Sichstützen auf Jesu Sünderliebe, dieses f a l s c h e d e m ü t h i g e S i c h h e r a b s e t z e n, welches doch immer auf ein wahrhaft h o c h m ü t h i g e s H i n a u f s e t z e n berechnet ist, — das ist keine wahre Bekehrung und kann auch nicht zu einer wahren Bekehrung anderer dienen.

Die Lebensskizze dieser Persönlichkeit zeigt uns, wie auch in der Zeit der „Aufklärung" derlei Leute durch beharrliche Sucht — eine Bedeutung zu erlangen bei allem Mangel an realem Wissen und ehrenhafter Gesinnung — im Stande gewesen sind, sich auch noch in Gelehrten-, Dichter- und vornehmen Kreisen einen gewissen Ruf zu verschaffen. — Ein Jahrhundert nach dem thatenreichen Leben dieses kuriosen Apostels, der sich selbst seine Sendung gab, und der faktisch keine andere Salbung erkennen läßt, als jene, die er als Apothekerlehrjunge sich angeeignet hat, kann er in einer Literaturgeschichte seiner Zeit nur als eine komische Person figuriren.

Gesellen dieser Gattung verdienen kein gelindes Urtheil, mögen selbe wie immer und wo immer auftauchen, denn die Verlogenheit und Heuchelei — wenn auch aus einer Selbsttäuschung hervorgegangen — kann bei allen jenen, welche die Person von der Sache nicht zu unterscheiden vermögen, nur Schaden bringen.

Wieland's Charakter, dessen Philosophie und Theologie.

„Auf dem Pfad der Weisheit zu dem Tugendtempel
Werde ich den Prinzen sicher hingeleiten."
So hat Mentor Wieland der Mutter vorgelogen.
Der Prinz jedoch nahm Wieland's Helden zum Exempel
Und sah den Tugendtempel nicht einmal von weitem.
Ach! Gott bewahre Prinzen vor derlei Pädagogen!
Da möchte eher noch für thränenfeuchte Augen
Der Pelz des Schweine-Igels als feines Sacktuch taugen.

1. Wie Wieland seine freie Vernunft in Glaubenssachen verbraucht hat. Das Versinken Roms durch ein Erdbeben — Wieland's heimliche Freude.

Wieland hat eine Unzahl von Bänden belletristischen Inhalts angefertigt. Seine religiösen Anschauungen hat er eigens in einem Aufsatz ausgesprochen, der den Titel führt: „Ueber freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen" sammt einer Beilage, 1788. Er war damals 57 Jahre alt.[1]) In diesem Aufsatz finden wir die ganze Logenweisheit der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts langweilig und breitgetreten auseinandergesetzt.

Selbstverständlich ist die Lehre der katholischen Kirche und überhaupt das ganze positive Christenthum diesem Herrn der beständige Stein des Anstoßes gewesen. Aller billige Spott und Hohn wird über das Papstthum ausgegossen. „Aberglaube", „Priestertrug", „Priesterherrschaft", „mittelalterliche Finsterniß" spielen in dieser Gattung wissenschaftlicher Werke eine Hauptrolle.

---

[1]) C. M. Wieland's: Sämmtliche Werke. 29. Bd. Vermischte Aufsätze. Leipzig, Göschen 1797. Seite 16—132.

Schimpfen ist billig, man braucht dazu keinen wissenschaftlichen Aufwand.

Es ist nicht ohne Interesse, zu vernehmen, mit welchen sehr einfachen Mitteln Wieland den Primat der Kirche vernichten möchte. Er braucht dazu gar nichts als einen Witz: ein eventuelles Erdbeben. In Nummer XX der besagten Abhandlung spricht er hierüber seine Hoffnungen mit dem grinsenden Hohn eines abgelebten Faunes in folgender Weise aus:

„Ich wünsche allen Menschen, also auch Sr. päpstlichen Heiligkeit Pius VI. und allen seinen rechtmäßigen Nachfolgern auf dem heiligen Stuhle zu Rom (den ich, wenn er auch nicht der Stuhl des heiligen Petrus sein sollte, noch immer für einen sehr respektablen Stuhl halte) Gnade von Gott und alles Gute in dieser und jener Welt, und hoffe also, es werde mir nicht für einen heimlichen Groll gegen Se. päpstliche Heiligkeit oder für bösen Willen gegen die Gebeine der heiligen Apostel Petrus und Paulus ausgedeutet werden, wenn ich es als eine physische Möglichkeit annehme, daß über lang oder kurz die ganze Stadt Rom, mit der Basilika zu St. Johann im Lateran, der Peterskirche, dem großem Obelisk, dem Vatikan, dem Kampidoglio, der Engelsburg, der Maria rotonda und allen ihren übrigen unzähligen Herrlichkeiten bei irgend einem schrecklichen Erdbeben von der Erde dergestalt verschlungen werden könnte, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden würde."

„Wie sehr mir auch das Heil der Welt am Herzen liegt, so gestehe ich doch aufrichtig, daß es mich unendlich schwer ankommen würde, für den Untergang der Stadt Rom zu beten, und wenn er gleich die einzige Bedingung desselben wäre. Ferne sei es also von mir, auch nur den leisesten Traum vom bloßen Schatten eines solchen Wunsches jemals in meiner Seele aufkommen zu lassen."

„Aber gesetzt nun (welches alle Schutzgeister der Künste und Alterthümer verhüten wollen), gesetzt, weil es doch physisch möglich ist, der schreckliche Fall hätte sich nun wirklich ereignet — Rom wäre von der Erde verschlungen oder (ohne Vergleichung) wie Sodoma und Gomorrha in eine Art von todtem Meer verwandelt worden, was für Maßregeln könnte und würde die katholische Kirche wahrscheinlicher Weise dann wohl zu ergreifen haben?"

„Mit der Stadt Rom wären alsdann auch, wie gesagt, die Kathedrale Petri und der magische Fischerring (der nach dem weltbekannten Siegelring Salomon's unstreitig der erste Ring in der Welt ist), die berühmten Schenkungen Constantin's, Pipin's und Karl's des Großen, die Dekretalen Isidor's des Sünders, die dreifache Krone der überirdischen, irdischen und unter-

irdischen Gewalt[1]), die 4 heiligen Jubelpforten, die Dataria und Rota, und die Wollenweberei und Agnusdei-Fabrik der guten Nonnen von St. Agnes aus der Welt verschwunden. Und wenn es nun einmal so wäre, sollte darüber wohl ein großes Wehklagen unter den Völkern der Erde entstehen? Hätten die übrigen Bischöfe und Prälaten der katholischen Christenheit wohl große Ursache, ihre Kleider zu zerreißen und Asche auf ihre Häupter zu streuen? Sollten und wollten sie nun nichts angelegentlicheres haben, als mit vereinigten Kräften so bald als möglich ein neues Rom und einen neuen Nachfolger des heiligen Petrus auf dem Stuhle, auf welchem dieser nie gesessen, zu erwählen? Würden sie nicht vielmehr — ich rede menschlich, aber hoffentlich nicht thöricht — große Ursache haben, sich dieser Fügung des Himmels in Geduld zu unterwerfen und, Alles wohl überlegt, sich am Ende dankbarlich gefallen lassen, durch diesen unverhofften Zufall alles ferneren Kampfes für ihre Rechte überhoben und in die Freiheit gesetzt zu sein, die ihnen vermöge der ältesten Kirchenverfassung zukommt?"

„Aber (höre ich sagen), was würde da aus dem für so nothwendig geachteten Mittelpunkt der Einheit werden? Wie, haftet denn dieser Vereinigungspunkt nothwendig an einer einzelnen Person, oder an einem gewissen Stuhle, oder gerade an diesem? Ist der christliche Name und das apostolische Symbolum nicht Vereinigungspunkt genug? Und, wenn kein Rom mehr wäre, dessen despotischer Geist bei der möglichsten Einförmigkeit seinen Unterthanen einzig interessant ist, wem wäre dann an einer der ganzen Natur unbekannten und nur durch unnatürliche Gewalt zu erzwingenden Einförmigkeit länger gelegen? Kann Eintracht und Ordnung nicht sehr wohl mit Mannigfaltigkeit bestehen? Entspringt Harmonie nicht aus Mannigfaltigkeit mit Ordnung? Ist Harmonie nicht schöner als Monotonie?"

2. Wie die „freie Vernunft" Wieland's das apostolische Symbolum als Einigungspunkt ausgibt und in seiner Vernunftkirche bald darauf das ganze Symbolum aus dem Rauchfang hinausfliegt, so daß als Bodensatz im Kessel nur ein oberstes Grundwesen mit der „Fortdauer des eigenen Grundwesens" zurückbleibt.

In dieser Weise arbeitet Wieland fort. — Ein Cimborasso von logischen Unarten und Abarten, eine Confusion

[1]) Selbstverständlich hat Wieland diese Auslegung der Tiare, wie auch den „magischen Fischerring" für einen großen Witz gehalten. Wissen durfte man von dem Manne nicht fordern, der nur in der mit glatten Reimen gefirnißten Zote, in der „antiplatonischen Liebe" sein Talent verwerthet hat.

der Beweisführung, welche zu widerlegen eine dem kundigen Leser angethane Unart wäre.

Wieland hat zudem das Gute, daß er selber schon Seite 25, 26 das gründlich als einen Unsinn dargestellt hat, was er 68, 69 behauptet und mit Fragen zu beweisen sucht.

Er fragt nämlich S. 69:

„Ist der christliche Name und das apostolische Symbolum nicht Vereinigungspunkt genug?"

Und S. 25, 26 gibt er dem Leser zu genießen, was dieser Genug-Vereinigungspunkt bei und in ihm selber für Früchte getragen hat, d. h. was bei ihm vom ganzen apostolischen Symbolum übrig geblieben ist.

Da sagt er S. 25:

„Von den Wahrheiten, die ich hier im Auge habe, sind einige einer Evidenz fähig, die der Gewißheit unseres eigenen Bewußtseins gleich ist."

S. 26:

„Diese Wahrheiten sind — das ewige Dasein eines obersten Grundwesens, von unbegrenzter Macht, von welchem das ganze Weltall nach unveränderlichen Gesetzen mit Weisheit und Güte regiert wird — und die Fortdauer unseres eigenen Grundwesens mit Bewußtsein unserer Persönlichkeit und ewigem Fortschritt zu einer vollkommeneren Art von Existenz."

Da sehen wir, was dem Wieland der christliche Name und das apostolische Symbolum als genugsamer Einigungspunkt geholfen hat. Alle Glaubensartikel des Symbolums sind aus seinem Rauchfang verdunstet hinausgeflogen und nur ein unbegrenztes Grundwesen und die „Fortdauer unseres eigenen Grundwesens mit ewigem Fortschritt" ist in der philosophischen Retorte zurückgeblieben.

Und das soll Philosophie sein! Wir sind weit entfernt, dem Wieland diesen seinen logischen Bankrott vorzuhalten, weil er Protestant war (wie wir diesen Anwurf bei verschiedenen Gelegenheiten von dem schmähsüchtigen Kurz vernehmen mußten), wir beschuldigen im Gegentheil den katholischen Churfürsten, der den Wieland zum Professor der Philosophie machte, und die Rathgeber dieses Churfürsten, welche den Wieland dazu empfohlen haben, des kompleten Nichterfassens ihrer Stellung, ihrer Pflichten, und der größten Geistesbeschränktheit, die keine

Ahnung hatte, was aus diesem Wurmsamen in ihrem kleinen Reich für Früchte in der Zukunft zu erwarten gewesen sind. Wir erkennen somit die Palme des Unverstandes den katholischen Professormachern zu; — Wieland brauchte eine Anstellung und einen Gehalt; — er hielt sich in seinem Recht, vorzutragen, was er wollte, weil man sich eben von hoch bornirter churfürstlicher Seite um diese Kleinigkeit gar nicht gekümmert hat.

Die modernen Nachfolger Wieland's sind nun aber auch mit den zwei Evidenzgrundwesen Wieland's glücklich fertig geworden; auch diese sind aus dem Rauchfang hinausgeflogen. Kein Grundwesen und keine Fortdauer unseres persönlichen Grundwesens ist das Schlagwort der modernen linken Hegelschule, welche Strauß in seinem neuen Glauben ausgesprochen hat.

Hier zeigt sich sonach der confuse Wieland als Reaktionär, der sich die undankbare Mühe gegeben hat — nachdem er das apostolische Symbolum verleugnet — noch Gott und Unsterblichkeit des Menschengeistes zur Evidenz beweisen und festhalten zu wollen!! Der moderne Pantheismus hat mit dem Rationalismus der Spießbürger, Pfefferkrämer und Philister, bei denen Wieland, Voß u. Comp. eine der ersten Rollen gespielt haben, gründlich aufgeräumt.

Wieland schlägt in einem fort los gegen Betrug, Gift, Beutelschneiderei, Aberglauben, Wahnbegriff, moralische Scheusale, gehässige Dämonen — lauter Schimpf, den er mit der katholischen Kirche in die nächsten Beziehungen bringt — und siehe da, die in der Negation consequenteren Philosophen der Neuzeit weisen ihm in consequenter Ausgliederung seiner Principien zur Evidenz nach, daß er selber noch an die Grundvesten des Aberglaubens, an einen persönlichen Gott und eine persönliche Fortdauer sich anklammert.

3. Wie Wieland's Nachfolger auch mit den beiden Wieland'schen Grundwesen und dem ganzen Unsinn der Wieland'schen Gott- und Weltanschauung gründlich aufgeräumt haben.

Seine eigene Partei, seine Nachfolger haben ihm mit dem consequent durchgeführten Auskehr- und Kratzbesen

der Negation auch den letzten Rest des Aberglaubens „an Gott und Fortdauer des Menschengeistes“ von seiner philosophischen Schultafel gründlich hinweggefegt.

Der sentimentale Gott und Unsterblichkeit rettenwollende Rationalismus hat sich als ganz consequenzloses Denken, als eigentliche Geistesbeschränktheit zwischen der Offenbarung und dem vollendeten Atheismus auf die Erde gesetzt. Der Standpunkt Wieland's und des ganzen Philistertrosses im „deutschen Culturleben“ ist von der vollendeten Negation überflügelt und ein unmöglicher Standpunkt geworden.

Nachdem nun Wieland seine ganze Abhandlung über den Gebrauch der Vernunft mit allen nur möglichen Schmähungen gegen die katholische Kirche und die Grundlehren von Erlösung und Heiligung der Menschheit durch Christus vollgepfropft hat, schreckt er am Ende seiner abschüssigen Laufbahn vor den Consequenzen selber zusammen und sucht mit folgendem schwachen und nutzlosen Radschuh den hinabpolternden Wagen vor dem Abgrund des totalen Nihilismus noch aufzuhalten, und sich für das Dasein eines rationalistisch stylisirten Gottes zu erklären.

Nachdem er nämlich allen positiven Christenglauben herabgeschmäht, kommt er (S. 131—132) zum Schlusse:

„Der Glaube an Gott, nicht nur als an die erste Grundursache aller Dinge, sondern auch als unumschränkten und höchsten Gesetzgeber, Regenten und Richter der Menschen, macht, nebst dem Glauben an einen künftigen Zustand nach dem Tode, die ersten Grundartikel der Religion aus. Diesen Glauben auf alle mögliche Weise zu bekräftigen und zu unterstützen, ist eines der würdigsten und nützlichsten Geschäfte der Philosophie, ist, in Rücksicht der Unentbehrlichkeit desselben, sogar Pflicht; ihn anzufechten und durch alle Arten von Zweifeln und Scheingründen in den Gemüthern der Menschen wankend zu machen oder gar umzustoßen, kann nicht nur zu gar nichts helfen, sondern ist im Grunde um nichts besser, als ein öffentlicher Angriff auf die Grundverfassung des Staates, wovon die Religion einen wesentlichen Theil ausmacht, und auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit, deren Stütze sie ist.“

„Die Philosophie hat nützlichere Dinge zu thun, als die Schärfe ihrer Werkzeuge an den Grundpfeilern der moralischen Ordnung und an dem, was zu allen Zeiten der Trost und die Hoffnung der besten Menschen gewesen ist, zu probiren, und der Philosoph ist

kaum dieses Namens werth, der nicht bedenkt, daß gegen Einen Menschen, der die Religion ohne Nachtheil seiner Moralität und Gemüthsruhe entbehren kann, 10,000 sind, die, wofern sie auch ihren edelsten Zweck an ihnen verfehlte, doch ohne den Zaum, den sie ihnen anlegt, schlimmer, oder ohne die Hoffnung, die sie ihnen gibt, unglücklicher sein würden, als sie sind.“

4. Dem Wieland erscheint die Religion als eine Art Opium, um das Volk einzuschläfern, daß es nicht revoltirt und er seine gute Pension für seine miserable Prinzenerziehung nicht verliert.

Somit kommt der große Philosoph Wieland zum Schlusse:

1. Die Religion ist eine Stütze der Grundverfassung des Staates und hat Einfluß auf öffentliche Ruhe und Sicherheit, — der Prinzenerzieher braucht somit auch die Religion, um am Ende sein Gehalt und seine Pension sicher zu bekommen und in Ruhe verzehren zu können.

2. Meint er, es gibt schon Menschen, welche die Religion ohne Nachtheil ihrer Moralität entbehren können (zu diesen rechnet sich sehr bescheiden Wieland auch, er hält seine faunischen Gedichte [wahrscheinlich als abschreckende Beispiele] der Moral noch für förderlich), aber 10,000 brauchen die Religion als „Zaum“, um einige Hoffnung zu haben und sich nicht ganz unglücklich zu fühlen. —

Somit ist dem ganzen Wieland seine ganze Religion eine Art Opium, die Menschheit ein wenig zu calmiren, einzuschläfern, und ihr Gelüst, den Staat und die Ordnung und Ruhe umzustoßen, zu vertreiben oder mindestens abzuschwächen.

Der Prinzenerzieher gedenkt seiner Pflichten, seines Zöglinges, des „Staates“, der öffentlichen „Ruhe und Sicherheit“ und natürlich auch seiner Pension, und dann soll die Philosophie die Schärfe ihrer Werkzeuge auf „nützlichere Dinge“ als gegen die Grundpfeiler der moralischen Ordnung verwenden!

Auf welche nützlichen Dinge hat denn nun Wieland seine Philosophie verwendet? — Der gute Mann scheint sich geschmeichelt zu haben, seine Schriften wären der Religion und der Moral besonders zuträglich gewesen.

Wir können dem Wieland alle Lobsprüche, welche die Literarhistoriker seiner Phantasie und seinem Dichtertalente gewidmet

haben, unberührt lassen, — aber die blöde Beschuldigung, dieser Geselle sei ein Philosoph gewesen und er habe der Religion und der Moral Dienste geleistet, kann doch kein vernünftiger Mensch auf dem Wieland, ohne sich lächerlich zu machen, sitzen lassen. —

5. Eine sentimentale Lebensskizze Wieland's und der Churfürst Erthal. Wieland's Außenseite.

In der Wiener Ausgabe (Armbruster 1816) des Oberon finden wir eine halb sentimentale und halb ergötzliche Lebensskizze Wieland's, ganz im Geiste jener Genien-, Musen- und Dämonenzeit abgefaßt.

Emmerich Joseph, Freiherr von Breidenbach, Churfürst zu Mainz, begann, Crethi- und Plethivolk der Aufklärerei in seine Dienste zu nehmen; er war ein sehr beschränkter Vertreter der Kirche damaliger Zeit. Wieland wurde von ihm als Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften an die Universität Erfurt berufen. Am 1. Juni 1769 langte er daselbst an.

Hier wurde Anna Amalie, Herzogin von Weimar (lebefräulichen Andenkens) auf ihn aufmerksam, die ihn als Prinzenlehrer Carl August's (des nachmaligen Freundes Goethe's) nach Weimar berief. Die Skizze besagt von dieser Berufung:

„Auf diese Art erhielt unser philosophische Dichter mit der Gelegenheit, sich um die Bildung eines künftigen Landesregenten verdient zu machen, die glückliche Muße zur Ausarbeitung der Reihe meisterhafter Werke in Prosa und Versen, wodurch er die Ehre der deutschen Literatur geworden ist."

Sonderbar, die Studenten des Hainbundes haben Wieland's Werke als unsittliche Machwerke feierlich verbrannt und Wieland einen Verführer der Jugend gescholten, und Voß stand bei dieser Inquisitions-Scene an der Spitze.

Churmainzischer Regierungsrath war Wieland schon früher, jetzt wurde er noch dazu Sachsen-Weimarischer Hofrath und erhielt, nachdem er die Erziehung vollendet, eine Pension, und in den Titularhofrathsfrack wurde er auch noch hineingezwängt.

Gödeke in „Schiller und Goethe" sagt S. 41 über die Herzogin Amalie (sie war geb. 1739 als Prinzessin von Braunschweig, heirathete 1756 den Herzog Ernst August von Weimar, der 1758 starb; 1772 war Wieland nach Weimar gekommen):

„Die Herzogin-Witwe stellte sich gleich Anfangs in ein freundliches Verhältniß zu Wieland, schätzte seine Arbeiten und seine Unterhaltung und verkehrte ohne sonderliche Beachtung der Etiquette mit ihm und anderen Jüngern der Kunst.“

Wieland war kein besonderer Adonis. — Bankier Veith, Schwiegersohn Mendelssohn's, schildert ihn[1]) 1793 (in seinem 60. Jahre):

„Gesichtsfarbe ganz schneeweiß, imgleichen die Lippen, hohe Stirn mit einer Platte, wenig Augenbrauen, kleine bläuliche, ein wenig entzündete, doch noch funkelnde Augen, der Mund hübsch geformt. Das Profil ist überhaupt recht interessant, en face kann man ihn höchstens für ein gleichgültiges Alltagsgesicht passiren lassen. Figur mittlere Höhe, auffallend mager. Kleidung braungestreifter, tuchener Rock mit durchbrochenen Stahlknöpfen, sammtene moderne Weste, graugestreifte manchesterne Beinkleider, Escarpins, keine üblen Schnallen, schrecklich weiß gepudert, die Locken hoch und gebrannt, Haarbeutel. Er war zur Komödie angezogen, völlige Hofrathsmiene und Aussehen, sprach viel von gelehrten Sachen, freute sich sehr, Mendelssohn's Schwiegersohn gesehen zu haben, hatte schon von Mehreren zu seinem außerordentlichen Vergnügen gehört, daß Mendelssohn seine Sachen gut gefunden habe“ u. s. w.

6. Die süße Wehmuth am Grabe Wieland's. Zerwürfniß mit Goethe. Anfangs kniet Wieland vor Goethe nieder (faktisch).

Was von den Lesern Wieland's noch 1816 für eine tiefgefühlte Rührung in Anspruch genommen worden und welche Bereitwilligkeit, Thränen zu vergießen, bei denselbigen Lesern vorausgesetzt worden ist, das bezeugt der Schluß besagter Skizze:

„Wer immer mit süßer Wehmuth bethaute Blumen auf Wieland's Grab streuen will, muß sich einen kleinen Umweg auf der Landstraße zwischen Weimar und Auerstädt nicht verdrießen lassen, und vor dem Garten in Osmanstett aussteigen. So lange Teutonia singt, so lange eine deutsche Sprache von Jünglingen und Jungfrauen in Barden- und Rosenhaynen gesprochen werden wird, so lange bleibt der Dichter der Grazien und des Oberon ein heiliger Name, tief in der Brust der Enkel und Urenkel eingeschrieben.“

Bevor wir über das Zerwürfniß Goethe's mit Wieland, welches die Xenien, in denen Wieland hart mitgenommen

---

[1]) Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen von Ense. Leipzig 1836. 1. Theil. S. 16.

wurde, herbeiführte, berichten, möchten wir aufmerksam machen, daß bei Wieland die Stimmung gegenüber Goethe sehr oft gewechselt hat. Wir finden bei Löbell[1]) über Wieland:

„Als er von der la Roche die Nachricht erhielt, daß Jacobi von einer Reise nach Karlsruhe, auf der er mit Klopstock und Goethe gelebt hatte, unendlich glücklich zurückgekehrt sei, erscheint ihm (Wieland) dieses als Verrath an der Freundschaft, und er bricht in die bittersten Klagen aus: Sagen Sie mir, beste Freundin, schreibt er ihr am 24. März 1775, ist mein Schicksal nicht seltsam, vielleicht einzig in seiner Art? Wo habe ich in der ganzen Welt eine Freundin, wie Sie, einen Freund wie Jacobi? Und beide stehen in dem freundschaftlichsten Verhältniß mit meinen erklärtesten Verächtern und Widersachern Klopstock und Goethe. Beide haben mich auf's unbilligste mißhandelt, und mein Freund Jacobi ist unendlich mit ihnen zufrieden. Nie habe ich mehr Liebe für einen Menschen gefühlt, als für den Verfasser von Götz und Werther's Leiden. Seine Freundschaft würde mich glücklich machen, aber er will nicht mein Freund sein. Er will die Freude haben, vor der Welt sein Spiel mit mir zu treiben, und in die Art, wie er's thut, bringt er Alles, was Beleidigungen unverzeihlich macht. Sagen Sie mir, Sophie, womit habe ich alles das verdient? Womit habe ich mich unwürdig gemacht, von rechtschaffenen Leuten geliebt und geschätzt zu werden?" Er scheint hier gegen Goethe von Neuem gereizt, vielleicht weil er auf seine bewundernden Worte im Mercur ein Entgegenkommen erwartet hatte, welches nicht erfolgte."

„Wenige Wochen nachher schreibt er an Jacobi selbst: Goethe und Klopstock haben sich Ihrer Seele bemächtigt und neben diesen Beiden ist für Wieland kein Platz. Klopstock ist für mich der Mann im Monde oder im Hundssterne, ein Wesen aus einer mir unbekannten Welt und mit meinen äußeren und inneren Sinnen in gar keiner Beziehung stehenden Reihe von Dingen."

S. 244:

„Inzwischen sieht Wieland Goethe von Angesicht zu Angesicht. „Dienstag am 7. dieses Monats, Morgens um 5 Uhr, schreibt er am 10. November 1775 an Jacobi, ist Goethe in Weimar angelangt. Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war. Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß. Seit dem heutigen Tage ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Sonne." An Meusel schreibt Wieland um die nämliche Zeit: „Goethe ist das größte Genie und der liebens-

[1]) Die Entwicklung der deutschen Poesie. Von J. B. Löbell. 2. Bd. (Braunschweig, Schwetschke 1858.) S. 242.

würdigste Mensch, den ich kenne," und an Zimmermann: „Er ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste Wesen, das Gott geschaffen hat. Dieses sag ich meinem Zimmermann, weil er's beinahe mit eben solchem Vergnügen lesen wird, als womit ich's ihm schrieb. Möcht ich's der ganzen Welt sagen dürfen! Möchte alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben wie ich. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen gefühlvollen reinen Menschheit sah. Außer mir kniete ich neben ihm, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an."

Ebenso schreibt er an Gleim:

„Ich kenne nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres, Lieberes und Größeres in der Menschheit, als ihn, so wild und siebenseltsam der holde Unhold auch bisweilen scheint.[1])"

„So sehen wir Wieland ganz in dem Zauberkreise, den der Wunderbare, wo er immer erschien, um sich zog, schwelgen. Fort ist jede Spur des Grolles, der wieder hatte aufkommen wollen, verschwunden der Gedanke an „Alles, was Beleidigungen unverzeihlich macht". Goethe seinerseits benahm sich zuthunlich und hilfreich, wie er pflegte. Aus Stetten bei Erfurt schrieb er am 2. Juni 1776 an Herder: „Ich bin mit Wieland hier bei liebenden Menschen. Du mußt ihm auch helfen, seinen Merkur stärken, davon sein Auskommen und seiner Kinder Glück abhängt." Aber die ganze Ueberschwenglichkeit seiner (Wieland's) Bewunderung für diesen (Goethe) und dessen höchst freundliches Entgegenkommen waren doch bei einem so grundverschiedenen Streben, das Leben und die Kunst zu ergreifen, nicht hinreichend, ein Seelenband zu knüpfen, welches Wieland befriedigt hätte."

7. Wie Goethe über Wieland's Mercur fürchterlich schimpft und eine Satyre über Wieland losläßt. Wieland kniet sich jetzt nicht mehr vor Goethe nieder.

Goethe war aber über den Mercur später sehr übel zu sprechen. Wieland dafür war selbstverständlich über die Tadler des Mercur auch nicht gut zu sprechen.

In den Briefen an und vom Mercur schreibt in einem Briefe Wieland:

„Die Meinung, daß der Mercur immer schlechter werde, nimmt überhand, ein Esel sagt's dem andern nach, und so etabliren

---

[1]) Wieland arbeitete stets je nach seiner Stimmung in lächerlichen Extravaganzen. Einmal kniet er vor Goethe nieder und ein anderes Mal möchte er das angebetete Idol wieder niederschlagen!

sich endlich Gerüchte in der literarischen Welt, wie in der bürgerlichen. Mir dünkt's, er sei bisher von Jahr zu Jahr besser geworden. Daß der größte Theil des jungen Volkes, das über uns abspricht und dem man nichts recht machen kann, Hundevolk und dumme Jungens sind, weiß ich nur zu wohl, aber dadurch ist uns nicht geholfen. Die Frage bleibt immer: Wie machen wir's, daß wir den Mercur gegen ferneren Verfall sicher stellen?"

S. 249:

„Diese Klagen beruhten auf einer sehr richtigen Selbstschätzung des Herausgebers, was ihm aber entging, oder vielmehr, was er nicht genug in Anschlag brachte, war die Wirkung des schlechten Ballastes, mit dem er die Zeitschrift behängte oder behängen mußte, daher denn auch die Tadler keineswegs blos in dem „Hundevolk und den dummen Jungens" zu suchen waren."

In dem Briefe an Schönborn von 1774 schreibt Goethe (Bd. XXVII. S. 476):

„Der Trödelkrämer Mercurius fährt fort, seine philosophisch-moralisch-poetischen Bijouteries, Étoffes, Dentelles etc., nicht weniger Nürnberger Puppen und Zuckerwerk an Weiber und Kinder zu verhandeln, wird alle Tage gegen seine Mitarbeiter schulmeisterlich impertinenter, putzt sie wie Buben in Noten und Nachreden" u. s. w.

Und 4 Jahre nachher schreibt er (Goethe) an Merk:

„In dem Sau-Mercur ist es doch, als ob man was in eine Cloake würfe, es ist recht der Vergessenheit gewidmet, und so schnitzelweis genießt kein Mensch etwas."

In einem der Herzogin Amalie 1778 unter dem Titel „Neuestes von Plunderweilen" (Bd. VII. S. 155) gewidmeten Aufsatze ließ Goethe eine gereimte Satyre über den Mercur los; aber nach Wieland's Tode (Band XXXVII. S. 438) ließ Goethe dem Mercur wieder einige Lobsprüche angedeihen.

8. Wie Goethe und Schiller den Wieland hänselten und zur Verzweiflung brachten. Er fühlt sich sehr unangenehm überflügelt.

Als Goethe und Schiller in ihren Xenien den Wieland hänselten, verlor der gute alte Heide seine ganze Fassung; er behauptete:

„Der Unwille, den das widerliche Gemisch von Witz, Laune, Galle, Gift und Unrath, womit die Verfasser dieser Distichen so manche im Besitz der öffentlichen Achtung stehende oder doch wenigstens eine öffentliche Züchtigung nicht verdienende

Männer übergießen, ist allgemein und spricht nur zu laut." „Unerträglich ist es, daß so vielen ehrenwerthen Gelehrten auf die ärgste Weise mitgespielt wird, blos, weil sie sich die Freiheit genommen, über Schiller's Horen ihre Meinung zu sagen, daß ganze Städte und Provinzen Deutschlands um eines einzigen Warnrufs willen dem öffentlichen Spotte preisgegeben, daß die edlen Stolberge blos deshalb lächerlich gemacht werden, weil sie Christen sind, daß endlich die Distichenmacher aus der ganzen Sache einen bloßen Spaß machen. Am meisten aber schmerzt es mich, wie alle ehrlichen Leute, denen die Ehre der Nation und die dem gelehrten Stande gebührende Achtung am Herzen liegt, daß die Großen aus solchem unanständigen Betragen der Schriftsteller, Dichter und schönen Geister gegeneinander nun die tiefste Verachtung gegen den ganzen Orden schöpfen können." [1])

Düntzer sucht nun seinem Berufe nach die üble bittere Stimmung Wieland's gegen Goethe und Schiller als nicht gar so arg darzustellen.

Wieland suchte sich auch mit folgender offenbar von ihm selbst nicht geglaubten Ausflucht zu retten:

„Ein junger, lebhafter, von Witz und Muthwillen strotzender, für Goethe und Schiller eingenommener Kunstjünger hat wohl beim Abschreiben falsche, witzelnde, platte, schiefe, leichtfertige, unartige, pöbelhafte, grobe und boshafte Xenien eingeschoben."

Die angebellten Dioskuren Goethe und Schiller ließen sich aber durch Wieland's Zorn nicht aus ihrer Ruhe verscheuchen. Düntzer berichtet weiter:

„Goethe trug dem alten guten Freunde wegen seines Angriffes auf die Xenien keinen Groll nach, sondern stattete ihm bald auf seinem neuen Sitze in Osmanstett einen Besuch ab."

Nun kommt aber wieder eine von Düntzer mit dem Zauberworte „wahrscheinlich" eingeleitete Unwahrscheinlichkeit. Düntzer fährt S. 372 über diesen Besuch Goethe's fort:

„Wahrscheinlich besprach er (Goethe) mit ihm (Wieland) seine Schweizerreise, wie er sie im vorigen Jahre gemacht hatte. Auch wird er von seinem eben vollendeten Gedichte „Hermann und Dorothea" den alten Freund unterhalten, und sich dessen reichen, enthusiastisch hervorströmenden Beifall erworben haben."

Wenn man die Situation psychologisch betrachtet, so wird der tief verletzte Wieland nicht auf einmal wieder in einen

[1]) Düntzer: Freundesbilder aus Goethe's Leben. S. 371.

reichen enthusiastisch hervorbrechenden Beifall ausgebrochen sein. — Das ist bekannte Düntzerei!

Goethe schrieb am 14. Juli darauf an Meyer:

„Wieland lebt in Osmanstett mit dem nothdürftigen Selbstbetruge." „Durch diese Worte (sagt Düntzer selbst) deutet Goethe darauf hin, daß der gute Alte, der bereits den Untergang der deutschen Literatur zu sehen glaubte, nicht ahnte, daß eine weit über ihn und seine beschränkten Ansichten hinaus gehende Anschauung und Vollendung der Kunst in voller Entwicklung stehe."

9. Verblendung und Miserabilität des Churfürsten Erthal.

Jene geistlichen Churfürsten, welche in ihrer Beschränktheit nicht einsahen, daß die Bewegung der Geister, welche sich der Literatur größtentheils bemächtigt hatte, in Deutschland auf ein gleiches Ziel wie in Frankreich lossteuerte, hatten dieselben in ihre Hofkreise berufen. Hören wir über den zuvor genannten Emmerich Joseph von Mainz das Urtheil eines in dieser Richtung sicher nicht parteiischen Autors:[1])

„Emmerich, 1763 zum Churfürsten von Mainz gewählt, war ein schöner Mann, in allen ritterlichen Uebungen wohl erfahren, ein sicherer Jäger, trefflicher Schütz, kühner Reiter, leichter Tänzer, gewandter Fechter, ein Freund der Kinder. Er versuchte sich in kleinen Scherzgedichten und geselligen Liedern, liebte die Musik und pflegte das Mainzer Theater, dessen Besuch er seinen Geistlichen empfahl. Die Witze, welche die Schauspieler in den damals extemporirten Stücken nach ihm schnellten, nahm er mit beifälligem Lächeln auf. Sein Kanzler Bengel schaffte das neueste der dramatischen Literatur herbei, Dalberg und Hoheneck sorgten für Operntexte und Compositionen, und der Schauspieldirektor Marchand gab unter dieser Beihülfe der Mainzer Bühne einen ungewöhnlichen Ruf. Die ganze Herrlichkeit erlosch mit dem Tode des Churfürsten, der am 11. Juni 1744, wie man behauptete, an empfangenem Gift rachsüchtiger Exjesuiten starb."

Der gute Herr hatte in seiner Fürsorge für das Mainzer Theater und für die Unterhaltung seines Clerus ganz vergessen, daß er ein Bischof war; über die wieder aufgewärmte Behauptung: dieser Emmerich sei an Jesuitengift gestorben, wird man sich um so weniger aufhalten dürfen, als es seit einem Jahrhundert bei allen liberalen Schriftstellern und Historikern

---

[1]) Goethe und Schiller. Von Carl Gödeke. 2. Aufl. Hannover, Ellermann 1859. S. 39.

Gewohnheit ist, die in der Zeit nach der Aufhebung des Ordens gestorbenen Bischöfe an Jesuitengift sterben zu lassen. Dieses Dogma vom Jesuitengift wird von der aufgeklärten Welt zu jeder Zeit mit einem frommen Kinderglauben und der mit demselben auf dem Fuß nachfolgenden sittlichen Entrüstung hingenommen.

Derselbe Churfürst hatte auch Heinse, den Verfasser des Ardinghelo und der Hildegard von Hohenthal, nach Mainz berufen. Heinse hatte sich durch seine persönliche Lüderlichkeit und tiefobscönen Romane damals einen Namen gemacht. Er war auch immer in Geldnöthen und ging auf den Pump aus; Gleim lieh ihm Geld. Da wollte nun Gleim einmal einen guten Rheinwein bekommen; Heinse versorgte ihm einen durch einen Weinhändler sammt einer tüchtigen Rechnung, so daß Gleim, wie er schreibt, in Halberstadt selbst einen besseren und billigeren bekommen hätte. Gleim gab sich der kindischen Meinung hin, Heinse werde ihm aus dem Keller des Churfürsten so mir nichts dir nichts ein Fäßchen feine Waare zukommen lassen. Heinse starb im selben Jahre mit Gleim 1803.

In Florenz trieb sich dieser Heinse beim Grafen Hohenwart herum und der damalige Großherzog sandte zum Tische die besten Weine und Früchte.

Diese Dichtergesellen waren in Deutschland die Sturmvögel des Umsturzes, und man hat sie merkwürdiger Weise an Höfen und auch noch an geistlichen Höfen gefüttert und gehätschelt. — Man kann sich in unsern Tagen von der entsetzlichen — Beschränktheit (ist viel zu wenig) und Dummheit (ist auch noch zu wenig) der hohen Herren von damals gar keinen Begriff machen.

10. Die biographischen Glorifexe.

Wie die Glorifizirer (eigentlich Glorifexe) moderner Klassiker, mit einem Scheuleder bewaffnet, an allen Thatsachen links und rechts angstlos vorübereilen, dafür gibt es eine Masse von Belegen. So heißt es über Wieland (Briefe Schiller's 2. Bd. Gratz, Kinnrich 1838 S. 325):

„Eine Ausgabe seiner Werke veranstaltete der Buchhändler Göschen zu Leipzig, und der Verfasser wurde dadurch in den Stand

gesetzt, sich das Gut Osmanstett bei Weimar zu kaufen, wo er den Abend seines Lebens in heiterer Muße verbringen zu können meinte. Da er stets ein Feind von Luxus und Ueppigkeit gewesen war, so hatten ihm seine mäßigen Einkünfte trotz seiner sich beträchtlich vermehrenden Familie — denn seine Gattin gebar ihm in 20 Jahren 14 Kinder — immer genügt." „Die Ehrenbezeugungen, welche er von dem Kaiser Alexander durch Verleihung des St. Annaordens und von Napoleon durch die des Kreuzes der Ehrenlegion erhielt, seine Aufnahme in den edlen Bund (!!!) der Freimaurer, als Mitglied des französischen Instituts, und manche glückliche Ereignisse milderten so manchen Kummer, den sein Herz fortwährend nährte." „Sein Tod erfolgte den 20. Januar 1813 im 81. Jahre seines glorreichen Lebens; ein einfaches Denkmal ziert die geweihte Stätte, mit der von dem Dichter selbst gefertigten Inschrift:

Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein."

Nun ist aber Wieland nach den Zeugnissen seiner Dichter- und Lebensgenossen nicht stets ein Feind von Luxus und Ueppigkeit gewesen. Ein feines luxuriöses Ameublement liebte er im Gegentheile leidenschaftlich — und trotz dem Mangel an Kleingeld und dem Ueberfluß an Familie suchte er diese Passion nach einer dekorirten eleganten Wohnung, so weit es die schwachen Kräfte zuließen, zu befriedigen.

11. Wieland und Stolberg.

Wieland spielt auch im Verkehr mit Stolberg eine seinem Charakter angemessene Rolle. Zur Erklärung einer Stelle aus einem Briefe Schiller's an Goethe. Jena, 31. Juli 1796 (Schillerbriefe, Gratz, Kinnrich, 1. Bd. S. 458):

„Stolberg kann nicht geschont werden, und das wollen Sie wohl selbst nicht, und Schlosser wird nie allgemeiner bezeichnet, als eine allgemeine Satyre auf die Frommen erfordert. Außerdem kommen diese Hiebe auf die Stolberg'sche Sekte in einer solchen Verbindung vor, daß Jeder mich als den Urheber sogleich erkennen muß, ich bin mit Stolberg in einem gerechten Eifer und habe keine Schonung nöthig."

Wenn Schiller hier die Kirche als Secte bezeichnet, so hat das die gleiche historische Begründung wie der Umstand, daß er den heiligen Bernard als Schuft bezeichnet; denselben Bernhard, über den der protestantische berühmte Gelehrte Neander ein ganzes Buch geschrieben, das dem

armen Schiller, wenn er leben würde und es lesen könnte, die Schamröthe in's Gesicht treiben müßte.

Wieland schrieb an Schiller, Weimar, 25. September 1788 (also 8 Jahre früher) über diese im Zuge befindliche Herunterreißung Stolberg's:

„Mir ist es lieb, daß Sie den platten Grafen Leopold für seine selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdigen Quälereien über Ihre „Griechischen Götter" ein wenig heimschicken wollen. Ich hatte gehofft, der Mann würde sich seines Herrgottes in einer tüchtigen Ode, oder doch in architektonischen Jamben annehmen, aber er wird, wie es scheint, immer prosaischer, und es ist wirklich erbärmlich, zu sehen, was er für Schlüsse macht. Aber so rächt sich die Philosophie an den Poeten, die von Jugend an ohne sie auszukommen sich gewöhnt haben."

Wenn Wieland andern den Mangel an Philosophie vorwirft, wird er geradewegs drollig. — Die schlaueste, praktische Philosophie, seine eheliche Lebens- und väterliche Fürsorge war es, als er dem Reinhold (dem entsprungenen Barnabiten), dem Kant'schen Philosophen, sein Töchterlein anhängte und durch seine Fürbitte beim Hofe demselben ein philosophisches Heirathsgut (eine Professur) in Jena besorgte.

Den billigen Spott Wieland's gegen Stolberg's Herrgott hat der alte Küster des Venustempels und Custos verdächtiger Hermessäulen von seinem Vorbilde Voltaire gelernt. Wenn Wieland den Stolberg den platten Grafen nennt, so hat dies Beiwort dasselbe Gewicht, wie wenn Voß im Gefühl seiner Witzleere sich nicht zu helfen wußte und dem vernichtenden Witz des Görres gegenüber diesen den „plumpen Görres" genannt hat. Das sind eben jene Fälle, in denen der geistig und ethisch untergeordnete Mensch — einer höheren geistigen Begabung und einem ethischen Charakter gegenüber — mit irgend einem Schimpfwort sich seine traurige Situation zu erleichtern sucht.

Ueber die Erbärmlichkeit von Wieland's Charakter herrschte in Weimar so ziemlich das gleiche Urtheil. Der zuweilen freundschaftlich klingende Ton (im Briefwechsel Wieland's mit andern) war eine Frucht nothwendigen Zusammenlebens, Furcht vor Mächtigen.

Wir müssen betonen, daß der Kampf gegen Stolberg von Seite Vossens, Wieland's und Schiller's nicht ein christlich

confessioneller gewesen ist, es handelte sich nicht um Unterscheidungslehren von Katholiken und christlichen Protestanten, es war ein Kampf des nackten Heidenthums gegen das positive Christenthum.

Auch Wieland's Stellung gegenüber dem Christenthum läßt sich nur als eine mit Voltairianischer Frivolität verquickte Naturvergötterung erklären. Wieland war, selbst nach den Stimmen der Weimarer Tafelrunde, ein Repräsentant heidnischer Miserabilität im Schreiben und im Verkehr mit andern. Er änderte seine Urtheile nach Brauchbarkeit und Bedürfniß.

12. Was Wieland für ein bedauernswürdiger Professor der Philosophie gewesen ist.

Wir haben gleich im Beginn unseres Aufsatzes über Wieland aus den eigenen Aussprüchen desselben nachgewiesen, was dieser gute Dichter für ein schiefgewickelter Philosoph gewesen ist.

Welche geistige Beschränktheit gehörte von Seite des in keiner Richtung etwas taugenden Churfürsten Erthal dazu, diesen Wieland, erst 36 Jahre alt, (1769) als Professor der Philosophie nach Erfurt zu berufen! Im selben Jahre (1769) schrieb der von einem katholischen Churfürsten berufene Wieland die Vorrede zu seinem Diogenes. Pröhle meint: Sie kann fast als Muster einer klassischen Einleitung gelten. Nun, das Musterhafte besteht offenbar nach Pröhle darin, daß Wieland folgende Satyre auf die Klöster gedichtet. Wieland erzählt, daß er in einer Klosterbibliothek, wo jedes gute Buch eingeschlossen oder gar an Ketten gelegen habe, auf den ersten Blick nur eins gefunden habe, was gut gewesen sei: einen leutseligen und geschickten Bibliothekarium. Weil er aber diesen gegen den Prior so stark gerühmt hätte, sei er abgesetzt worden. Er habe beim zweiten Besuch den Küchenmeister als Bibliothekarium vorgefunden. Dieser aber, der nur einige Kochbücher gekannt und geschätzt habe, sei leicht zu bereden gewesen, ihn zu Hause von einer unansehnlichen Handschrift Abschrift nehmen zu lassen, welche sich unter den Büchern gefunden und die Memoiren des Diogenes enthalten habe.

Den Kenner von Bibliotheken und Klostergebräuchen darf man wohl nicht erst aufmerksam machen, daß

1. kostbare Manuscripte an Ketten zumeist nur in der Zeit vor der Buchdruck-Erfindung vorgekommen;

2. daß Kochbücher, eine neue Erfindung des 18. Jahrhunderts, nie in Bibliotheken aufgestellt wurden; daß

3. der Küchenmeister und der Koch in einem Kloster sehr verschiedene Personen sind, (der Küchenmeister ist ein Priester [Pater] und der Koch ein Laienbruder [Frater]);

4. daß die ganze Mache des Diogenes von Wieland ein Schwindel Wieland's ist, — und damals von einer Manuscriptkette in einer Klosterbibliothek gar keine Rede sein kann; daß ferner

5. in Italien zur Zeit des Pietro Aretino und seiner liederlichen Romanschule die satyrischen Momente in den Wieland'schen Schilderungen noch obscöner, aber auch witziger vorgekommen sind und Wieland hier nicht das Vorrecht der Originalität besitzt.

Zudem hat Wieland als Professor der Philosophie eine klägliche Rolle gespielt, das betont selbst Pröhle (l. c. Seite 85):

„Wenn man nicht wüßte, worüber Wieland in Erfurt las, so könnte man vermuthen, daß sich die Vorlesungen, welche im 18. Jahrhundert Wieland in Erfurt und Jacobi in Halle hielten, von dieser witzigen Vorlesung im Diogenes nicht wesentlich unterschieden hätten."

Als sehr schadhafter Moralphilosoph hat sich Wieland in seinen poetischen Schriften bekannt gemacht. Seine in Briefen ertheilten moralischen Rathschläge gehen mit denen in seiner Poesie Hand in Hand.

Pröhle bringt einen „bedenklichen Brief" Wieland's an Gleim aus Erfurt vom 15. Nov. 1770, aber ganz vollständig, während derselbe in der Züricher Sammlung der Wieland'schen Briefe sehr verstümmelt ist. Die Verehrer Wieland's schämten sich geradewegs über das Zerwürfniß mit der Moral, welches dieser Wieland dem Jacobi mit dürren Worten als sehr plausibel angerathen hat.

Die Worte Wieland's bezugs Jacobi's lauten:

„Aber um aller Liebesgötter und Grazien beschwöre ich Sie, M. L., unserm Jacobi keine Frau zu geben, von der Sie nicht gewiß, bis zur Evidenz gewiß sind, daß sie ihn auch immer glücklich machen wird. Ist es denn in Ihrem Lande nicht erlaubt, ein hübsches Mädchen zu halten? Wenn es anginge, so würde ich einem Kebsweibe den Vorzug vor einem angetrauten Weibe aus zwei rationibus geben. Pro primo weil jene Verbindung allein vom

Geschmack und vom Herzen abhängt, und sich also wenigstens für einen Poeten immer besser schickt, als eine solche, wo eine Frau es in ihrer Gewalt hat, de vous obliger de l'aimer en vertu de lois divines et humaines et sous peine d'emprisonement, relégation fustigation etc. Pro secundo, weil Freund Yoricks oder Sternes Elisa alias Jenny auch kein eheliches Gemahl, sondern nur eine Abisag von Sunem war, und einem Kanonikus von Halberstadt (Gleim) billig erlaubt sein sollte, was einem Präbendario, ich weiß nicht, wo es Sterne immer erlaubt war."

13. Wieland's bessere Ansicht über die Ehe in der Angst vor seiner Frau. Wieland galt als Politiker! Schiller über Wieland.

Später im Briefe, nachdem sich Wieland gedacht, seine Gemahlin oder ein anderer könnte sich an diese Rathschläge stoßen, sucht er sehr schlau einzulenken:

„Ich bin kein Verächter noch Feind der heiligen Ehe. Ich befinde mich selbst, wie Sie wissen, in diesem ehrenvollen Stande, und ich würde meine kleine Frau, obwohl sie nichts Brillantes hat, um keine in der Welt vertauschen."

Der Versuch eines solchen Tauschhandels wäre dem armen Wieland auch weder anzurathen gewesen noch gelungen; die kleine, bekanntlich maßlos unschöne, Frau hätte ihm einen großen Scandal gemacht. — Wenn Dichter das „Töchterinstitut" Wieland's besuchten, da hätte sich keiner erlauben dürfen, die brieflich von Wieland den Dichtern ertheilten Privilegien oder Rathschläge anwenden zu wollen; er sammt Gemahlin hätten den verwegenen Sänger mit vierhändiger Begleitung über die Stiege hinuntermusicirt. Da kam Wieland gleich immer mit dem fixen Heirathsantrage zum Vorschein. Das ist das Loos so vieler Philosophen, sie wollen ihre Prinzipien zu ihrem Vortheil an anderen anwenden; wenn aber diese andern den Spieß umdrehen, da fangen sie zu schimpfen an, — die praktische Logik und Consequenz schlägt ihre Theorieen in tausend Scherben auseinander.

Wieland war als Familienvater sehr praktisch; er hatte auch Ursache es zu sein. Nach 20 Jahren seiner Ehe war er im Besitze von 14 Sprößlingen — alle sollten versorgt werden. Es ist eine Unart von Wunder, daß dem Manne noch eine gute Laune für seine poetischen Productionen übrig geblieben. —

14. Wieland als Prinzenerzieher verspricht der Herzogin, ihr Söhnlein „zum Tempel der Weisheit zu führen“.

Wieland als Prinzenerzieher bleibt die komischste Figur im Gebiete der Pädagogik des 18. Jahrhunderts. Als er den Erb-Prinzen 1772 kennen lernte, schrieb er der Mutter desselben, Herzogin Amalie:

„Der Prinz wird nicht leicht gerührt; die Eindrücke, die er empfängt, zeigen sich wenig nach außen, und es ist nicht sehr leicht, seine Seele zu erschüttern. Es ist dies keineswegs etwa die Sucht, sich über die andern Sterblichen zu erheben, es ist wohl ein Fehler seines Temperaments, aber dieser hängt mit großen Tugenden zusammen. Es ist dieser hohe Grad von gesunder Vernunft, diese natürliche Richtigkeit des Verstandes, diese Begierde sich zu unterrichten, diese Liebe zur Wahrheit, dieser Widerwille gegen die Schmeichelei, die der Prinz ohne alle Frage im höchsten Grade besitzt. Das sind lauter vortreffliche Anlagen! Man mache aus ihm einen aufgeklärten Fürsten, und ich stehe für sein Herz ein.“

Was konnte die „geistreiche Fürstin“ anders thun, als diesen Süßholzraspler für den größten Philosophen des 18. Jahrhunderts zu halten, der die Litanei von „lauter vortrefflichen Anlagen“ gehörig pflegen, und aus dem Prinzen einen aufgeklärten Fürsten machen wird, für dessen Herz — Wieland die Garantie übernommen hat. Der Freiherr Beaulieu-Marconnay bringt (S. 41) in seiner Schrift — an Amalie diesen obigen Trost sammt Einstehung Wieland's vom 22. März 1772; aber schon am 9. December 1773 (berichtet derselbe S. 57) kommt die Mutter des Prinzen zu folgender Enttäuschung, die sie dem Minister Fritsch mittheilt:

„Ich komme jetzt auf Wieland, er ist ein Mann von gefühlvollem Herzen und ehrenwerther Gesinnung, aber ein schwacher Enthusiast, viel Eitelkeit und Eigenliebe; ich erkenne leider zu spät, daß er nicht gemacht ist für die Stellung, in der er sich gegenwärtig befindet; er ist zu schwärmerisch für die jungen Leute, zu schwach, um ihnen die Spitze zu bieten, und zu unvorsichtig; in seiner Lebhaftigkeit hat er das Herz auf der Zunge; wenn er sich verfehlt, so ist das mehr aus Schwachheit als aus bösem Willen, so sehr er durch seine Schriften gezeigt hat, daß er das menschliche Herz im Allgemeinen kennt, so wenig kennt er das einzelne Herz und die Individuen, er hört zu sehr auf die Schmeichler und überläßt sich ihnen. Daher stammt die große Freundschaft zwischen ihm und dem Grafen Görz, der ihm in der unerhörtesten Weise schmeichelt. Wieland von seiner Seite

schmeichelt wieder dem Grafen, und beide vereinigt schmeicheln meinem Sohne, so daß nichts als Schmeichelei oben bei meinen Kindern herrscht."

15. Wieland hat auf dem Wege zum Tempel der Weisheit die Landkarte und das Reisehandbuch verloren, und der Prinz sieht den Tempel der Cypria als den Tempel der Weisheit an.

Die gute Dame vergißt sich ganz selbst, sie ist ja auch von Wieland und Görz angeschmeichelt worden; was war es denn anders als Schmeichelei, als Wieland ihr am 22. März 1772 einen ganzen Speisezettel von Tugenden vorlegte, die er beim Erbprinzen gleich im ersten Entrevue vorgefunden zu haben vorgab, auf welchen Speisezettel hin Amalie diesen schlauen Schwaben für einen großen Herzenskundigen und bedeutenden Philosophen gehalten hat. Sie sah ein, wie sich die Herren gegenseitig zum besten hielten, aber übersah, wie sie sich alle vereinigten, um auch sie zum besten zu halten.

In unserm 19. Jahrhundert würde man trotz aller faustdicken Aufgeklärtheit doch Bedenken tragen, einem Dichter, dessen eigentliches Ziel Verliederlichung der Jugend ist, eine Prinzenerziehung anvertrauen. Zum Liederlichwerden gibt es nach dem Eintritt in die Majorennität wahrhaftig noch Gelegenheit genug; es ist sehr überflüssig, schon im Knabenalter einen recht soliden Grund für eine perennirende Nichtsnutzigkeit zu legen!

Es gehört kein strenger Sittenrichter, kein grämlicher Pedant dazu, um die Richtung Wieland's niederträchtig zu finden. Die Studenten des Hainbundes haben bekanntlich das Bild Wieland's und seine komischen Erzählungen verbrannt und haben seinen Göttinger Almanach (1775), seine Poesien als Buhlerromane und „ländervergiftende Schandgesänge" gebrandmarkt.

Sonderbar, dieser Jugendverzieher rühmte sich selber der Herzogin 1772 als den besten Führer zum Tempel der Weisheit, der mit allen Wegen, die zu diesem Tempel führen, außerordentlich gut bekannt sei. Er sagte in seinem Erziehungsplan (28. August 1772 [siehe Beaulieu S. 41]):

„Ueber die Art und Weise meines Unterrichts werde ich mich nicht näher erklären können. Alles wird sich nach den besonderen

Fähigkeiten und Bedürfnissen des Lernenden richten, und ich kenne mehr als einen Weg zum Tempel der Weisheit."

Wir bemerken an fast allen diesen Helden eine förmliche Licitation von Selbstüberschätzung, — einer überbietet den andern; Wieland schreibt den weisen Danischmende und hält sich für den weisen Danischmende; Lessing schreibt den weisen Nathan und hält sich für den weisen Nathan. Die Herren kennen alle möglichen Wege und Stege, Poststraßen und Vicinalwege zur Tugend und Weisheit und finden dann eine Menge Hämmel, die ihnen mit ihrem Geklingel nachrennen und ganze Heerden hinter sich nachziehen.

16. Der Major Knebel auch ein großer Philosoph, der mit dem andern Prinzen den Weisheitstempel aufsucht!

Da kam nun noch dazu der Major Knebel, der sollte am zweiten Prinzen Constantin das gut machen, was Wieland verpfuscht hätte. Er sollte den Prinzen Constantin militärisch erziehen, ihn zum Gelehrten und Strategen machen. Auch Knebel wußte sich das Ansehen eines Weisen zu geben; er verdarb an Constantin, was Wieland noch nicht ruinirt hatte; sein Zögling wurde ein Held, aber was für einer? Der allerhöchste Hof und die Feinheit Goethe's mußten in der Folge allen Scharfsinn aufbieten, um die Scandale, welche dieser von Wieland-Knebel zum Tempel der Weisheit auf „verschiedenen Wegen" geführte Prinz mit seinen Maitressen arrangirte, niederzudrücken.

17. Die Erziehungsresultate der beiden Weisen Wieland und Knebel. Knebel Revolutionär, Demokrat — und herzoglicher Pensionär. Hofbagage!!! Grobes Wort, aber wahres Wort.

Sehr präcis, plastisch und drastisch finden wir die Erziehungs-Resultate der Herren Wieland-Knebel bei Baumgarten (Goethe, Lehrjahre S. 232—233) dargestellt:

„Wie diese freien Anschauungen von Liebe und Ehe in Weimar selbst wirkten, sieht man an dem Beispiel des Prinzen Constantin. Um diesen armen Prinzen von seiner unglücklichen Liebe zu Fräulein von Ilten zu curiren, schickten ihn Goethe und der Herzog 1781 mit dem Hofrath Albrecht, einem Stiefsohn Jerusalems, Mathematiker von Fach, auf Reisen. Allein wie Goethe fand der 23jährige Prinz die Mathematik weniger interessant, als die Weiber,

vertauschte in Paris seinen lehrreichen Mentor mit einer französischen Concubine Madame Darseincourt, und ging mit dieser nach London durch. Als er ihrer hier nach Jahresfrist überdrüssig wurde, schickte er sie (zur weiteren Versorgung) nach Weimar. Hier erklärte sie, daß sie vom Prinzen schwanger sei, und wurde nun unter Goethe's väterlicher Direktion zum Förster nach Tannroda gebracht, um ihre Niederkunft abzuwarten. Ein paar Monate später, im Mai, kam dann der Prinz mit einer neuen „Geliebten", einer Engländerin, auf den Continent zurück, und wollte sie ganz unverfroren mit nach Weimar bringen. Aber nun hatte der ernstsittliche Goethe und sein Hof Bedenken. Die Engländerin mußte an der Grenze bleiben, der Prinz wurde in Wilhelmsthal internirt, wohin dann Goethe selbst ging, um die „Knoten in seinem Wesen" nach und nach zu lösen. Die Darseincourt ließ er durch seinen eigenen Kammerdiener, der sich auf so zarte Angelegenheiten auch verstanden zu haben scheint, nach Frankreich schaffen, der Prinz wurde in ein kurhessisches Regiment gesteckt."

Es wird nicht mehr lange dauern, so können wir bei höchster Fructification des Goethe-Cultus über diesen prinzlichen Abenteurer in einer göthomanischen Schrift lesen: „Wie muß man es der Vorsehung Dank wissen, daß dieser Prinz durch seine Liebesaffairen mitgeholfen hat, Goethe's Wahlverwandtschaften zuwege zu bringen, die ein reiner Spiegel jener wandelbaren Liebe sind, welcher dieser edle Prinz zum Opfer fiel, weil in der damaligen noch bornirten Zeit die Predigt der Wahlverwandtschaften mit ihrer freien Liebe noch nicht erschollen war!"

Was hat dieser Prinz am Ende anderes gethan, als Wieland's Werke praktisch in's Leben umgesetzt? Er wandelte eben die verschiedenen Fußpfade zum Tempel der Weisheit, auf deren genaue Kenntniß sich Wieland so viel eingebildet hat.

Knebel war Hauptmann in preußischen Diensten, in Weimar wurde er Titular-Major. Auf Preußen war er nie gut zu sprechen, weil seine Feldherrnbegabung dort nicht die gewünschte Würdigung gefunden hat. Wir werden in unserer Abhandlung über Knebel diesen nach seinen Briefen (die er nicht für den Druck bestimmt hat) als einen heillosen Schwätzer dargestellt finden, der, wie Schiller treffend von ihm sagte, immer aus jedem Haus, das er besuchte, mit einer andern Philosophie herauskam, als diejenige aussah, mit welcher er hineinging, der von zwei deutschen Fürsten Pensionen bezog, und für die französische Revolution begeistert war und

den deutschen Fürsten wünschte, es möge ihnen gehen wie dem König von Frankreich! — Dieser Pensionsbezieher und Fürstenhasser Knebel, der in seiner unsäglichen Bornirtheit nicht über seine Nase hinausdenken konnte, hätte sich doch vorstellen können, daß er im Falle des Sieges der Revolution in Deutschland statt allmonatlich auf 66 Silberthalern 66 theure Fürstenhäupter in die Tasche zu schieben, auf Zeugniß seines verschmutzten Pensionsbogens — sein theures Haupt hätte auf's Schaffot tragen können, um es von dort in die Kiste mit Sägespänen vom Rumpfe geschnitten niederkollern zu lassen!

Wir haben es aus seinen Aeußerungen nachgewiesen, daß er ein sehr bedenkliches Exemplar von jener Menschenklasse gewesen ist, die man unter dem Titel unersättliche und undankbare Hofbagage einregistrirt.

18. Goethe, nie für Revolution, bleibt politisch immer absolutistisch. Graf Görz ein ehrenhafter und ehrlicher Erzieher.

In dieser Richtung ist Goethe diesen Leuten gegenüber groß dagestanden, er hat bis in seine alten Tage herauf nicht mit den Umsturzgedanken geliebäugelt, sich nicht mit dem jungen Deutschland und den Krakehljuden befreundet, auf das Lob derselben verzichtet und sich lieber beschimpfen lassen; er ließ es stolz über sich ergehen, als Baruch Börne in seiner an Verrücktheit grenzenden Selbstüberschätzung, dem Goethe sogar das Genie abstreiten wollte, das er für sein ausschließliches Privilegium, für sein Monopol gehalten hat.

Als die Herzogin die Erziehung ihres Erbprinzen als mißlungen erkannte, schrieb sie die ganze Schuld dem Grafen Görz zu. Dieser bekam eine Pension von 1500 Thalern und die Herzogin schrieb über ihn:

„Ich bin überzeugt, daß er meinen Sohn verzogen hat und zwar gründlich.“

Aus den Aufschreibungen über den Grafen Görz ersehen wir, daß ihm mit diesem Ausspruch Unrecht geschehen ist; er gab dem Prinzen Carl August, als dieser die Regierung antrat, folgende Mahnung (Burkhard in „Westermann's Monatsheften 1865“. Februar S. 460 u. f. f.):

„Morgen also, geliebter Prinz, werden Sie das erhabene Amt, wozu Sie die Vorsehung bestimmt hat, antreten und anfangen, der Vater von vielen Tausenden Ihres Gleichen und das Bild jenes Gottes zu sein, der einst über dieselben und über Sie richten wird. Mögen Sie sich stets dieser ernsten und wichtigen Stunde erinnern. Lassen Sie keinen Tag vorübergehn, ohne von der Glückseligkeit, der Sie Ihr Beruf empfänglich macht, durchdrungen zu sein! Die meisten Fürsten machen sich unglücklich, weil sie die hohe Stufe, auf der sie stehen, für eine Last ansehen; sie suchen sich deshalb durch frivole Lustbarkeiten Zerstreuung zu verschaffen und vergessen auf der Jagd oder im Schauspielhaus ihre Pflicht. Vergeblich suchen sie dort Befriedigung für ihr Herz, diesen empfindsamen Theil ihres Wesens, und unglücklich sind sie, wenn sie dessen Regungen ersticken. Gewöhnen Sie sich, Prinz, Ihren hohen Beruf aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, und freuen Sie sich, daß Sie die Vorsehung in den Stand gesetzt hat, zu jeder Stunde Ihresgleichen glücklich zu machen. Wenn Sie ein gutes Beispiel geben, wenn Sie das Laster unterdrücken, wenn Sie die Tugend belohnen, so werden Sie am leichtesten das höchste Glück verschaffen, mit jeder Morgenröthe nehmen Sie sich vor, Gutes zu thun, und am Abend mag Ihnen Ihr Herz sagen, ob Sie diesen Vorsatz erfüllt haben."

Ein Mann, der diese Mahnung dem Prinzen geben konnte, mußte ein lauteres Leben hinter sich gehabt haben. Uns erscheint dieser Graf Görz nach reiflicher Prüfung der Hofgestalten, die den kleinen Thron in Weimar umgaukelten, geradewegs als die würdigste von allen. In sämmtlichen Schriften Wieland's ist ein so entschiedener Ernst, ein entschiedener Glaube an die Verantwortung des Menschen vor dem einst richtenden Gott nicht zu finden, wie in dieser Zuschrift. Mag Görz durch zu große Nachgiebigkeit auch an der Erziehung gesündigt haben, so steht er doch mit seinen Principien groß und ehrenhaft da, gegenüber dem lächerlichen alten Wieland, der sich gerühmt hat, alle Reisebücher in das Land der Weisheit und alle Wege zu kennen, die zum Tempel der Weisheit führen.

19. Wieland, ein schlauer Kalfakter, erster Vorgeiger im Fache des philosophischen Romans. Ein von einem Herrn Pröhle gebrachtes Urtheil Schiller's über Wieland.

Wieland war so schlau, sich in die Gunst der Herzogin (obwohl diese wußte, daß er als gemiethveter Tempelführer zur Weisheit die Prinzen in den sumpfigen, schlüpfrigen Boden

seiner Weltanschauung hinunterleitete) wieder einzuschmuggeln.

Wieland war gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland der erste Vorgeiger im Gebiete des philosophischen Romans. Jetzt, nach den Erfahrungen eines Jahrhunderts, die sein Problem als phantastischen Schwindel, seine Naturanschauung als total veraltet dargestellt haben, sind seine Theorieen und Rathschläge gar nicht mehr hinunter zu würgen.

Wieland als weiser Danischmende hat total Fiasko gemacht. Was er seiner Zeit gegolten, schildert Pröhle (l. c. 91). Wieland's „Goldener Spiegel" war damals eine politische That.

„Wie man in den sechsziger Jahren im Kreise der Freunde bei politisch-historischen Verhandlungen ab und zu auf ein Wort von Gleim,[1]) dem preußischen Grenadier, ganz besonderes Gewicht legte, so fragte man schon während der siebziger Jahre bei solchen Gelegenheiten nun auch eifrig nach der Meinung Wieland's, des weisen Danischmende: man nannte ihn so nach einer schon im Goldenen Spiegel vorkommenden Romanfigur."

Man könnte die Herabgekommenheit und die blödsinnige Verschrobenheit des 18. Jahrhunderts nicht drastischer schildern, als daß man damals Gleim's und Wieland's Aeußerungen über politische Zustände und Zukünfte ausspähte.

Der weise Danischmende ist ebenso wie der fingirte Grenadier zur komischen Figur geworden.

Der „Gottesseher" ist zu Ende
So wie der weise Danischmende.
Mit ihrer Weisheit gehen heim
Der Wieland und der Vater Gleim,
Die einst als Philosophen galten,
Die man im vorigen Jahrhundert
Als Phänomene hat bewundert,
Sind jetzt nur — komische Gestalten.

Besonders mit der Verhöhnung der katholischen Kirche, die damals mehr in Uebung war und Ruhm verschaffte, wie

---

[1]) Gleim galt als Politiker! — Diesen Mann in einen solchen Verdacht zu bringen! Man sieht daraus, mit wie kleinen Mitteln man damals zu einem Ruf gelangen konnte!

in der neueren Zeit, hat auch Wieland sein Geschäft zu machen gesucht. 1783, als in Oesterreich und Deutschland der Klostersturm begann, gab Wieland „Klelia und Sinibald“ heraus. Pröhle sagt darüber:

„Das ganze ist ein ergötzliches Pasquill auf die Anbetung der Heiligenbilder und nicht viel mehr als eine Parodie des Oberon. An die Stelle des Oberon selbst ist das Bild der heil. Katharina getreten.“

Nun ist es aber ein gar nicht ergötzlicher Blödsinn von Seiten des Herrn Pröhle, wenn er dem Aberglauben huldigt, die Kirche befehle oder lehre die Anbetung der Heiligenbilder — ehe man kaltblütig eine verlogene Verurtheilung niederschreibt, sollte man doch eher sich über den Gegenstand unterrichten.

Schiller schreibt den Schwestern Wollzogen, Jena, 30. Oct. 1789:[1])

„Wieland ist ein jämmerlicher Tropf, wenn er auf sich zu reden kommt, welches kein gar so seltener Fall ist. Was ihn jetzt gewaltig unruhig macht, ist der historische Kalender, den Ihr aus Leipzig geschickt bekommen habt. Göschen hat ihm einen Streich gespielt, und ohne ihm ein Wort zu sagen, daß er ihn als den Verleger in Archenholz Gesellschaft öffentlich nennen würde, hat er es auf den Titel gesetzt. Diese Gesellschaft mit Archenholz vor dem Publikum schmerzt ihn ganz erstaunlich, und das ist jetzt sein großes Leiden.“

Ein ferneres Beispiel, wie sich die Familien in Weimar gegenseitig in ihrem häuslichen Wesen scharf beobachtet haben, ersehen wir auch aus folgendem Briefe der Frau Herder über Goethe's und Wieland's ökonomische Talente.

Frau Herder an Knebel 15. April 1801:[2])

„Mit Gutskäufen geben Sie sich ja nicht wohl ab! Ich muß Ihnen den Schleier über Wieland's und Goethe's Lage in Absicht ihrer Güter aufdecken. Für Wieland hat mein Mann beim Herzog von Gotha durch Tümmel ein Kapital von 14,000 Thalern à 3 Prozent negociirt (so viel ist er noch auf das Gut schuldig), hat aber nur 10,000 Thaler à 3½ Prozent erhalten. Wieland kaufte das Gut für 22,000 Thaler, worauf er nur 8000 Thaler baar be-

---

[1]) Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wollzogen. 1. Bd. 2. Auflage. Leipzig 1867. S. 304.

[2]) Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebel's Nachlaß. Von Heinrich Düntzer. Nürnberg, Bauer und Raspe 1858. 2. Bd. S. 7.

zahlte und für 4000 Thaler an Ställen und Scheunen baute, so daß also ein Kapital von 28,000 Thalern in dem Gut steckt, das ihm vielleicht kaum 3 Prozent abwirft, und wovon er 14,000 Thaler weiteres und höher verinteressiren muß. An eine große Verbesserung des Gutes ist auch nicht viel zu denken, es muß viel hineingesteckt und muß von einem Sachkundigen verwaltet werden, wozu sich der Sohn erst nach und nach bilden muß. Die Wieland'sche Lage ist also gar nicht wünschenswerth. Goethe hat das Roßla übertheuer um 14,000 Thaler gekauft mit schlechtem Haus und Stallung, alles baufällig und schlechte Gegend. Jetzt soll er abermals 4000 Thaler abzahlen und sucht in Apolda und umliegender Gegend bei Rentbeamten und dergleichen das Geld zusammen!! Mit seinem Pächter, der ihm 2 Jahre den ordentlichen Pacht nicht gegeben hat, hatte er bei dem Hofgericht einen Prozeß, den er zwar gewonnen und den Pächter herausgeworfen hat, indessen aber Unkosten und Verdruß davon getragen. Jetzt, heißt es, will er das Gut selbst administriren — die Mademoiselle Vulpius. Die Nachbarschaft prophezeit aber kein Gelingen, da er und sie die Landwirthschaft nicht verstehen. Das Gerede über ihn thut uns oft sehr leid; er wird meist in zweideutigem Licht beurtheilt und wir haben zu thun, die Menschen eines andern zu überzeugen. Aus beiden Erzählungen sehen Sie, daß Leute von Wissenschaft sich nicht zur Landwirthschaft, wohl aber zur Gartenwirthschaft schicken, dieser, der Garten gehört zum Paradies, wohin jene Männer auch gehören."

20. Knebel über Wieland. Wie man in Weimar große und kleine Todte behandelt.

Knebel schrieb von Jena 16. Dezember 1819 an die Witwe Schiller (Charlotte)[1]:

„Der arme Wieland hat mich doch gedauert. Sie beurtheilen ihn in Ihren Briefen richtig. Unter allen unsern politischen Schriftstellern war er mir noch der liebste. Seine Beurtheilung war scharf und meist richtig. Die fatalen Zeitumstände und — vielleicht auch Noth — haben ihn fortgerissen. Er hat noch 8 Tage vor seinem Tode gearbeitet und geschrieben, um sich zu erhalten. Stoisch ist er übrigens bei vielen Leiden gestorben. Außer dem armen Berneburg hat kein Mensch seine Leiche begleitet. So sind die Freunde und die deutschen Patrioten. Nur wenige unter ihnen konnten sich seines Talentes und Geistes rühmen."

Es ist der sehr gewichtige Umstand nicht zu übersehen, mit

---

[1]) Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Stuttgart, Cotta 1865. 3. Bd. S. 409.

welcher Werthschätzung die Weimarergrößen sich selber gegenseitig im Leben und im Tode behandelt haben.

Wie armselig und verlassen wurde der arme Schiller bei nächtlicher Finsterniß, einsam, ohne Begleitung, ohne Leichenfeier von vier Trägern zu seiner Grabstätte geschleppt? Wo waren da die Weimarergrößen?

Bei der Leichenfeier Carl August's, der 50 Jahre lang mit seinem guten Geld die Verköstigung der ganzen Olympischen Apollo-Abtheilung übernommen hatte, glänzte der Oberpriester Apollo's durch seine Abwesenheit — er floh die unangenehme Mahnung an den Tod. Goethe selber wurde darnach aus Hofetiquettsrücksichten nicht über die Stiege in die finstere Gruft gebracht, sondern meuchlings durch ein Loch wurde sein Sarg hinuntergeschoben.

Die gefeierte Göttin der Bühne Carona Schrötter, von Goethe in ihrer Blüthezeit „angebetet", bekommt einen kleinen Grabstein heimlich bezahlt durch eine Prinzessin. Bei ihrem alten Verehrer darf von ihrem Tode gar nicht gesprochen werden. Auch der Knebel ging nicht mit, aus Furcht vor dem Tode und aus Furcht vor Goethe, derselbe Knebel, der sich beklagt, daß bei Wieland's Leiche nur der arme Verneburg allein mitgegangen!!

Es wäre bitter, wenn sie sich gegenseitig nach dem Maßstab ihrer gegenseitigen Kenntniß auch gegenseitig geachtet hätten!

21. Die Schriftstellerin La Roche als Wieland's Jugendliebe. Ihr bewegtes Leben. Streit zwischen ihrem Vater und ihrem Bräutigam, gewöhnlich mit Vorsicht und Rücksicht kleinsten Theiles erzählt, größten Theiles todtgeschwiegen.

Ueber die Geliebte Wieland's, die nachmalige La Roche, der wir in Goethe's Leben wieder begegnen, finden wir Einzelheiten in einer Schrift über Merk.[1])

„Sie war geboren 1731 in Kaufbeuren. Ihr Vater war Arzt, beide Eltern fromme Lutheraner. Diese siedelten nach Augsburg über. Hier wurde Bianconi aus Bologna, Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg, ihr Lehrer; er wollte sie heirathen; sie

[1]) Johann Heinrich Merk, seine Umgebung und seine Zeit. Von Dr. Georg Zimmermann. Frankfurt 1871.

hatte schon eingewilligt. Beim Ehevertrag wurde ihr Vater mit Bianconi streitig. Sehr schlau verschweigt Zimmermann die Ursache des Streites. Er schreibt nur: Vater und Bräutigam entzweiten sich über den Ehevertrag, und Bianconi durfte das Haus nicht mehr betreten."

Im Reutlinger Convers.-Lexicon 1831. 6. Bd. S. 454 heißt es:

„Die Verbindung mit Bianconi kam nicht zu Stande, da Bianconi darauf bestand, daß alle seine Kinder katholisch werden sollten."

Die nachfolgenden Ereignisse geben kein erhebendes Bild von der Ruhe und Toleranz des Vaters der Sophie, darum mußte auch die Ursache des Streites verschwiegen werden.

Die Assing schildert das angedeutete Zerwürfniß ausführlicher[1]) — es charakterisirt den Vater der La Roche.

„Die Heirath sollte nun stattfinden, alle Anstalten waren bereits getroffen. Da geriethen bei den Artikeln des Ehevertrags Gutterman und Bianconi in Streit. Der letztere verlangte nämlich jetzt, obgleich er der protestantischen Gattin volle Religionsfreiheit zusicherte, daß seine zukünftigen Kinder, nicht bloß die Söhne, katholisch würden. Dieses schlug der Vater in heftigem Zorne ab, die kluge vermittelnde Mutter fehlte, und bei der Heftigkeit der beiden Männer war weder Nachgeben noch Nachsicht möglich. Gutterman haßte die Katholiken und fand es unter seiner Würde, ihnen Zugeständnisse zu machen, Bianconi hingegen war zwar viel zu geistig frei und vorurtheilslos, viel zu sehr durchdrungen von dem aufgeklärten Geiste, welcher das 18. Jahrhundert auszeichnete, als daß ein blinder Religionseifer ihn zu seiner Forderung hätte veranlassen können, aber er glaubte sie seiner äußern Stellung, der Rücksicht gegen Andere schuldig zu sein. Die beiden Männer trennten sich in aufgeregter Erbitterung. Die Verbindung wurde aufgehoben. Bianconi durfte das Gutterman'sche Haus nicht mehr betreten. Sophie empfand den tiefsten Kummer, die namenloseste Trostlosigkeit, und durfte vor den Augen des strengen Vaters nicht einmal weinen."

„Bianconi, der unterdessen Leibarzt am Hofe des Kurfürsten von Sachsen geworden war, glaubte nicht, daß er durch das Zerwürfniß mit dem Vater die Tochter verlieren sollte; er machte der Geliebten den Vorschlag, sich heimlich mit ihm zu vermählen, dann wollte er sie mit sich nehmen und seine Handlungsweise vor der ganzen Welt durch Veröffentlichung von mehr als 30 Briefen, in denen Sophie von ihren beiden Eltern als Braut genannt wurde, rechtfertigen."

---

[1]) Sophie von la Roche, die Freundin Wieland's. Von Ludmilla Assing. Berlin, Janke 1859. S. 26 u. 29.

Sophie wollte aber ihren Vater nicht kränken.

„Ebenso verletzt und gekränkt als betrübt verließ Bianconi Augsburg den 6. Oktober 1749, um vorerst nach seiner Vaterstadt Bologna zurückzukehren.“

„Den Tag nach seiner Abreise wurde Sophie von ihrer Großmutter, von ihrem Onkel und ihrer Tante wegen ihrer Thränen gescholten. Niemand in ihrer Umgebung fühlte, begriff den tiefen Seelenschmerz, unter dem sie zu erliegen drohte. Der strenge und finster blickende Vater rief sie in sein Cabinet, ermattet und wie leblos folgte sie ihm dahin. Dort verlangte er von ihr nicht nur Entsagung, sondern auch völliges Vergessen des Mannes, in welchem sie den Schöpfer ihrer geistigen Ausbildung verehrte, dem ihr Herz in Dankbarkeit und Liebe ergeben war. Sie mußte ihrem Vater alle Briefe und Gedichte Bianconi's, die schönen Arien, die er ihr gegeben, ihre sorgfältig gearbeiteten geometrischen und mathematischen Uebungen bringen, und ihn alles mit wilden Zornesausbrüchen zerreißen und im Ofen verbrennen sehen. Sie selbst mußte vor des Vaters Augen Bianconi's Portrait, von dem Maler Nilson gemalt, welches ihn darstellte, wie er eine Marmorsäule mit der Unterschrift: „le changement est contre ma nature“ umfaßte, dieses Porträt, welches sie so oft mit Wonne und Entzücken betrachtet hatte, mit der Scheere in tausend Stücke zerschneiden, und einen Ring von ihm, mit seinen verschlungenen Buchstaben in Brillanten und der Umschrift: „sans vous rien“ mit zwei Eisenstäben gewaltsam entzwei brechen und die Brillanten zerstreut auf die rothen Steine des Fußbodens niederfallen sehen.“

22. Wie grausam die la Roche von ihrem frommen Vater behandelt wird.

„Es war eine schreckliche Scene, schweigend reichte das junge Mädchen dem Vater alle die Andenken der Liebe und des Glaubens zur Zerstörung hin, aber den Zügen ihres Antlitzes konnte man dabei ansehen, was in ihrem Innern vorging. Sophie hatte als 75jährige Frau in dem letzten Buche, welches sie erscheinen ließ, im Vorwort zu „Melusinen's Sommerabenden“ einen kurzen Lebensabriß von sich selber entworfen. Nachdem sie den Vorgang erzählt, den wir soeben mitgetheilt, ruft sie aus: „So wollte man das Andenken des Mannes auslöschen, dem mein Geist so viel Schönes zu danken, mein Herz so viel Glück von ihm zu hoffen hatte.““

„Dem Vater gehorsam, hatte sie dem Geliebten entsagt, aber ihn so geschmäht zu sehen, konnte sie nicht ertragen. Ihre ganze Seele war empört und verletzt wie nie zuvor, wie niemals wieder. Da, noch in dem Zimmer ihres Vaters, that sie tief in ihrem Innersten das Gelübde: Ich bin von dem Manne losgerissen, von dem ich das Beste, was ich weiß, gelehrt wurde. Ich kann nichts mehr für ihn thun, nicht mehr für ihn leben. Er wird keine

Frucht seiner verehrungsvollen Bemühung, seiner künftigen Gattin Kenntnisse und Talente zu geben, genießen. Nun, so soll auch Niemand mehr jemals meine Stimme, mein Klavierspiel, die italienische Sprache, die Bekanntschaft mit Rohault oder irgend etwas, so er mich lehrte, hören, oder auch nur in mir vermuthen."

Sie hielt Wort. Als darnach Wieland sie in Biberach kennen lernte, hatte er keine Ahnung von ihren Kenntnissen und Talenten und schrieb 11. April 1752 an Bodmer über sie:

„Sie würde vielleicht mehr als Lambeß und Rowe sein, wenn ihr Vater nicht die Meinung gehabt hätte, ein Frauenzimmer müßte außer dem Katechismus nichts wissen. Er konnte sie zwar nicht verhindern, verschiedene gute Schriften zu lesen, er that aber doch, was er konnte." „Bianconi's Name kam nie mehr über ihre Lippen. Nie im Leben sahen sie sich wieder, Bianconi lebte mehrere Jahre in Dresden in Gunst und Ansehen. Winkelmann erwähnt seiner öfter in seinen Briefen. Im Jahre 1764 ging er als kursächsischer Ministerresident nach Rom, wurde später zum Grafen erhoben, und starb 1781 zu Perugia."

Folgende Episode im Leben der La Roche ist nicht ohne Interesse (S. 13):

„Der berühmte Geschichtsschreiber der Philosophie Jacob Brucker, damals Rector in Kaufbeuren, war der Hausfreund der Familie, von ihm wurde Sophie auch getauft, auch war sie als Mädchen oft bei ihm, er sprach ihr über seine Predigten, und sie lernte manches bei ihm. Brucker pflegte Sonnabends, nachdem er mit seinen Geschäften fertig war, 8 Stunden weit von Kaufbeuren nach Ulm zu gehen, um die dortige Bibliothek zu benutzen. Als der Cardinal Passionei durch Augsburg kam, machte er den lutherischen Bürgermeister dieser Stadt auf den ausgezeichneten Landsmann aufmerksam und wunderte sich, daß ihn die Augsburger nicht an sich gezogen hätten. Dadurch wurde Brucker an die Heilige-Geist-Kirche zu Augsburg berufen, und verdankte solchergestalt seltsamer Weise seinen Posten katholischer Empfehlung."

Sophie dachte dann in ein Kloster zu gehen. Sie sprach dem Bischof von Augsburg diesen Wunsch aus, der sie aber zurückwies, weil ihr Vorsatz nur aus Liebesverzweiflung entstanden sei. Nun kam sie zu ihrem Verwandten, dem Prediger Wieland in Biberach, wo sie den Sohn desselben, den Dichter Wieland, kennen lernte. Als sie wieder nach Hause kam, fand sie eine unerfreuliche Stiefmutter, ihr gestrenger Vater hatte ihr die Freude gemacht, noch mal zu heirathen. Sie ging nun wieder zum Prediger Wieland. Der Sohn des Predigers war 17, sie 19 Jahre alt.

„Dem Vater war es um so willkommener, seine der Welt abgeneigte Tochter bei einem protestantischen Geistlichen zu wissen, da er zuweilen fürchtete, sie könnte ihren Vorsatz, aus Liebe zu Bianconi katholisch zu werden und in ein Kloster zu gehen, doch einmal ausführen."

Sie wurde in Biberach die Verlobte Wieland's, aber auch dieses Verhältniß zerschlug sich. Ueber ihre weiteren Geschicke — die Heirath mit La Roche — haben wir in der Schrift über Goethe berichtet; auch wie ihr Mann wegen seines Pamphlets gegen die Mönchsorden vom Churfürsten pensionirt wurde. Auch die Assing schreibt das den Pfäffischgesinnten und ihren Intriguen zu, als ob ein Beamteter an einem geistlichen Hofe für eine gegen ein kirchliches Institut abgefaßte Spottschrift noch eine besondere Auszeichnung erhalten sollte.

23. Nachdem die eigene Erziehung der la Roche mißlungen, gibt sie eine Zeitschrift für Erziehung: Pomona, heraus; sie bekommt den Titel: die gute Mutter von Deutschlands Töchtern. Kaiserin Katharina, den Pomonamangel in Rußland fühlend, pränumerirt auf 500 Exemplare.

Die La Roche gab eine Zeitschrift für Erziehung „Pomona" heraus, wodurch sie nach Assing'scher Ansicht

„mächtig in das wirkliche Leben eingriff, denn so außerordentlich war der Eindruck auf die Leserinnen, daß die Frauen und jungen Mädchen aus der Nähe und Ferne sich brieflich an die ihnen unbekannte Frau wendeten, die sie häufig Pomona anredeten, um sie in den zartesten und wichtigsten Verhältnissen um Rath zu fragen. So wurde sie in der That die gute Mutter von Deutschlands Töchtern, wie man sie nannte, und ihrem Herzen war es wohlthuend, so in weitesten Kreisen geliebt zu sein und alles Gute und Schöne kräftig zu fördern."

Interessant ist, wie diese „gute Mutter von Deutschlands Töchtern" ihre eigenen Töchter an Männer, mitunter, wie es die Assing selber berichtet, an „Ungethüme" verhandelte, und sich um die bittern Thränen ihrer eigenen Sprößlinge einen blauen Plunder gekümmert hat.

Mehr als komisch ist der Bericht der Assing:

„Die Kaiserin Katharina die Zweite von Rußland bezeugte für die „Pomona" so lebhaften Eifer, daß sie auf 500 Exemplare unterzeichnen ließ und diese mit kaiserlicher Großmuth bezahlte."

Diese edle großmüthige Katharina muß damals den totalen Pomonamangel bei ihrer eigenen Erziehung so recht gefühlt und von Herzen bedauert haben, daß sie vom Ideal holder Weiblichkeit und reiner Frauensitte auf einige Tausend Werst Distanz entlegen gewesen ist.

Die „Pomona“ war derartig unter der feinfühligen Frauenwelt in Aufschwung gekommen, daß sich ein Sagenkreis schmeichelhaftester Art um die Herausgeberin sammelte. Die Assing führt z. B. S. 202 folgende (klug ohne Namen und Stand der darin angeführten Person, ohne Gassen- und Hausnummerangabe) rührende Geschichte an:

„Ein junges Mädchen in Mannheim verlangte auf dem Sterbebette, daß man Frau von La Roche zu ihr führe, damit sie vor ihrem Tode wenigstens einmal die Verfasserin der Pomona mit eigenen Augen sehen und derselben ihren Dank aussprechen könne. Sophie erschien bei ihr, sah ein begeistertes Lächeln ihre Züge verklären und umarmte sie mit Rührung, das erste Begegnen war zugleich ein Abschied für ewig.“

Nach der Pensionirung ihres Mannes wohnte sie mit ihrem Manne beim aufgeklärten Domherrn von Hohenfeld in Speier. Die Assing beschreibt ihr Studirzimmer: Wieland, Stadion (der alte Voltairianer, der den Anfangs pietistischen Wieland zur liederlichen Philosophie des Patriarchen von Ferney bekehrte) und Lessing hängen in Gemälden zwischen Gypsabgüssen antiker Originale. Im Winter lebte sie in Mannheim und betrieb sogar Naturwissenschaft.

„Auch Sophie's Liebe zu den Naturwissenschaften blieb in Mannheim nicht ohne Befriedigung, da sie das große Naturalienkabinett, welchem Collini, der ehemalige Sekretair Voltaire's, vorstand, fleißig studirte.“

24. Die la Roche wird auf Reisen als Erzieherin und gefühlvolle Dichterin mit Auszeichnung empfangen. Man nannte sie literarische Großhofmeisterin.

Die La Roche machte Reisen in die Schweiz, nach Frankreich und England, überall wurde sie von den damaligen Gleichgesinnten mit Enthusiasmus empfangen, es wurden ihr Ehren erwiesen, wie noch nie einer Schriftstellerin. Sie selber berichtet es in ihren Reisebeschreibungen mit beständiger Rücksicht auf ihre eigene Person und ihre Verdienste.

Als die französische Revolution mit ihren Gräueln daherkam, wurde sie, „die Lebenslang für Freiheit und Menschenrechte gewesen war, die Bewunderin Marc Aurels, Friedrich des Großen und Joseph des zweiten, die bisher immer auf der Höhe ihrer Zeit gestanden", ganz confus. Die arme Pomona — daß Prinzipien in ihre Consequenzen auslaufen müssen, fand bei ihrem sehr beschränkten philosophischen Gehirnapparat keinen Eingang. Sie starb am 18. Februar 1807 zu Offenbach und liegt auf ihren Wunsch im katholischen Gottesacker zu Bürgel, unweit der Gräber ihres Gatten und ihres Sohnes Franz begraben. — Sie hat schöne Talente besessen, war in ihren Schriften außerordentlich sentimental, ließ aber bei Verheirathung ihrer Töchter alle Romanphrasen in den Hintergrund treten, sah zunächst auf materielle Grundlagen der künftigen Häuslichkeit, und zeigte somit ihr entschiedenes Mißtrauen auf das Glück zweier Herzen, das auch in einer kleinen Hütte bei Brod und Milch, Käse und Butter errungen werden könne.

Somit hat sie durch die Praxis in ihrer Familie ihre Romane verurtheilt, und hat sich von dem Pomonaschwefel, den sie der Frauenwelt ihrer Zeit unter die Nase geräuchert, durchaus nicht betäuben lassen.

Ueber die Höhe und den Niedergang ihres Ruhmes sagt die Assing:

„Sophie war zu ihrer Zeit eine gefeierte Schriftstellerin, eine der liebenswürdigsten und edelsten, die jemals gelebt; man hat sie eine literarische Großhofmeisterin genannt, die viele Jahre hindurch den Ton in der Frauenwelt angegeben habe, sie wurde als die gute Mutter von Deutschlands Töchtern gepriesen, ja sie ist sogar als „Thatenverbreiterin erhabener Mädchen" (?), als „ein Muster aller Frauen, würdig, unsterblich zu heißen", besungen worden, und man hat sie mit Laura und Aspasia verglichen. Wie vergänglich aber mitunter jener literarische Ruhm ist, in welchem man so gerne eine Unsterblichkeit sehen möchte, zeigt uns gerade Sophie; ihre Werke haben schon heute keinen Leser mehr, und bald werden diese Werke mit Ausnahme weniger in Bibliotheken aufbewahrter Exemplare ganz verschwunden sein. Und dennoch darf die vortreffliche, ausgezeichnete Frau nicht vergessen werden. Sie war die erste Schriftstellerin in Deutschland, welche auf dem Gebiete des Romans und des Erziehungsfaches (ach!) mit Erfolg auftrat, und wenn sie in ersterem der damals herrschenden sentimentalen

Moderichtung sich anschloß, so gewann sie durch letzteres als edle und einsichtige Lehrerin der weiblichen Jugend eine außerordentliche und wahrhaft einzige Wirksamkeit."

25. Fernere Schicksale der la Roche. Ihre Leistungen im Sentimentalitätsgebiet. Ihre Heirath.

Nach diesen Berichten der Assing über die La Roche von 1859 kehren wir zu dem von Georg Zimmermann im Jahre 1870 erschienenen zurück.

1750 schickte sie ihr Vater zu dem ihm verwandten Prediger Wieland. Es entspann sich ein Verhältniß mit dem Sohn des Hauses, dem nachmaligen Dichter. Ihr Vater heirathete aufs neue nach dem Tode ihrer Mutter und wollte von einer Heirath mit Wieland nichts wissen. Auch des jungen Wieland Mutter war entgegen.

„Die Frau des Geistlichen haßte sie (die Sophie) aus mütterlicher Eifersucht und machte vermuthlich auch ihren Sohn, der indessen nach Zürich übersiedelt war, eine Zeitlang auf die Braut eifersüchtig."

1753 heirathete sie der kurmainzische Hofrath La Roche, der eigentlich Frank hieß, den als fünfjährigen Waisen der kurmainzische Großhofmeister und Staatsminister Graf Friedrich von Stadion erziehen ließ, ihn La Roche nannte und ihm den Adel verschaffte. Stadion war Voltairianer und bildete den La Roche auch dazu heran. Nach seinem siebenzigsten Jahre zog sich Stadion auf sein Schloß in Schwaben, Warthausen, zurück. Dorthin kam auch der junge Wieland; Stadion suchte ihm, dem Predigersohn, der aus seines Vaters Haus noch positive Religion mitgebracht, durch seine Gespräche und seine Bücher dieselbe abzustreifen. Er war der Sprößling einer alten katholischen Adelsfamilie, der dem Dichter die grundliederliche französische Literatur als Muster anpries. Es kann die Bornirtheit und Verblendung dieses katholischen Adels von damals nicht genug betont werden; sie haben ja auch mitunter als Churfürsten, gutdotirte Domherren, oder in andern geistlichen bepfründeten Dignitäten der mephitischen Luft, die vom Rheine herüberwehte, ihre Bewunderung gezollt und selbige für das echte Parfüm der Aufklärung gehalten. Die Herren waren im Besitze derartig vernagelter Köpfe, daß sie wegen der Consequenzen, die Voltaire's praktische, religionsfeindliche

Liederlichkeit und Rousseau's systematisches Vorgehen gegen die alten Grundlagen der Gesellschaft nothwendig nach sich ziehen mußten, gar keine Scrupel aufkommen ließen und darüber nicht nachdenken wollten.

Sophie verlegte sich auf's Romanschreiben, sie verfaßte den damals viel gelesenen Roman „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“, in welchem sie als Docentin rationalistischer Theologie arbeitete, die Natur als die einzige und wahre Quelle des religiösen Gefühls proklamirte, und ihre Helden und Heldinnen in dem widerlich-süßen Syrupgewässer der fadesten Sentimentalität herumplätschern ließ. Rousseau war ihr Vorbild geworden. Sie arbeitete in Idealen. Merk sagt hierüber:

„Mischte sich in die hier erwähnte Denkungsart auch vieles Ueberspannte, Romanhafte, Gemachte und Kranke, fehlte es dabei auch nicht am Kokettiren mit dem eigenen Seelenadel, an selbstgefälligem und schönthuendem Moralisiren, ein guter Kern war da, mitten in so manchen verkommenen Staatsverhältnissen sich erhaltend.“

26. Wie diese Erfinderin des Universal-Erziehungspulvers mit ihren eigenen Töchtern verfahren ist.

Wie diese überaus sentimentale Dame ihre Töchter bei Vergebung derselben an Ehegatten mit Ausschluß aller Sentimentalität als preiswürdige Waare vom rein merkantilen Standpunkt behandelte, darüber haben wir in unserer Abhandlung über Goethe schon einige Kunde gebracht. Maximiliane mußte den Kaufmann Brentano heirathen, der nach der Hand über die Besuche Goethe's bei seiner Frau so weit zur Einsicht kam, daß er Herren dieser Gattung nicht für angenehme Geschäftsfreunde halten wollte, und sich in dieser Richtung auch ausgesprochen hat. Zimmermann erzählt weiter (S. 182):

„Sophie zerstörte übrigens auch das Lebensglück ihrer zweiten Tochter Luise, die von einigen noch schöner als Maximiliane gefunden wurde, indem sie ihr 1799 den Hofrath Möhn als Gatten aufnöthigte. Luise fügte sich wie früher Maximiliane weinend in ihr Schicksal. Die Heirath erwies sich als eine durchaus unglückliche. Die Wuth, in die Goethe's Mutter und Wieland über diese Handlung der Familientyrannin versetzt wurden, gab ihnen sehr komische und drastische Ausdrücke ein, wobei der arme Hofrath Möhn zu einem ebenso schrecklichen als lächerlichen Zerrbilde ward.“

Goethe's Mutter schrieb darüber an die Herzogin Amalie den 11. April 1719:

„Theuerste Fürstin! Könnte Doktor Wolf (Goethe) den Tochtermann sehen, den die Verfasserin der „Sternheim" ihrer zweiten Tochter aufhängen will, so würde er nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen und ganz gottlos fluchen. Gestern stellte sie mir das Ungeheuer vor — großer Gott, wenn mich der zur Königin der Erde (Amerika miteingeschlossen) machen wollte, so, ja so — gäbe ich ihm einen Korb. Er sieht aus wie der Teufel in der siebenten Bitte in Luther's kleinem Katechismus, ist so dumm wie ein Heupferd, und zu allem seinem Unglück ist er Hofrath. Wenn ich von all dem Zeug was begreife, so will ich zur Auster werden. Eine Frau, wie die La Roche, von einem gewiß nicht gemeinen Verstande, von ziemlichen Glücksgütern, von Ansehen, Rang u. s. w., die es recht darauf anfängt, ihre Töchter unglücklich zu machen — und doch Sternheime und Frauenzimmerbücher schreibt!"

Wieland schrieb darüber an Merk:

„Die Herzogin (Anna Amalie) nimmt großen Antheil an der Sache und ist herzlich böse auf die Frauenzimmerbriefstellerin. Der Kerl, dem sie die holde Loulou zu fressen gibt, soll ein Meerkalb im Gusto des Phoka sein, dem die schöne Angelika im Ariost ausgesetzt wird." — „Clemens Brentano nennt ziemlich übereinstimmend hiermit seinen Onkel Möhn ein grobes Ungeheuer. Die arme Luise fügte sich weinend in ihr Schicksal, wie früher ihre Schwester."

Daraus ist zu ersehen, wie diese überaus sentimentale Schriftstellerin in ihrer eigenen Familie ganz anders wirthschaftete, als in ihren Romanen.

Da hörte alle Sentimentalität auf. Die Töchter wurden ohne Rücksicht auf romantisches Gewinsel an meistbietende Herren hinweggegeben. Diese Fürstin der Erziehungskunde, diese gerühmte „Pomona" hätte für die durch und durch Verlogenheit ihres sentimentalen Romanschwefels kein glänzenderes Zeugniß abgeben können, als die Gewaltthätigkeiten, mit welchen sie ihre Töchter verlicitirte.

Wieland war schon etwas milder in der Form, wenn er als reichbegnadigter Vater Töchter an Männer bringen wollte. Unterhaltliche Besuche in seiner Familie duldete er nicht, da gab es nicht die Liberalität wie in seinen lasciven Romanen; da pflegte er gleich mit der schwiegerväterlichen Pistole hervorzukommen, sie dem jungen Besucher an die Brust zu setzen und ihm den gehörnten Syllogismus: „entweder — oder" entgegenzuhalten.

Zimmermann fährt fort:

„Wieland sah die Jugendgeliebte nicht mehr mit den früheren Blicken schwärmerischer Verehrung an, sondern hatte jetzt ein Auge für ihre Schwächen und fühlte sich ihr, was er ihr auch 1791 zu verstehen gab, mehr und mehr entfremdet, wogegen sie ihm ihre innige Freundschaft und die erste Stelle in ihrem Herzen bis zum Tode bewahrte, an allen seinen persönlichen Erlebnissen einen unwandelbaren Antheil nahm und mit allen seinen Launen, Wunderlichkeiten und Schwächen freundliche Geduld hatte."

27. Wie sich der Gemahl der la Roche in Trier unmöglich machte.

S. 185 erzählt Zimmermann:

„Im Herbste des Jahres 1780 erhielt La Roche in Folge einer gegen ihn gesponnenen ultramontanen Intrigue in Ungnade seinen Abschied."

Es ist sehr vorsichtig von Zimmermann, daß er der historischen Thatsache aus dem Wege geht und, nur von einer ultramontanen Intrigue redend, den Leser zu beirren sucht. Zimmermann verschweigt, daß la Roche gar zu sehr in Voltairianismus und seine Frau gar zu sehr durch ihre Schriften in Aufklärung machte. La Roche war Churfstl. Trier'scher Staatsrath, aus dem Einkommen der Kirche gut bezahlt und gab die „Briefe über das Mönchswesen" heraus, eine in Voltaire'schem Haß mit gleichem bösen Willen aber geringem Talent abgefaßte Schmähschrift gegen ein kirchliches Institut. Dem Churfürsten von Trier wurde bedeutet, einen Mann dieser Richtung könne er doch nicht fürder in seinen Diensten behalten, ohne sich den Schein zu geben, daß er selber gleicher Gesinnung sei; somit waren es die Voltairianischen Umtriebe des Herrn la Roche selber, die seinen Sturz veranlaßten und nicht, wie die gutmüthigen Leser bona fide meinen sollen, ultramontane Umtriebe.

Das Reutlinger Conversations-Lexikon (1831, 6. Band S. 455), ein gewiß in dieser Angelegenheit unparteiischer Zeuge, gesteht, daß die von ihm (la Roche) verfaßten Briefe über das Mönchswesen seinen Sturz beförderten.

S. 167 berichtet dann Zimmermann selbst über la Roche:

„Während seine junge Frau beständig gerührt war, für Klopstock schwärmte und bei den Schriften Richardson's Thränen der Rührung weinte, fand La Roche leider sein Vergnügen an den

französischen Freidenkern, war namentlich ein eifriger Verehrer und Anhänger Voltaire's und persiflirte mit Grazie die ideale Richtung seiner Gattin. Sie blieb für diese Eindrücke nicht unempfänglich."

Somit sehen wir, was es mit den ultramontanen Intriguen, auf welche hin la Roche abdanken mußte, für eine Bewandtniß hatte. Wir wollen nur die historische Wahrheit constatiren, ohne alle Parteisucht; wir nehmen uns um die Churfürstlich Trier'sche Regierung nicht lobrednerisch an, sondern erklären im Gegentheil: es war schon ein unverantwortliches Vorgehen — oder mindestens eine große Dummheit — einen eklatanten Voltairianer zum Staatsrathe eines geistlichen Churfürsten zu machen.

Die liberalen Leute hatten auch schon damals den großen Fehler, die Consequenzen ihrer Principien erst dann unangehm zu empfinden, wenn sie ihre eigene Haut berührten.

28. Wie der Voltairianer-Gemahl der la Roche über die Dichtervögel, welche sein Nest umflattern, nicht erbaut gewesen ist. Ein schöner Zug der la Roche.

Der Voltairianer la Roche hörte geschwind auf, Voltairianer zu sein und fing an, ein christlicher Ehemann zu werden, als die poetischen Schmetterlinge und Singvögel in die Stube seiner Gemahlin flogen, sich dort niederließen und entweder durch Farbenschmelz oder Zwitschergesang Augen und Ohren seiner Sophie zu bethören suchten, und er suchte den Herren verständlich zu machen, daß sein Haus kein öffentlicher, allem Publikum zugänglicher Garten sei.

Sophie erntete bezugs ihrer Gestalt, ihrer schönen Züge, ihres einnehmenden Wesens wegen vieles Lob ein; nur die als sehr bissig und neidisch bekannte Flachsland, nachmals Herder, schilderte die la Roche mit einer gewissen Beredtsamkeit der Malice.

Einen schönen Zug von ihr berichtet Zimmermann (S. 196):

„Als sie einst in Bieberach Wieland besuchte, las er ihr, voll Eifer, ihr Urtheil zu hören, den „Idris" vor, mit dem er eben beschäftigt war. Unter dem Vorlesen kam seine Tochter in das Zimmer und lärmte. Aergerlich über die Störung und in seiner gewohnten Heftigkeit auffahrend, nahm er das Kind und warf es in's Nebenzimmer auf's Bett. Als er aber zurückkam und fortlesen wollte, erklärte ihm Sophie: Ewig will ich von Ihrem Idris

nichts mehr hören noch sehen. Ich danke dem Himmel, daß er mir Sie nicht zum Gatten gegeben hat! Mein Wagen soll vorfahren. Der ganz betroffene und bestürzte Dichter erwiderte: Wie können Sie so grausam sein und mir das sagen? -- Wem seine Verse mehr sind, als seine Kinder, sagte sie, wer mehr Dichtereitelkeit als Vaterliebe zeigt, der ist mein Mann nicht."

Ueber den Besuch der la Roche (1799) bei Wieland sagt Wachsmuth (Weimarer Musenhof, Berlin 1844) S. 151:

„Eine der bedeutendsten Begegnungen für diesen (Wieland) war, daß 1799 seine Jugendfreundin La Roche bei ihm einkehrte. Beide alt geworden an Jahren, hatte die La Roche immer noch ihre Empfindsamkeit, Wieland aber keinen Blutstropfen mehr von der Art, ihre Gegenwart wurde ihm lästig, fast unerträglich." (Goethe B. 31. 83.)

29. Wie Wieland mit der alt gewordenen la Roche sehr ungehobelt verfährt.

In neuester Zeit ist ein Brief von Wieland an die la Roche aus Weimar, 27. April 1791 erschienen (im Besitze des Herausgebers[1]). Darin sagt Wieland am Schlusse:

„Unsere Vorstellungsart über tausend Dinge, unsere Art zu denken und zu handeln, unser Geschmack, kurz unsere ganze Art zu existiren ist so verschieden geworden, daß wir, ohne daß Sie es vielleicht so bemerkt haben, wie ich, einander nothwendig fremder werden mußten, als wir es vor 40 Jahren für möglich gehalten hätten. Dieses, gute, liebe Sophie, ist Alles, was ich Ihnen jetzt über unser damaliges Verhältniß sagen kann. Im Grunde ist es gar zu lange, daß wir uns nicht gesehen haben. Eine Stunde mündlicher Unterredung würde vielleicht Manches zwischen uns besser in's Reine bringen, als eine lange Correspondenz. Ihres La Roche Andenken wird mir theuer sein, so lange ich lebe. Aber ich kann weder ihm noch irgend einem Sterblichen ein Epitaphium machen. Ich habe für diese Art Compositionen kein Talent. Auch habe ich ihn im Grunde doch nicht lange und genau genug gekannt, um etwas seiner und meiner Würdiges zu machen."

„Verzeihen Sie mir und der Kälte dieses an einem sehr kalten Tage geschriebenen Briefes."

Wie sich gerade hier der gute Wieland von der Seite größter Bescheidenheit darstellt (er sagt: er habe kein Talent für diese Art Composition) und wie er der la Roche ihre Bitte abschlägt, wie er über das alte Verhältniß mit ihr spricht,

[1]) Findlinge, betreffend die Weimar'sche Literatur-Epoche. Von Adalb. Kühn. Verlag Kühn. Weimar (ohne Jahreszahl).

hat er ja in selbem Moment ein sehr leserliches Epitaphium mit großen, dicken Lettern am eingesunkenen Grabe der einst ewig beschworenen Liebe und Treue verfaßt.

Der kurze Inhalt des langen Briefes, in welchem er der la Roche die Bitte um eine Grabschrift für ihren Seligen abschlägt, wäre in wenig Worten: Lassen Sie mich in Ruhe, belästigen Sie mich nicht mehr, die alten Zeiten sind vorüber, ich habe keine Zeit, mich mit alten Erinnerungen (gröber mit alten Weibern) abzugeben. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Merkt es Euch bei der Lectüre,
Ob sie Euch auch mächtig rühre.
Wenn sie alt wird — die Walküre,
Sind veraltet auch die Schwüre!
Und für den vergess'nen Schatz
Bleibt dann nur als Bodensatz:
„Ein erbärmliches Gelichter
Sind doch diese Liebesdichter!"

30. Wie der alte Wieland über junge Dichter sehr erbittert wird und entsetzlich zu schimpfen anfängt. Er nennt seine unbegeisterten Leser „Hundevolk", die Kritiker „dumme Jungens" und schiebt sein Vernachlässigtwerden dem Goethe zu, der die ersten Pasquille gegen ihn losgelassen.

Dem armen Wieland erging es ähnlich wie Voß, er fühlte sich von der jungen Dichtergeneration ringsum überflügelt, — größere Talente hatten sich des Publikums bemächtigt, — er wurde in den Hintergrund geschoben. Das erzeugte in seiner Seele arge Verstimmung und Bitterkeit. Schon am 4. Juli 1776 schreibt er:[1])

„Die jungen Kerls fangen an, nichts mehr auf Kritik zu geben, machen's, wie die Appenzeller — der Pfarrer muß schänden und schmälen, das ist sein Amt, sagen sie, Niemand nimmt ihm das übel, aber sündigen, sagen sie, das ist unsere Sache, thut er das Seinige, wir wollen's an dem Unsrigen nicht fehlen lassen. — Das kann ich aber an jungen Sündern nicht leiden, die sollen sich bessern oder gehangen werden." „Ich schaudere von tiefer, heiliger

[1]) Briefe an und von Merk. Von Karl Wagner. Darmstadt 1838. S. 94, 215 u. s. f.

Ehrfurcht, wenn ich nur seinen (Shakespeare's) Namen nenne, und knie hin und bete an, wenn ich nur seines Geistes Gegenwart fühle — und solche lausichte Gelbschnäbel sollen sich airs geben, als ob sie mit Shakespeare's Geist blinde Kuh zu spielen gewohnt wären." „Ich kann das ewige Verachten Anderer und Hadern mit Anderen, und Vergleichungen zum Vortheil des einen und Nachtheil des andern auch an Ihrem Götzen Herder nicht leiden." „Seitdem unsere studirende Jugend die bequeme Entdeckung gemacht hat, daß man weder Erziehung noch Lebensart, noch Gelehrsamkeit, noch Menschenkenntniß, noch Geschmack, noch irgend etwas, als vielmehr guten Appetit und tüchtige Muskeln, oder viel Hypochondrie und Empfindelei brauche, um ein Dichter oder sonst ein Original zu sein, kommen täglich neue Arten von Geschöpfen zum Vorschein, die darum nichts besser organisirt sind, weil sie gar nichts gleich sehen."

In dieser Weise schimpft Wieland mit einer ungeheuchelten Begeisterung gegen die neuen rings um ihn auftauchenden Dichter fort. Er besorgte, daß seine Zeitschrift Mercur keine Abnehmer mehr finden werde und schreibt seinem Freunde Merk, er habe in der sämmtlichen deutschen Autorenschaar Gott sei Dank nicht einen einzigen Freund.

Zimmermann bringt Auszüge aus den 3 Bänden von Karl Wagner: Merk- und Wielandbriefe, die vom Mißmuthe Wieland's die beste Kunde geben. 1781 findet Wieland, daß sich meist Buben des deutschen Parnaß bemächtigt haben. 1782 beschwert er sich über seine Zeit:

„wo mit der Poeterei kein Hund mehr aus dem Ofen zu locken ist" u. s. w.

Nachdem Merk einen trübsinnigen Brief an ihn geschrieben, forderte er ihn (1783) auf:

„Mache Dich, sobald Du nur immer kannst, an Deinen Schreibtisch, und laß die Hundekerls, deren Du am Schluß Deines Briefes gedenkst, und deren Gehirnexcremente das deutsche horndumme Publikum jetzt so heißhungerig verschluckt, alles entgelten, was Dir die Götter zu leide gethan haben" u. s. w.

Durch die Gleichgültigkeit des Publikums gegen seine Schriften kam Wieland in eine immer gereiztere Stimmung. 1778 schreibt er an Merk:

„Seht, für solches Hundevolk lassen wir drucken. Möchte noch hingehen, wenn sie nur brav blechten; aber auch da fehlt's immer mehr, aber der Contrafacturen und Pfuschereien in allen Winkeln Deutschlands ist gar zu viel — die Kerls haben kaum das Salz zu ihrem Brod davon, und im Ganzen thun sie unserm Fabrikwesen dennoch Schaden."

Im Mai schreibt er an Merk:

„Was Du mir von der Freude der Weiber und braven Weltleute in Eurer Gegend von meinen Märchen sagst, wäre mir tröstlich, wenn diese Classe nicht so klein wäre, daß sie vielleicht nicht den 20. Theil unserer Leser ausmacht. So aber, wie die Sachen stehen, merke ich allmählich, daß alle diese herrlichen Märchen, an denen man nur noch vor 10 Jahren in ganz Deutschland sich nicht satt hätte lesen können, jetzt auf den größern Haufen theils gar keine, theils eine fatale Sensation machen, und in Kurzem den Mercur zu Grunde richten werden — daß der größte Theil des jungen Volkes, der über uns abspricht und dem man nichts recht machen kann, Hundevolk und dumme Jungens sind, weiß ich nur zu wohl, aber dadurch ist uns nicht geholfen."

Er beklagt sich über den ganz impertinenten Brief, den Meißner aus Dresden an ihn geschrieben hat, wobei er es nicht über sich bringen kann, die Schuld dieser Verfolgungen dem Goethe aufzuladen:

„Das sind die Folgen von Goethe's ehemaligen Pasquillen und der ganzen albernen Kabale, die damals gegen mich gemacht wurde." „Die Kerls hangen aneinander, jeder hat wieder seine besondere Kabale, und da man sich mit ihnen nicht abgeben kann, so behalten sie immer das letzte Wort, und also beim lieben dummen Publikum recht. Solche Dinge sind, glaube ich, als unserm Gewerbe schädlich zu vermeiden. Entweder müssen wir allen witzelnden und in Geniemasken einhergehenden Dunsen den Krieg ankünden und dann Schlag auf Schlag nicht ablassen, bis keiner mehr übrig ist, der an die Wand pißt, oder wir müssen gar keine Notiz von ihnen nehmen."

Er entrüstet sich über tausend kleine Schurkereien der lieben Zeitgenossen. Am 1. März 1779 schreibt er:

„Wenn ich ein einzelner Mann wäre, oder zu meiner großen Familie so viel hätte, daß ich des „Mercurs" oder eines anderen Unternehmens dieser Art, falls jenes nicht mehr gehen will, nicht bedürfte, so achtete ich Hochachtung oder Geringschätzung, Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit meiner Zeitgenossen nicht eine taube Nuß, denn ich weiß am besten, was ich bin und wer ich bin" „Warum ist denn in ganz Deutschland keine einzige Seele, die das Maul aufthut und öffentlich sagt, was ich werth bin und warum ich's bin, öffentlich die Iniquität derjenigen züchtigt und überführt, die mich verkleinern, damit sie selbst groß scheinen mögen?" „Bei solcher Bewandtniß höre ich's also sehr gerne, daß Du, wie Du sagst, neben einem großen Krug Niersteiner alle Deine Piken über unsere neueste Literatur in einen Nachttopf sammeln und das liebe heilige

römische Reich deutscher Nation damit einsalben willst. Der Himmel gebe sein Gedeihen dazu und das bald! Und findest Du da Gelegenheit, auf dem Dache von mir zu predigen, was Du manchmal Deinen wenigen Zuhörern in Eremo predigst, so thue es. Denn was helfen uns etliche wenige gute heilige Frauen, die mir überall nachfolgen, meine Füße salben u. s. w. Ich werde darum nicht weniger von den Pharisäern und dem blinden Judenvolk gekreuzigt werden."

(Briefe an Merk von Wieland. Von Wagner. Darmstadt 1835. I. 161.)

31. Wieland tröstet sich mit dem gehofften Erfolg seines Oberon, nennt Lessing den Baal in Hamburg, vor dem alle die Knie beugen u. s. w.

Nun hofft er auf den Erfolg des „Oberon". 19. August 1779 schreibt er:

„Mein 5. und 6. Gesang dünken mir entre nous, so gut, so omnibus numeris gut, daß mich's nur ärgert, so ein opus nicht bis nach dem Tode aufbehalten zu können. Denn, das bin ich gewiß, würde es eine Sensation machen vom Aufgang bis zum Niedergang, und sogar die Nicolais und Kranzen würden sich auf ihre Brust schlagen und sich's leid sein lassen, daß sie solche Schurken gegen mich gewesen sind."

In diesem Tone arbeitet Wieland noch fort über die „Troßbuben":

„Hätte ich nur den hundertsten Theil der Zeit, die ich auf meine Idris und Oberons und auf dergleichen Zeug, wofür ich zum Dank den Teufel von meiner Nation auf den Buckel kriege, auf ein schönes Lobgedicht an Maria Theresia oder Katharina die Große spendirt, so sollte es wohl anders in meiner Casse aussehen. Aber den Verstand habe ich nie gehabt und werde ich nie kriegen."

Am 10. August:

„Die abermalige hündische Gleichgültigkeit, womit Oberon aufgenommen worden, besonders das tiefste Stillschweigen, das alle, die ihre Knie vor dem Baal in Hamburg beugen (Lessing), und die nun einmal seit etlichen Jahren den Ton in Deutschland angeben, beobachten, macht mir von dieser Seite die ganze Nation ekelhaft. Was hilft mir die Gerechtigkeit, die mir in zwei oder drei Hundertjahren widerfahren[1]) wird, da jetzt keine Seele ist, die ehrlich genug ist, laut und frei und öffentlich zu sagen, was

[1]) Der arme Wieland — schon ein Jahrhundert nach seiner schmeichelhaften Prophetie — ist er zum Futter für lüsterne Ladenjünglinge herabgesunken und selbst in Leihbibliotheken ist keine Frage mehr um den alten Wieland!

sie mir unter vier Augen oder in Briefen sagen und wofür ich, weil ich das Halleluja solcher heimlicher Jünger nicht bedarf, nicht ein Haar aus dem Schwanz einer todten Kuh geben möchte."

Am 27. October 1783:

„Der reisende Deutsch-Franzos, der mich als einen so armseligen Junker geschildert, der bei allem, was er geschrieben, blos auf den Beutel der Leser Absicht gehabt hat u. s. w., muß curiose Nachrichten über mich eingezogen haben. Der Kerl gibt sich die Miene, als ob er mich genau kännte, und die Deutschen sind Esels genug, es ihm zu glauben. Nach meinem Tode wird's endlich herauskommen, was ich war, und mir wird mit vollem gerüttelten und geschüttelten Maß Gerechtigkeit widerfahren. Aber ich gestehe, daß ich doch auch selbst etwas davon erleben möchte, und daß ich's herzlich satt bin, in der Welt immer für einen Kerl ohne Herz und ohne Ehre ausgetrompetet zu werden."

32. Wie und warum der Bürgerstand in Weimar vor den Literaten keine Achtung gefühlt. Wie die Dichter über einander schimpfen, was das Zeug hält.

Daß die Achtung, welche der Bürgerstand in Weimar vor dem daselbst für die Kleinstadt in zu großer Menge vorfindlichen Material von Schöngeistern gehegt, sehr unter den Nullpunkt gesunken war, haben wir schon in unseren Abhandlungen über Goethe nachgewiesen. Dieser Umstand ist sehr begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Einwohner Weimar's über das häusliche Leben, über die gegenseitigen Feindschaften, Eifersüchteleien, über das Hofleben dazu immer sehr genau unterrichtet gewesen sind, und alle Vorgänge als ein endloses und nicht kostspieliges Subject der Unterhaltung betrachtet haben. Das ersehen wir auch aus den Worten Wieland's. (Wagner, Merk I. 135):

„Im Grunde kannst Du Dir kaum vorstellen, wie verhaßt hier (in Weimar) der Name eines schönen Geistes ist und was für einen verdammten Gallimathias von confusen Begriffen die Leute mit diesem Namen verbinden."

Ueber diese Klatschsucht in Weimar heißt es ferner (Blätter für liter. Unterhaltung 1861. I. 439):

„Die Geschichtsschreiber der Glanzzeit Weimar's streifen zwar über diese schmutzige Rückseite der Medaille meist nur ganz leise hinweg oder suchen dem Publikum nur die Glanzseite zu zeigen, aber um so mehr überzeugt man sich, daß Klatsch oder Händelsucht eine der Hauptleidenschaften der sogenannten guten Gesellschaft von Weimar bildeten."

Wir haben kurz zuvor vernommen, daß es in Wieland's Kasse (Zimmermann-Merk S. 326), wenn er auf Katharina die Große ein Lobgedicht gemacht hätte, besser ausgesehen haben würde; nun erfahren wir S. 366, daß Wieland in einer Geldklemme steckte und durch Merk's Vermittelung von der russischen Kaiserin 1000 Rubel zu erhalten hoffte.

Merk war selber immer in Geldnöthen; er errichtete Fabriken, hatte aber Unglück. Der Erbprinz von Hessen-Darmstadt verwendete Merk zu einer Mission nach Paris. Merk war für die Zustände (1791) vollkommen begeistert. Er kehrte zurück, begann neue Fabrikgeschäfte, kam in neue Nöthen; ein Leberleiden förderte seine Melancholie.

„In seinem Hause zu Darmstadt, das in der Nähe des Ballonplatzes stand, entleibte sich Merk am 27. Juni 1797 durch eine Kugel.“

In's Gesicht und in Briefen wurden ihm vom Weimarer Kreis viele Schönheiten über seinen Charakter gesagt, hinterm Rücken selbstverständlich änderte sich oft der Wind. Sehr gut sagt Zimmermann über Urtheile und Verurtheilungen jener Zeit (S. 552):

„Es ist allerdings gerathen, von der unter den Dichtern und Schöngeistern jener Literaturperiode gewisser Maßen zum guten Ton gewordenen Bewunderung und dem Enthusiasmus, wie auch des Gegentheils kritische Abzüge zu machen.“

Zimmermann sucht das Herbe im Urtheile Goethe's (im 3. Theile, Wahrheit und Dichtung und in Eckermann's Gesprächen) zu widerlegen. Goethe hat dort seinen Jugendfreund Merk als einen Mephistopheles geschildert; jedenfalls war Merk ein hochbegabter Mensch und wird in den Weimarer Affairen sehr oft genannt.

Merk hat einen oft besprochenen Artikel: „Die sichersten Kennzeichen des geraden Menschenverstandes“ im deutschen Merkur (1776 IV. 68) geschrieben. Er war ein Verehrer Rousseau's und Voltaire's. Obwohl darin sehr viele unsichere Kennzeichen des geraden und des ungeraden Menschenverstandes vorkommen, so enthält der Aufsatz doch auch Gedanken, welche besonders in unserer Zeit zu beherzigen wären, so z. B.:

„Die ersten, welche Zünfte verlangten, waren gewiß Meister ihrer Kunst, erkannten die Schwierigkeiten, etwas Vollkommenes zu arbeiten, wußten aus Erfahrung, was die Menschen vermögen,

und beschlossen daher einmüthig, daß ein Mann nur Ein Ding verstehen, aber dasselbige recht verstehen solle. Die gesetzgebende Macht hat daher bei allen Völkern, wo je Künste und Gewerbe geblüht haben, über diese heiligen Schranken gewacht, und nur der schlappe Menschheitsvertreter von Ephemeridenschreiber sieht diese Weisheit als Tyrannei an."

Diese Ansicht verdient um so mehr Beachtung, als sie in einer Zeit geschrieben wurde, in der man gegen alle Institutionen im Namen der Aufklärung mit Sturm losrannte, sie wie der blöde „Ephemeridenschreiber" als Tyrannei bezeichnete und in wahrer Blindheit begonnen hat, die unerträglichsten Tyrannen des verjudeten Capitalismus mit klingendem Spiel einzuführen.

33. Wie ein Herr Rugo (Dichter) in Versen ausspricht: Wien und Berlin hätten Weimar um den Prinzenerzieher Wieland beneiden sollen. Wieland's Grab. Wie sich Goethe über Wieland erhebt. Die lakaienartigen Lobhudeleien Goethe's.

In neuester Zeit hat ein Herr August Rugo den großen Einfluß Wieland's auf Deutschland in einem Lobgedicht auszuposaunen versucht.[1]) Daselbst heißt es S. 53 im Gedichte „Wieland" bezugs Berufung Wieland's von Seite der Herzogin Amalie zum „Prinzenerzieher":

> Welch' hohes Glück, als an des Thrones Stufen
> Von ihr, der alle Edle, die sie sahn,
> Mit ganzem Herzen waren unterthan,
> Er zu dem jungen Prinzen war berufen!
> Berlin und Wien galt's jetzo Hohn zu sprechen
> Und freudig ging es an ein Lanzenbrechen!

Was sich dieser begeisterte Herr Rugo bei seinem Gedichte vom Lanzenbrechen gedacht haben mag? Wieland als Prinzenerzieher das war allerdings ein Hohn, aber nicht ein Hohn auf Wien und Berlin, sondern ein Hohn für die ganze Erziehungskunde überhaupt. Er hat auch was Sauberes zusammenerzogen dieser Wieland! Berlin und Wien stehen noch immer da, sie haben den Hohn Wieland's und seiner Erziehungskunde und auch sein „Lanzenbrechen" glücklich überstanden.

Weil es in Weimar große Dichter gegeben hat, meinen

---

[1]) Weimars Erinnerungen. Von Aug. Rugo. Weimar, Kühn 1875.

seither viele Weimaraner, das Dichten sei wie ein erblicher Stadt- und Communal-Adel auch auf sie übergegangen.

Wer sich für Wieland, den Prinzenerzieher, begeistern kann, und zwar so weit, daß er den Wieland dafür noch andichtet, der verdient unter ärztliche Aufsicht gestellt zu werden.

Zur Grabesstätte hatte sich Wieland den Park des Landgutes zu Osmanstätt (das er von 1797 bis 1802 besessen und das ihm weit mehr Sorgen und Kümmernisse als Freuden eingebracht) bestimmt. Dort wurde er an der Seite seiner Gattin und der Sophie Brentano (Schwester des Clemens Brentano, die, 24 Jahre alt, zu einem Besuche Wieland's gekommen, daselbst gestorben war) begraben. Springer, Weimars klassische Stätten S. 31:

„Am Nachmittag des 25. Januar 1813 bewegte sich ein ansehnlicher Trauerzug die lange Lindenallee hinab; hinter dem Sarge, den 16 Freimaurerbrüder trugen, ging der älteste Sohn des Verewigten an der Seite des französischen Gesandten, ihnen schlossen sich die Gemeindemitglieder des Ortes an, sämmtliche Brüder der Loge Amalie und eine große Anzahl von Wieland's Freunden, und unter dem Geläute der Dorfkirchenglocken und dem Gesange des Weimar'schen Chores haben sie ihn an jener Stelle bestattet. Der Begräbnißplatz Wieland's in Osmanstätts Garten ist jetzt Weimar'sches Stadteigenthum, das eiserne Gitter, welches denselben umschließt, wurde aus Mitteln der Brentano'schen Stiftung hergestellt."

Eine Stelle aus Eckermann, die wir bei „Goethe" theilweise angeführt, verdient es, hier besonders erwähnt zu werden, weil sie uns Kunde gibt, was Goethe über seinen eigenen Ruhm im Vergleich mit Wieland's Ruhm für Gedanken ausgesprochen.

Eckermann erzählt, daß der Oberbau-Director Coudray 1827 die eiserne Einfassung des Grabes (für Wieland), mit welcher er beschäftigt gewesen, Goethen vor Augen hingezeichnet und dieser hätte darnach geäußert:[1])

[1]) Springer scheint nicht zu wissen, daß Goethe dem schwachen Eckermann diese Gespräche geradewegs in die Feder dictirt hat. Auf die Worte, die Goethe in Eckermann's Gesprächen „gesprochen", kann man sich somit als auf authentisch sehr sicher verlassen. Wir haben in „Friedrich Schiller" nachgewiesen, daß in diesen Gesprächen von Eckermann selbst eigentlich nur einige höchst abgeschmackte und geistlose Lobhudeleien herrühren.

„Da ich in Jahrtausenden lebe, so kommt es mir immer wunderlich vor, wenn ich von Statuen und Monumenten höre. Ich kann nicht an eine Bildsäule denken, ohne sie im Geiste schon von künftigen Kriegern zerschlagen und umgeworfen zu sehen. Coudray's Eisenstäbe um das Wieland'sche Grab sehe ich schon als Hufeisen unter den Pferdefüßen einer künftigen Cavallerie blinken, und ich kann noch dazu sagen, daß ich einen ähnlichen Fall in Frankfurt erlebt habe. Das Wieland'sche Grab liegt überdies viel zu nahe an der Ilm; der Fluß braucht in seiner raschen Biegung kaum ein Hundert Jahre am Ufer fort zu zehren, und er wird die Todten erreicht haben."

Der arme Teufel Eckermann war mehr Lakai als Sekretär, lag eben, wie es ersichtlich, vor jedem Wort und jedem Ausspruch und jedem Hauch und jedem Diktat Goethe's bewundernd auf allen Vieren da. Wäre er im Verhältniß eines aufrichtigen Freundes zu Goethe gestanden, so hätte er ihm sagen können: „Ich bitte Ew. Excellenz, diesen Passus über Wieland's Grab auszulassen, denn dieselben Barbaren, welche das Grab des Dichters Wieland nicht schonen, haben auf ihrem Zuge nicht weit nach Weimar; bei den kupfernen Särgen in der Weimarer Gruft wäre ein weitaus besseres Geschäft zu machen, als mit den armen rostigen Eisenstäben in Osmanstätt, die zu Hufeisen gemacht werden. Die Barbaren würden die Särge zerschlagen, die Bruchstücke an einen Kupferschmied verkaufen und der könnte nach Umständen Wasch- oder Wurstkessel daraus verfertigen. Denn diese Barbaren sind eigene Kerle, wenn sie im Zerstören einmal drinnen sind, so machen sie keinen Unterschied zwischen Wieland und Goethe — sie schätzen die großen Männer nur nach dem Gewinn, der aus Eisen oder Kupfer herauszuschlagen ist. — — Lassen es somit Ew. Excellenz bei den vielen tausend Jahren bewenden, durch welche Ew. Excellenz über den armen Wieland hinausragen und wollen dieselben sich mit den rostigen Eisenstäben bei Wieland's Grab nicht die Hände verunreinigen!"

Hätte Goethe auf eine solche Einsprache außer einem Blick etwas erwidert? Und was hätte er erwidert? Das möge sich jeder Leser selber beantworten. Als es Goethe von Jena aus freigestellt wurde, ein paar Doktoren zur Creation zu nennen oder besser gesagt: Doktoren zu machen, machte er

den Eckermann für treu geleistete Dienste zum Doktor der Philosophie. Eckermann gehört wie Knebel, Zelter und Reimer eben auch zu jenen Persönlichkeiten im Lebenskreise des Dichters, die, wie Reverberen, nur durch den Wiederschein des auf sie hinstrahlenden Lichtes sich sichtbar gemacht — und eine Gattung Ruf erworben haben. Ohne den Einser Goethe an der linken Seite wären sie sämmtlich werthlose Nullen geblieben. Das fühlte aber auch Jeder von ihnen und wenn sie Goethe dankbar gewesen sind, so haben sie nur ihre Pflicht gethan; freilich durch die Art der Dankbarkeit, die in die maßlosesten Schmeicheleien ausgeartet, haben sie sich die geträumte Achtung einer ohne Vorurtheil richtenden Nachwelt sicherlich nicht errungen.

34. Ein Nachtrag. Wieland's zuneuest herausgegebene Briefe.[1]) Charakterzüge des Hofraths Born in Wien, Maurers und hilfreichen Freundes des Reinhold.

Die Sammlung enthält allein 109 Briefe Wieland's an Reinhold, dessen Schwiegersohn, der in Wien dem Barnabiten-Orden angehörte, Freimaurer wurde, seinem Orden entfloh, apostasirte, in Weimar mit einer Tochter Wieland's und dafür in Jena mit einem Lehrstuhl über Philosophie belohnt wurde, und in Kiel als Professor der Philosophie 1823 gestorben ist.

Diese Briefe Wieland's bewegen sich größtentheils in puren, alltäglichen Familienereignissen und dem diesen entspringenden Tratsch. Interessant ist eine kleine Episode zur Beleuchtung des Hoflebens in Weimar. Wieland schreibt an Reinhold 1791 unter Anderm:

„Diesen Abend nimmt die Herzogin-Mutter in sehr kleiner Gesellschaft ein sehr kleines Souper bei mir ein. Das ist das neueste, was ich Ihnen von Weimar melden kann!" —

Derlei kleine Ereignisse werfen ein Licht auf die ganze Krähwinkelwirthschaft in Weimar. Wer nicht vom Adel war, wurde zu einem Hofball nicht zugelassen, aber die Herzogin-Mutter kam zum alten Wieland, der nur „ein Herr von Schwaben" ist, um bei ihm eine Schale Caffee zu trinken.

---

[1]) Wieland und Reinhold. Original-Mittheilungen als Beiträge zur Geschichte des deutschen Geisteslebens. Von Robert Keil. Leipzig, Friedrich 1885.

Von komischer Wirkung ist ein Schreiben Wieland's an Reinhold in Kiel über die Zustände der Philosophen und Dichter in Weimar und Jena. Ein Philosoph hat den andern abgetakelt. Die schmeichelhafte Erwartung Reinhold's und Wieland's, die Reinhold-Philosophie werde für Jahrhunderte am schwarzen Brett in Jena angenagelt bleiben, ist total in die Brüche gegangen. Andere Götter haben sich der Lehrstühle bemächtigt und sind die Spötter ihrer Vorfahren geworden. Wieland schreibt 1801 (S. 251. 271):

„In dem philosophischen Quartier von Jena sieht es dermalen traurig aus. Kant, Sie, lieber Reinhold, und Fichte gelten jetzt da so wenig mehr, als ich und meinesgleichen. Goethe, Schiller und vor allem der naive Tieck sind die einzigen Dichter, Schelling und Friedrich Schlegel[1]) die einzigen Philosophen. Doch hat jeder von diesen Beiden sein eigenes System und das Reich ist uneins. Dafür hat aber auch Jeder einen Anhang qui jurat in verba magistri, und der im Nothfall bereit ist Stipitibus duris sudibusque praeustis gegen alle Welt zu behaupten, daß die Philosophie seines Meisters die alleinseligmachende ist, an welche er, ut solent, desto eifriger und hartnäckiger glaubt, je weniger er von ihr begreifen kann. So wird dermalen unter den gleichgültigen Augen der hohen Oberen und zum Theil unter ihrem Schutz die Jugend zur Weisheit und Tugend i. e. zur Tauglichkeit im Staat und im gemeinen Leben angeführt."

„Gott weiß, wie glücklich es mich machte, wenn Sie, liebster Sohn, recht nahe bei mir wohnen könnten. Aber Sie wieder nach Jena zu ziehen, dazu könnte ich (wenn es auch sonst praktikabel wäre, und von Seiten unseren hohen Oberen der mindeste reelle Wille sich zeigte) mit gutem Gewissen weder rathen noch helfen, es wäre denn, daß der ganze Wust von Unsinn, der jetzt da für hohe Offenbarung verkauft wird, zuvor rein ausgefegt und die sämmtlichen Verderber der Jugend, metaphysische, physische und ästhetische, zuvor einige hundert Meilen weit deportirt worden wären."

Wir haben schon wiederholt bei Betrachtung der Wielandereien Gelegenheit gefunden, zu bemerken, wie dieser alte Faun immer ungeheuer moralisch zu werden anfängt, wenn ihn die Eifersucht und der Neid plagt, wenn ihn neue Philosophen, neue Dichter in den Hintergrund stellen und die bösen Obrigkeiten das alles so ruhig hingehen lassen und dem alten Zotenreißer

---

[1]) Friedrich Schlegel hatte eben 1801 in Jena mit großem Beifall philosophische Vorlesungen gehalten.

zuliebe (der sich bei derlei Gelegenheiten immer als ein salbungsvolles, moralisches Gefäß zu präsentiren sucht) nicht seine Rivalen, „sämmtliche Verderber der Jugend", einige hundert Meilen weit von Jena und Weimar deportirten! — Bei solchen Gelegenheiten war dem armen Alten immer sein bischen Witz davongelaufen: eigentlichen, selbstständigen Witz hat er ja blutwenig besessen; das Zappeln mit Bocksfüßen und die Grimassen des Faungesichtes benöthigte er ja immer, um seinen matten Witzen auf die Beine zu helfen und dieselben verständlich zu machen. Wieland hat sich nie lächerlicher gemacht, als wenn er aus Galle über andere „Dichter und Denker", die ihm den Rang abgelaufen, sich mit seinen moralischen Anforderungen bemerkbar machen wollte.

Im Ganzen ist diese Briefsammlung außerordentlich unbedeutend. Nur aus der biographischen Einleitung sei hier ein Passus über den Hofrath Born in Wien, den Begründer der Freimaurerloge „zur wahren Eintracht", angeführt, über welchen es S. 8 heißt:

„Es war jener von dem freidenkenden und freimüthigen von Born, gleichsam dem Oberpriester, geleitete Bund (der Maurer), an welchen der Text von Mozart's Zauberflöte erinnert. Sein Zweck war, Gewissens- und Denkfreiheit zu fördern, den Aberglauben und die Schwärmerei, und als die Hauptstütze beider das Mönchswesen zu bekämpfen, in sittlich edlem, sittlich freiem Geist das Volk der Aufklärung zuzuführen, und so einen geistigen Tempelbau zu errichten, in welchem die Priester der Menschlichkeit walteten."

Des weiteren erfahren wir, daß Reinhold nicht nur Maurer, sondern auch Mitglied des Illuminatenordens geworden! —

Sonderbarer Schwärmer, dieser Herausgeber der Wieland- und Reinholdbriefe; er weiß nicht, daß Weißhaupt, der Stifter des Illuminatenordens, ein Gauner und Verbrecher der ekelhaftesten Sorte gewesen, daß die Illuminaten durch aktenmäßige Enthüllungen als eine der gefährlichsten Schwefelbanden im Völkerleben dokumentarisch gezeichnet sind, daß die Freimaurer durch die jüngsten aktenmäßigen Beweise in der Schrift von Leo Taxil (besonders Les soeurs Maçonnes) als gemeine Verbrecher gebrandmarkt worden sind und ihr Gegenbeweis nur in Wuth und Geschimpfe sich Luft machen kann, und über den gerühmten edlen Born, den

Gründer der Loge zur wahren Eintracht (soll heißen zur wahren Niedertracht) wollen wir noch ein Licht aufzünden.

Der Schreiber dieses hat schon 1869 aktenmäßige Enthüllungen über die Maurerwirthschaft in Wien gebracht. [1])

Gräffer (selber Maurer) schreibt in: „Josephinische Curiosa" (4. Bd. S. 201) über Born wie folgt:

„Ignaz von Born war einer der markantesten, werkthätigsten, verdienstvollsten und unvergänglichsten Männer der Josephinischen Zeit, vom Kaiser sehr geschätzt, ausgezeichnet und als Freund behandelt, nachdem schon Maria Theresia seine Vorzüge zu würdigen gewußt, und seine Monachologia gehört stets zu den famosesten Produkten des menschlichen Geistes."

So Gräffer. Nun führt aber Gräffer selber Stellen aus dieser gerühmten Monachologia an, die so ekelhafte und gemeine Zoten enthalten, wie man solche nur aus schmutzigen Branntweinkneipen durch zerbrochene Fenster heraus von herabgekommenen Handwerksburschen vernehmen kann. Schon die Einleitungsworte zu diesem „famosesten Produkte des Menschengeistes" lauten:

„Das Geschlecht der Mönche ist in drei Familien einzutheilen: in Fleisch, Fleisch- und Fischefräßige Mönche. Die Kennzeichen der Gattung sind vom Kopfe, den Füßen, dem Hintern, der Kapuze und der Tracht abzuleiten." „Der Mönch überhaupt: der Mönch ist ein menschenartiges, bekuttetes, zur Nachtzeit heulendes Thier."

„Der Mensch redet, vernünftelt, will, der Mönch, zu Zeiten stumm, hat weder Urtheilskraft noch Willen. Nur die Willkür regiert ihn. Des Menschen Haupt steht aufrecht — des Mönches Kopf ist vorgebeugt mit zur Erde gesenkten Augen. Der Mensch sucht im Schweiße des Angesichtes sein Brod — der Mönch wird im Müßiggange gefüttert. Der Mensch wohnt unter den Menschen, der Mönch sucht die Einsamkeit und verkriecht sich lichtscheu. Woraus denn klar ist, daß der Mönch eine Art Säugethier sei, das von Menschen verschieden ist, ein Mittelding zwischen Menschen und Affen, und diesem noch näher, als von dem er sich nur kaum durch Stimme und Speise unterscheidet. Das häßlichste im Thierreich, der Aff, wie ähnlich ist er euch! Der Nutzen der Mönche ist, den Raum zu füllen und zu fressen."

So Born. Wenn die Herren schon muthig genug waren,

---

[1]) Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich 1776—1800 aus archivalischen und anderen bisher unbeachteten Quellen. Von S. Brunner. Mainz, Kirchheim 1869. Ueber Freimaurerei von S. 1—86.

die gröbsten, unzweideutigsten Zoten durch den Druck zu veröffentlichen, so läßt sich, ohne den Biedermännern wehe zu thun, daraus abnehmen, daß, wenn die Brüder beim fröhlichen Mahle versammelt waren, diese Loge mehr zur wahren Schweintracht als zur wahren Eintracht hätte genannt werden können.

Die Herren haben sich durch die Herausgabe ihrer sehr zotenreichen Frauen-Festgesänge den schönsten Fleißschein für ihre guten Sitten ausgestellt.

Hier noch eine Episode bezugs des Reinhold, der Born's Pamphlet einen „der gelungensten Angriffe" „mit den Waffen der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit" genannt hat. (Siehe S. 28.) Einige Jahre nach Reinhold's Tod (1823) machte der Sohn desselben einen Besuch im Barnabiten-Collegium zu Wien, um das Haus zu sehen, in welchem sein Vater einige Jahre gelebt. Er wurde von den Barnabiten freundlich aufgenommen und zum Mittagstisch eingeladen, was er auch annahm. Ueber seines Vaters Charakter berichtete er, dieser sei immer sehr ernst gewesen, man habe ihn selten lächeln gesehn. Er schied für die freundliche Aufnahme dankend; vielleicht hat er darnach auch seine „bornirte" Anschauung über die Mönche als „Affen" berichtigt.

Sonnenfels.

Weil er Humanität gesäuselt,
Hat man aus Marmor ihn gemeißelt.
Was er ist für ein Held gewesen,
Ist in den Akten nachzulesen.
Als Hofrath macht er Masematten;
Der Kaiser Joseph roch den Braten
Und hat den Sonnenfels auf Taille
Darnach behandelt „en canaille"!

1. Eine Charakteristik im Allgemeinen.

Wir haben die üble Gewohnheit, uns auf Urtheile, welche große Männer einer über den andern ausspielten, zu berufen, das wird uns begreiflicher Weise von kleinen Männern für übel gehalten. Der sehr liberale Hormayr, welcher in den letzten Jahren, als er in bairische Dienste kam, gegen Oesterreich sehr feindlich gestimmt und doch immer ein Verehrer Josephs II. gewesen ist, gab zu dieser Zeit seine vier Bände „Anemonen" heraus, und in diesen berichtet Hormayr ganz trocken, der Kaiser Joseph habe den Sonnenfels en canaille behandelt, und führt auch einige Momente dieser Behandlungsweise an. Wir haben über die Ursache dieser wohlverdienten Geringschätzung in den kaiserlichen handschriftlichen Resolutionsbüchern nachgesucht und waren so unglücklich, daselbst allerhand zu finden, was diese Behandlungsweise erklärlich macht. Wir haben ein Recht, unsern Fund einen unglücklichen zu nennen, denn die Sonnenfels-Männer (oder -Jungen) behaupten: man dürfe über einen so anerkannt großen Mann keine Enthüllungen bringen, welche ihm in den Augen des blöden und dummen Volkes, welches kein Verständniß für große Männer hat, in der diesem Volke lange hereingepfropften Hochachtung schaden könnten. Nun — es ist jetzt leider schon geschehen.

Als die Judenherrschaft in Wien in der üppigsten Blüthe ihres Hochmuthes und ihrer Frechheit waltete, wurde auf Ansinnen des Freimaurer- und Judenliberalismus dem Logenbruder und Rabbiner-Enkel Sonnenfels ein Monument errichtet. Mit einem marmornen Staatsfrack angethan, steht er unter verschiedenen Heroen auf der Elisabethbrücke, die über den Wienfluß führt. Die Apotheose dieses charakterlosen Freimaurers hat den Wienern noch gefehlt. Wir lernen ihn als einen Heuchler und Kriecher kennen, und auch noch als sonst etwas. Sonnenfels hat eben nach und mit anderen sich auch gegen die Tortur erklärt. Aus dieser Erklärung, welche bei anderen wenig beachtet wurde, hat in der Folge die Judenreclame ganze Effektscenen auf die Bühne gebracht. Sonnenfels soll vor Maria Theresia auf die Knie gestürzt sein und durch sein flehentliches, eindringliches Bitten das Herz der Kaiserin derartig gerührt haben, daß dieselbe auf sein Betreiben hin dem Foltern auf dem Gebiete der Justiz ein Ende machte.

Wir haben schon früher dieses Märchen seines dichterischen Schmuckes entkleidet, und auch zugleich den Sonnenfels mit all seinen angeblichen großmüthigen Verdiensten um die Menschheit und den sonstigen Humanismus in das aktenmäßige historische Licht gestellt [1]), haben aber seither noch andere Momente aus dem Leben dieses Aufklärers gefunden, welche wir zur Klarstellung der Charakteristik (aber auch Charakterlosigkeit) desselben hier vorführen wollen.

Sonnenfels war weder der erste noch der einzige, der gegen die Folter geschrieben, somit war sein Schreiben dagegen auch durchaus kein Wagstück — die Tortur wäre ganz sicher auch ohne Sonnenfels aufgehoben worden; ja, er wollte dieselbe in gewissen Fällen noch angewendet wissen, während sie von der Regierung ganz abgeschafft worden ist.

Wenn Pröhle über ihn sagt: „Maria Theresia habe ihm ein Plätzchen bei der Polizei angewiesen", so ist das unrichtig. Der Sonnenfels hatte keine eigentlichen Schulstudien gemacht, er hatte keine Universität besucht, und bekam durch seine Umtriebe einen Lehrstuhl an der Wiener Universität als Professor der

[1]) Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich 1770—1880. Aus archivalischen Quellen. Von Seb. Brunner. Mainz, Kirchheim 1869. 566 Seiten. S. 54—81.

Polizei-, Handlungs- und Finanzwissenschaft. Sein Schulbuch über diesen Gegenstand war über ein halbes Jahrhundert an österreichischen Universitäten eingeführt. Dasselbe ist ein Sammelsurium aus den damaligen französischen und englischen Schriftstellern über diesen Gegenstand — alle die Anschauungen, Principien und Rathschläge, welche diese Schrift enthält, sind in neuerer Zeit als total unbrauchbar, unsinnig und geradewegs schädlich und verderblich erkannt worden. Sonnenfels war eben ein schlauer Faiseur, der alle in der Zeitmode herumschwirrenden Schlagworte zu benutzen und anzurühmen verstanden hat. Er war ohne selbstständige Gedanken und lebte nur von zusammengestohlenen Phrasen, was er selber, freilich mit großer Selbstschonung, im Vorwort, um sich gegen unliebsame Kritiken im Nothfall wehren zu können, in den Worten eingesteht, er habe aus andern Schriftstellern über diese Fächer „die allgemeinen Grundsätze geborget."

Jetzt ist er als Staatsökonom ebenso wie als Kunst- und Literaturkritiker abgethan; er war ein hohler Schwätzer, er schrieb über Alles und verstand eigentlich nichts, wie wir es in den zuvor citirten „Mysterien" nachgewiesen haben.

2. Ein sehr schmutziger Oelfleck im Staatsfrack des Sonnenfels. Intriguirt gegen Lessing's Berufung.

Einiges soll hier zur Charakteristik dieses Aufklärers angeführt werden. Als er zum Chef der Wiener Stadtbeleuchtung ernannt wurde, konnte er dem angeborenen Geschäftstrieb nicht widerstehen: er wendete im Stillen seinem Bruder unter einem fingirten Namen die Oellieferung zu; das wurde dem Kaiser denunzirt und eine strenge Untersuchung über dieses Delikt angeordnet.

Wir haben aktenmäßig nachgewiesen, wie schlau, aber auch wie erbärmlich sich Sonnenfels dem Rachen der Strafgesetzgebung zu entziehen gewußt hat.

Er konnte sich nur durch eine noch gedruckt vorliegende, unerhört schmachvolle Kriecherei vor gerichtlicher Verfolgung retten.[1]) Wir werden später ersehen, mit welchen Mitteln diese

[1]) Alles nach den Akten des k. k. Staats-Archivs dargestellt in „Mysterien der Aufklärung". (Siehe oben.)

schmutzige Episode im Leben dieses „Aufklärers" gedeckt worden ist.

Mit Einem Wort: Sonnenfels hat im historischen Bildersaal in aktenmäßiger Darstellung ein ganz anderes Aussehen, als in der Trödelbude der Judenromantik.

Lessing's Frau schrieb diesem aus Wien 1772 über Sonnenfels:

„Unter den Wenigen, die mich besuchen, ist Frau v. Sonnenfels, die mich am fleißigsten besucht. Ihr Mann ist auch schon einige Mal hier gewesen.[1]) Ich finde ihn sehr verändert, viel bescheidener. Endlich wird er einsehen, daß man nicht weise handelt, wenn man sich gar zu wenig um das Urtheil der Welt bekümmert. Wie ich höre, soll er sowohl beim Kaiser als bei der Kaiserin jetzt übler angeschrieben sein, als er jemals gewesen. Es soll ihm neuerdings anbefohlen sein, sich um weiter nichts zu bekümmern, als was in sein Amt schlüge."

Am 15. Juni 1772:

„Ich habe mehrmals gemerkt, daß man über Keinen, der sich anmaßt, Schriftsteller zu sein, Sonnenfels' Urtheil einholen muß; denn die sind ihm alle ein Dorn in den Augen, und das Urtheil, das er über sie fällt, ist allzeit trüglich."

Sonnenfels hat aus Eifersucht die Berufung Lessing's nach Wien hintertrieben.

Selbst der enragirteste, höchst Semiten-löbliche Artikel in Wurzbach's Lexikon (35. Bd. S. 336) gesteht:

„Die Episode Lessing in Sonnenfels' Leben ist eine solche, daß man sie lieber todtschweigen als reinwaschen sollte,[2]) da sie nun einmal nicht reinzuwaschen ist." „Der Mensch Sonnenfels büßt nun freilich dabei ein, aber der Oesterreichische Fortschrittsmann verliert dabei nichts."

3. Das Glück, ein österreichischer Fortschreiter zu sein!

Wie glücklich so ein „Oesterreichischer Fortschrittsmann" ist! Er kann sich auch ehrloser Handlungen schuldig machen, er verliert dabei nichts, besonders wenn er einen Rebach dabei hat!!

---

[1]) Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. S. 239.

[2]) Wir haben nachgewiesen, daß es für die Freunde des Sonnenfels sehr vieles zum Todtschweigen (das klügere) und auch vieles zum Reinwaschen (das undankbarere) gegeben hat.

Wenn er nur ein Oesterreichischer Fortschrittler ist, da kann er thun, was er will, es schadet ihm nichts!!

Man sieht, wie erfinderisch diese Oesterreichischen Fortschrittsmänner sind — sie construiren sich zu ihrem Landesgebrauch ein eigenes Moralsystem! Schade, daß der Fortschrittsmann, der diesen Artikel verfaßte, nicht seinen Namen genannt hat! Warum nicht? — Darum nicht!

Auch ersehen wir in dieser obigen Abhandlung, daß es im Leben Sonnenfels' Episoden gibt, „die man lieber todtschweigen als reinwaschen sollte"!!

Nun, wir erkühnen uns, diese Episoden weder todtzuschweigen, noch sie reinzuwaschen — die Leute, welche noch Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe und Verstand haben, sollen diese Oesterreichischen Fortschrittsmänner aus den lehrreichen Episoden ihres höchst bedenklichen Lebens kennen lernen!

Wir werden in dieser Richtung eine Correktur der Märchen, die von semitischen und Aufklärer-Gruppen zur Verherrlichung des Sonnenfels erfunden worden sind, uns vorzunehmen erlauben.

4. Lügen zur Verherrlichung des Sonnenfels.

In Wurzbach's Oest. Lexikon Bd. 35 S. 325 wird der Antheil des Sonnenfels am Wucherpatent besprochen und dabei bemerkt, daß Sonnenfels keinen Anstand nahm, der Kaiserin (M. Theresia) gegenüber den Wucher zu vertheidigen, und sich eine der Vergessenheit zu entziehende Scene abspielte.[1])

In Wurzbach finden wir nun wörtlich folgenden talmudischen Roman:

„Und doch steht in der heiligen Schrift geschrieben: Du sollst keine Wucherzinsen nehmen," sagte erregt ein Priester, der das Vertrauen der Kaiserin besaß, als er Sonnenfels' Ausspruch vernommen. „Sollen wir das Wort Gottes, fuhr er fort, mit Füßen treten und ungestraft lassen, was Gott zu thun verboten?" „Hochwürden," entgegnete Sonnenfels: „Jeder von uns ist ein Wucherer, und darum der Gnade Gottes preisgegeben. Sie selber sind der

[1]) Der Verfasser dieses Lobartikels auf Sonnenfels war so schlau, nicht anzugeben, an welchem Ort ihm der Fund dieser Scene vorgekommen ist. Die Scene ist für jeden Historiker, der die Zeitumstände und die Personen aktenmäßig kennt, eine eben so blöde als freche Erfindung!

ärgste Wucherer, für 4000 fl. verkaufen Sie Ihrer Majestät Ihre frommen Dienste; ich kenne einen würdigen Kaplan, der für den zwanzigsten Theil Ihres Einkommens dieselben Dienste leisten würde, und doch sind Sie ein frommer Mann, der nur mit seinem Talente wuchert und der Vergebung Gottes gewiß ist." — Die Kaiserin machte dem Streite ein Ende. „Ich werde den Van Swieten fragen und sehen, was der Aeskulap von dem Wucher halten thut."

Diese Scene, welche der weislich und bescheiden ungenannte Verfasser mit echt orientalischer Phantasie in Scene setzte, fordert die historische Kritik zu folgendem Urtheile heraus:

Das ganze Geschmus, welches dem Sonnenfels hier in den Mund gelegt wird, ist ein reiner Unsinn; denn es liegt darin auch nicht ein Funken von einem Beweis gegen die Handhabung des Wuchergesetzes. Der Priester ist weislich nicht genannt — und doch ist aus den Schematismen der Zeit zu ersehen, wie die Hofbeichtväter und Hofkapläne geheißen haben. Gesetzt den Fall, dieser hätte von der Kaiserin 4000 fl. Gehalt bekommen[1]), und ein Kaplan hätte die Stelle desselben[2]) billiger versehen, so ist doch diese ganze Beweisführung des Sonnenfels schon aus dem Umstande allein als eine freche und blöde Erfindung handgreiflich zu erkennen, weil der aktenmäßig und gedruckt als ekelhafter Kriecher vor der Kaiserin, so lange sie lebte, stygmatisirte Sonnenfels es ja nicht gewagt hätte, gegen einen Priester, der das Vertrauen der Kaiserin besaß, in einer so frechen und beleidigenden Weise vorzugehen! Man lese in den gedruckten „Werken" des Sonnenfels die exorbitant ekeligen und semitisch unverschämten Lobhudeleien und Kriechereien, deren sich dieser Sonnenfels schuldig gemacht — und hinwiederum das wegwerfende Urtheil über dieselbe Kaiserin einige Tage nach ihrem Tode in einer Zuschrift an Joseph II., in welcher er zugleich das neue aufgehende Gestirn wahrhaft hundemäßig anwedelt — und man wird ersehen, wie die obige Scene eine blöde Erfindung ist, und welcher Achtung dieser „Oesterreichische Aufklärer" sich schuldig gemacht hat. Das alles haben wir schon aktenmäßig dargelegt und mit Thatsachen constatirt.

[1]) In welcher Eigenschaft? Die Hofkapläne hatten 700 Fl. Gehalt!
[2]) Was war es denn für eine Stelle? Schlaues Schweigen!

5. Bestreben, historisch erwiesene Gaunereien abzuschwächen. Oesterreichische Fortschrittsmänner haben das Privilegium, Gauner sein zu dürfen.

Hören wir ferner den selbigen, offenbar jüdischen Lobhudler (in Wurzbach 35. Bd. S. 329):

„Nicht sein (Sonnenfels') kleinstes Verdienst war die verbesserte Beleuchtung, was ihn freilich in einen unerquicklichen Handel verwickelte, dessen Sebastian Brunner in seinen Mysterien der Aufklärung gedenkt!"

Wie vorsichtig und nachsichtig dieser Sonnenfels-Schönfärber über eine aktenmäßig constatirte Gaunerei der Herren Gebrüder Sonnenfels hinübergleitet! Brunner gedenkt dieses Handels nur!! Nun hat aber S. Brunner diese Gaunerei in den Resolutionsbüchern Kaiser Josephs II. im Archive des Staatsministeriums aufgefunden und dieselbe wörtlich veröffentlicht!!! Sonnenfels steckte seinem Herrn Bruder unter Angabe eines fremden Namens die Oellieferung für Wien zu (was für toffe Masematten, um zu beschummeln diese dummen Gojim!), so daß diesem Herrn Bruder bei dieser Aufklärung auch ein beträchtlicher Antheil in die Tasche fiel! Also hatte der obige Artikelschreiber doch auch recht, als er schrieb: „Nicht sein (Sonnenfels') kleinstes Verdienst war die Beleuchtung" u. s. w. Dem Kaiser wurde diese Gaunerei mitgetheilt, er war wüthend darüber, so daß die Freimaurer viele Mühe hatten, ihren Logenbruder vor einem Criminalverfahren zu schützen.

Sonnenfels selber aber verfiel in eine Todesangst, als der Kaiser den Befehl erließ, die strengste Untersuchung hierüber anzustellen. Was that nun der Semit?

Einige Tage nach diesem erschrecklichen Befehl hielt Sonnenfels an der Universität, statt über seine Staatspolizei zu sprechen, eine Rede über die Verdienste Josephs II., die an Unverschämtheit alles überragt, was die Byzantiner zur Zeit der höchsten Höhe der Kaiservergötterung in Byzanz sich erlaubt haben. Sonnenfels ließ diese Rede (eine todesängstliche Hundewedelei) sogleich drucken, und er sorgte dafür, daß dieselbe dem Kaiser in die Hände gespielt wurde — und durch diesen schlauen Coup rettete er sich vor weiterer Verfolgung der Justiz!!

Die Achtung des Kaisers konnte er sich aber doch dadurch nicht mehr gewinnen. Joseph II. ließ den Gauner einfach laufen!

Das alles ist aktenmäßig constatirt in den „Mysterien der Aufklärung“ zu lesen! Da fragt sich nun der ehrenhafte Leser: Warum werden die offenbaren Betrüger von der herrschenden Literatur in Oesterreich so schonungsvoll behandelt? Warum werden ihnen auch noch Monumente gesetzt?

Der Verfasser des Lobartikels gibt uns hierauf die schöne Antwort: „Oesterreichische Fortschrittsmänner verlieren nichts“, wenn auch „der Mensch Sonnenfels dabei einbüßt“ — besser deutsch: Oesterreichische Fortschrittsmänner verlieren nichts (sondern verdienen nur), wenn sie auch Gauner sind!

6. Lessing und Sonnenfels über einander.

Im Briefwechsel zwischen Lessing und der Eva König schreibt die König den 26. October 1772 von Wien:

„Sonnenfels hat hier nun das Einzige, was ihn einigermaßen noch in Ansehen erhalten, die Censur, verloren. Er gibt Geblern die Schuld. Ich glaube aber ehender, daß er es sich selber beizumessen hat.“

Lessing hatte sich bitter über Sonnenfels geäußert wegen einiger Stellen in einem Briefe des Sonnenfels an Klotz. Wir suchten diese Stellen.[1]) Sonnenfels berichtet im Vertrauen: Wien, 17. Dezember 1768:

„Unsere hiesigen Schriftsteller sind ebenso unartig, als Ihre Lessing's.“

Ferner Wien, 24. Juli 1769:

„Lessing allein ist ein Mann, der um die Literatur verdient ist, aber Lessing hat vielleicht nicht den Ruhm, der noch wesentlicher ist, den Ruhm eines so guten Mannes. Dieses Wort sei unter uns beiden auf unsere wechselseitige Ehre verschlossen, ein Zeichen meines Zutrauens gegen Sie.“

Lessing, der diese Stelle in den herausgegebenen Briefen an Klotz las, konnte sich leicht denken, was der auf seinen Ruhm in Wien eifersüchtige, die Berufung des Lessing nach Wien nichts weniger als befürwortende Sonnenfels aus dem Rumor des Hazardspielens und Schuldenmachens für ein Capital gegen Lessing in Wien geschlagen haben wird, aber doch wagte er es nicht (aus guten Gründen), den Sonnen-

---

[1]) Briefe deutscher Gelehrten. Von Klotz. Halle 1773.

fels offen am Kragen zu fassen, es genügte ihm, sich der Frau König gegenüber, privatim in der Stille, rein zu waschen.

Lessing schreibt an die König hierüber, Wolfenbüttel, 8. Januar 1773:

„Ohne Zweifel haben Sie diese Briefe nun auch selbst gelesen, und Sie werden die Stellen hoffentlich nicht so ganz gleichgültig überhüpft haben, worin der eitle Narr (Sonnenfels) meiner gedenkt. Ich bin besonders über eine nicht wenig aufgebracht gewesen, nämlich über die, wo er sagt, daß ich den Ruhm eines guten Mannes weniger habe als Klotz, und nicht undeutlich zu verstehen gibt, daß ihm, ich weiß nicht was für Schandflecke meines moralischen Charakters bekannt wären. Ich war eben im Begriff, einen sehr empfindlichen Brief desfalls an ihn zu schreiben, ja gar diesen Brief drucken zu lassen, als ich den Ihrigen erhielt. Sie haben mich mitleidig gegen ihn gemacht, ohne es zu wollen. Auf wen alle zuschlagen, der hat vor mir Frieden. Wenn indeß die Sache noch besser für ihn ausfällt, als es vor der Hand das Ansehen hat, so wünschte ich doch, daß Sie gelegentlich einmal ihn auf gedachte Stelle brächten und ihm zu verstehen geben wollten, was verschoben sei, sei darum nicht geschenkt. Denn das habe ich mir allerdings noch vorbehalten, sobald er den Kopf wieder zu hoch trägt und die Lehre vergißt, die er vielleicht von manchen Andern jetzt erhalten wird, ihm sodann es doppelt empfinden zu lassen, wen er auf eine so nichtswürdige Art beleidigt hat."

Wir sehen hier Lessing so zahm und so vorsichtig, wie bei der offenen, ihm in's Gesicht geworfenen Beschuldigung wegen der 1000 Dukaten von den Amsterdamer Juden; er ließ die Anklage durch einen Dritten als eine Gehässigkeit Götzen's erklären. Er selbst wagte es nicht, das Geschenk in Abrede zu stellen. Auch hier wagt er's nicht, gegen Sonnenfels aufzutreten. Sonnenfels besuchte nach der Publicirung der Klotzbriefe die Frau König fleißig und höflich in Wien — die beiden Herren fürchteten sich gegenseitig, und jeder hatte seine Ursache dazu. Sie durchschauten sich und kannten sich, und es wußte einer über den anderen schöne Geschichten zu erzählen.

Von einigem Interesse ist die Episode des Wegbugsirens Lessing's aus Wien als Dramaturgen beim Hoftheater, zu welcher Stelle er berufen werden sollte. Da arbeiteten zwei sonst feindlich gegeneinander gesinnte Biedermänner in voller Eintracht in gemeinsamem Interesse. In der Berufungsfrage Lessing's gingen die Beiden Hand in Hand gegen Lessing, beide

waren als Dichter und Schöngeister von gleicher Miserabilität. Sonnenfels, der hohle Schwätzer, wollte im Gebiete der Kunst und Theaterkritik keinen so mächtigen Rivalen in der Nähe haben, Gebler, der auch in dieser Richtung was gelten wollte, fürchtete ebenfalls, von Lessing unter Wasser getaucht zu werden; und so waren nun die beiden durch das gemeinsame Band der Selbsterhaltung aneinander gefesselt.

Dieser Klotz, seiner Zeit einer der größten Faiseurs im Aufklärungsgeschäfte, suchte in verschiedenen Artikeln die schwachen Seiten Lessing's herauszukehren. Wenn nun ein Autor einen Helden Düntzer's angegriffen hat, den der letztere eben auf den Glanz herzustellen im Begriffe steht, da kommt Düntzer ganz aus der Façon. Es ist lustig, einige Proben aus dem Düntzer'schen Schimpflexikon zu betrachten, welche Düntzer in seiner Biographie Lessing's nur auf Einem Blatt (Lessing S. 431) contra Klotz niedergelegt hat:

„Der blind zufahrende Klotz war ein Stümper"; „das armselige Klotz'sche Buch"; „Klotz hat den Lippert ausgeschrieben und völlig mißverstanden"; „Klotz' plumpe Lügen"; „Klotz, der gemeinste aller Geheimräthe"; „die Sucht, durch Schmeichelei und Hinterlist sich emporzubringen"; „Lessing hat ihr (dieser Sucht) den klassischen Schandpfahl gesetzt"; „Wir erkennen (im Spott auf den Geheimrathstitel Klotz's) darin den nothwendigen Schlußstein des Klotz errichteten Schanddenkmals"; „Den ihm (dem Klotz) angeflogenen Titel mißbrauchte der immer leerere und aufgeblasenere Mann als ein wissenschaftliches Panier auf einer Zeitschrift"; „Diesen Bauernstolz auf einen leeren Titel, den Klotz geschändet hatte, mußte Lessing's Geißel treffen, und er traf ihn mit dem ganzen Bewußtsein, wie hoch er als Mann und Gelehrter über diesem jämmerlichen Scheinmenschen stand, dessen Lügenpfeile er zerbrochen ihm in's Gesicht schleuderte".

Wir sehen, wenn Düntzer in Begeisterung geräth, da ist es mit ihm gar nicht auszuhalten.

Gerade in diesem Jahre, 1769, stand Sonnenfels mit Klotz im innigsten Briefverkehr. Klotz war ein leidenschaftlicher, offener Gegner des Lessing, Sonnenfels operirte im Stillen gegen Lessing. Offenbar gab Klotz dem Sonnenfels in Wien Materialien aus Lessing's Leben und Treiben an die Hand, um mit Gebler im Bunde den Lessing für Wien im vornherein unmöglich zu machen. Die Intimität der Herren Klotz und Sonnenfels gegenüber Lessing beweist uns der Briefwechsel derselben.

7. Die unverschämteste Selbstlobhudelei des Sonnenfels.

Der Glanzpunkt in dem Briefwechsel Klotz-Sonnenfels ist ein Brief des Sonnenfels an Klotz vom 21. Juni 1769, in welchem Sonnenfels seine Gestalt, seinen Charakter und sein ganzes Wesen von seiner Frau beschreiben läßt, und er als Belohnung für die edle Gattin hinwiederum ihre Vorzüge, Schönheiten u. s. w. auf fast zwei Seiten gewissenhaft auseinandersetzt.

Darin schreibt Sonnenfels (wie es ihm angeblich seine Gemahlin in die Feder diktirt) über sich selbst:

„In seinem 36. Jahre mit der Farbe eines Jünglings und einer Bildung, die ihn jünger lügt, einer offenen Stirne, an der ihm das Nachdenken ein paar Falten gezogen hat, die ihm ein ernstes Aussehen geben, ein braunes Auge, eine etwas gebogene, nicht ungestaltete Nase, eine aufgeworfene und wohlgefärbte Lippe" u. s. w.

Dann folgen alle möglichen Tugenden, welche Sonnenfels wie ein gehorsamer Diktandoschüler sehr bescheiden über sich selber niederschreibt, 2 volle Seiten lang. Auch seine Mildthätigkeit rühmt Sonnenfels offenbar mit großer Selbstüberwindung, es heißt:

„Er sah nie einen Unglücklichen ohne Thränen" (oh!) „und bei seiner Bereitwilligkeit, beizustehen, zieht er immer mehr seine Empfindung, als sein Vermögen zu Rathe; auch diese Mildthätigkeit ist nur die Tugend seines Temperaments, oder eine gewisse Schwachheit, der er nicht widerstehen kann, und welche ihn sogar gegen seine Thiere mit gleicher Stärke hinreißt. Sein winselnder Hund macht ihm Herzpochen, und aus Mitleiden gegen seine Pferde geht er bis über die Knie (!!) im Kothe, damit den armen Thieren nicht hart geschehe." (!!)

Bei dieser Gelegenheit wird dem Klotz nicht nur die große Milde des Sonnenfels, sondern auch der Besitz einer Equipage sammt Pferden unter die Nase gerieben. Wir wissen uns keines Fleißzettels zu erinnern, welchen ein deutscher Autor, so kalt- und so warmblütig zugleich, sich über seine körperliche Schönheit, über seine Liebenswürdigkeit, über seine Großmuth, über seinen Edelsinn und sämmtliche andere Tugenden mit eigener Hand auszustellen die Unverfrorenheit gehabte hätte — es ist aber auch die interessanteste Parthie in diesen von 40 damaligen Schriftstellern gesammelten Briefen an diesen Klotz, der eine Zeit lang als Genie Nr. 1 bewundert

wurde — nur Lessing suchte ihm seine letzten Lebensjahre zu verbittern.

Sonnenfels bleibt an Galanterie nicht zurück, er beginnt die Psalmodie über seine Gattin:

„Wenn eine gütige, zärtliche, sanfte und reizende Frau ein Zeichen von der Gunst der Vorsicht und ein Lohn der Tugend ist (!), gewiß, so bin ich ein erklärter Günstling des Himmels und meine Tugenden sind unläugbarer bestätigt als alle Wunderzeichen. Theresia ist ein sehr schönes Weib, groß, schlank, mit dem Wuchse einer Grazie und der lieblichen Bildung der Mutter Venus. Die Sanftmuth lacht aus ihrem Blicke, und ihr Blick täuscht nicht. Traurig werden kann sie wohl, wenn ihr Mann unartig ist, aber böse werden kann sie nicht“ u. s. w.

In dieser Weise wird die Frau Sonnenfels noch eine Seite lang verklärt — da fällt es nun dem mit Eitelkeit verschwenderisch begabten Sonnenfels doch auch ein: diese gegenseitige eheliche Schönheits- und Liebenswürdigkeits-Versicherungsanstalt könnte gar zu viel gearbeitet haben, und da kriegt nun der Adressat Klotz, daß er bei guter Laune bleibt, auch ein Schönheitspfästerchen hinauf. Sonnenfels ruft aus:

„Bin ich nicht beneidenswürdig, da ich bei so vielem Glücke auch noch ganz zureichende Einkünfte habe und Klotzen und Born zu Freunden? Dieser Mann, den sie auf mein Wort immer nicht zu viel schätzen können, er ist ihrer ganzen Hochachtung werth.“

So Sonnenfels über Born, der in seiner Monachologia sich der ekelhaftesten Zoten und nicht reproducirbaren Gemeinheiten beflissen hat, um die „Mönche“ verächtlich zu machen.

Dieses Lob „Klotzens“ und „Borns“ (beide wie Sonnenfels Freimaurer) sollte nur die Selbstverhimmelung des Sonnenfels'schen Ehepaares dem Leser etwas zugänglicher machen. Dieser Semit hat in seiner Selbstüberschätzung den Sinn für das Lächerliche vollkommen eingebüßt — nachdem dieser Brief (den Sonnenfels für die Oeffentlichkeit sicher nicht berechnet hatte) in Wien gedruckt vorlag, war Sonnenfels ein Gegenstand allgemeiner Heiterkeit geworden.

Die Blamage über diese Selbstverherrlichung suchte er durch eine unter fingirtem Namen erschienene Brochüre etwas aus-

zubügeln. Er läßt darin an einen angeblichen Grafen V. das schmeichelhafte Urtheil seiner Frau über ihn bestätigen.[1])

Der Brief über Sonnenfels ist ein ausgiebiger Lobhymnus über denselben. Durch den eingewirkten leisen Tadel, Sonnenfels besitze zu viel Eigenliebe, wird dem Leser Sand in die Augen gestreut, er soll sich denken: „Ach, das kann doch der Sonnenfels selbst nicht geschrieben haben!“ Nun wird aber dieser Passus, der die Unbefangenheit und Unparteilichkeit des Autors bezeugen soll, in den Fluthen von süßem Meth ersäuft, welche über Sonnenfels aus seiner eigenen Methfabrik darin ausgegossen werden.

So sagt der Anonymus S. 101. Wien 1773:

„Heute, hochgeborner Herr Graf, werde ich Ihnen das Vergnügen mittheilen, das ich allemal bei des Herrn von Sonnenfels Vorlesungen genieße.“ „Dieser Mann ist Ihnen schon durch böse und gute Gerüchte bekannt. Sein von ihm selbst verfertigtes Lehrbuch kennen Sie auch.[2]) Ich darf Ihnen also nur noch sagen, daß sein Vortrag schön, angenehm und rein deutsch ist. Er hat weder das Pedantische, noch das vornehme steife Wesen an sich, sondern ist ganz munter, ohne ein Katheder-harlekin zu sein, oder die Grenzen einer vernünftigen Ernsthaftigkeit zu verkennen. Was mir dieses Mannes Vorlesungen noch angenehmer und schätzbarer macht, ist der Eifer, womit er die Rechte der Menschheit[3]) vertheidigt, und sein unerschrockener Muth, mit dem er Vorurtheile, heilige sowohl als profane, angreift, erschüttert, umstürzt. Wäre er im alten Rom, oder zu Athen, oder in unserm *** geboren, er wäre des erhabensten Heroismus und Patriotismus fähig gewesen, die doch immer von der Erziehung und anderen Umständen Gewalt leiden. Von seinem moralischen Charakter sind mir Züge bekannt, die des menschenfreundlichsten Weisen würdig sind.“

Die Stadt *** soll den Leser auf den Gedanken bringen, als ob der Brief von einem Eingeborenen der Drei-Sternenstadt, der in Wien weilt, an einen Einwohner der *** Stadt geschrieben wäre, durch diesen und ähnliche Kniffe soll der Leser

---

[1]) Freimüthige Briefe an Herrn Grafen von V. über den gegenwärtigen Zustand der Gelehrsamkeit der Universität und der Schulen zu Wien. Frankfurt und Leipzig 1775.

[2]) Dieses Betonen des von ihm selbst verfertigten Lehrbuches kennzeichnet auch den von ihm selbst verfertigten Lobbrief. Das Lehrbuch ist ja von ihm selbst sehr schüchtern als ein Machwerk, „dessen Grundsätze geborget sind“, einbekannt worden!

[3]) So z. B. auch den Wucher!

vom Verdacht befreit werden, als ob Sonnenfels selber das süße Gebräu über seine Vorzüge und Tugenden fabricirt hätte.

Komisch ist es, wie sämmtliche andere juridische Professoren dem Sonnenfels gegenüber in den Schatten gestellt werden. Derselbe Brief des unbekannten Lobesheros wird mit einem Lobtrompetengeschmetter auf den großen verdienstvollen Lichtbringer Sonnenfels abgeschlossen. (S. 106):

„Sie können hieraus überhaupt sehen, mein Herr Graf, daß es mit den Wissenschaften und mit der Cultur allhier so weit noch nicht gekommen sei, wie uns einige Schmeichler haben bereden wollen, und daß Pedanterie, Ignoranz und Dummheit hier so gut noch ein Plätzchen finden als anderswo. Es ist wahr, der selige Bischof Stock[1]) und Baron Swieten, wie auch die Bemühungen des Herrn v. Sonnenfels[2]) haben zur Vertreibung der ägyptischen Finsterniß, die das Land vorher drückte, viel beigetragen, und Josephs Numen verspricht den Götzen Dagon ganz zu stürzen. Hiermit empfehle ich mich Ihnen, hochgeborner Herr Graf."

Was unter dem Götzen Dagon gemeint ist, liegt am Tage. Dieser Brief ist mit dem Namen Freier unterzeichnet.

Die eklatante Dummheit und der in blöde Zerstörungswuth ausartende Aufklärungs-Fanatismus des Swieten wurde von uns (in „Joseph II." Freiburg, Herder 1885, zweite Auflage) aktenmäßig nachgewiesen. Swieten war erbitterter Gegner einer Akademie der Wissenschaften, die in Wien hätte gegründet werden sollen; er ließ in seiner bornirten Wuth in den aus den Klosterbibliotheken eingesammelten tausenden von Büchern die Titel herausreißen, um selbe unbrauchbar zu machen und als Makulatur an Käsekrämer verkaufen zu können. Die kostbarsten historischen Urkunden wurden Wagenweise an Goldschläger zur Benutzung des alten Pergaments verkauft u. s. w. Siehe im oben citirten: Joseph II.

Wir sehen, wie diese Aufklärer schlau gewesen sind, und wie sie sich selber zu verherrlichen und gegenseitig in die Hände zu arbeiten verstanden haben.

Der sicher unbezahlte Lobredner rühmt ferner den Sonnenfels:

---

[1]) Stock war auch ein büreaukratischer Aufklärer. Er bekam von Maria Theresia den Titel eines im ehemaligen Antheile Ungarns gelegenen Bisthums in partibus.

[2]) Sonnenfels wird hier bescheiden und schlau als der letzte angeführt.

„Gegen seine Zuhörer ist er ziemlich freundlich, zwar noch lange nicht nach dem Fuße der Alten, aber doch weit liebenswürdiger, als viele neue. Soll ich Ihnen, mein Herr Graf (sehr vorsichtig wird dieser Herr Graf nicht genannt, er ist eben nur die leere Leinwand, auf welche der Autobiograph sein liebenswürdiges Porträt hinaufgepinselt), sagen, daß er wirklich ein schöner, wohlgebauter Mann ist, und daß seine Frau mit der Schilderung in dem Briefe an Klotz ihm nicht geschmeichelt, sondern blos getroffen habe. Er weiß es aber selbst, daß er schön und gelehrt ist, und bildet sich auf sein bel air nicht weniger ein, als auf sein air savant."

Dieser geheime Autor ist wieder so gütig, die Lobsprüche, welche die Frau Hofrath Sonnenfels über ihren Gemahl niedergeschrieben hat, zu bestätigen. Der Brief sollte offenbar den Spott und das Gelächter, welchen das gegenseitige Verhimmeln der beiden schlauen Eheleute in Wien hervorgerufen, ein wenig niederdämpfen, indem eine „fremde Hand" sich herbeiließ, die Lobgesänge zu bestätigen.

Schade nur, daß hinter dem Briefe seiner Frau und hinter diesem Briefe eines Ungenannten an einen ungenannten Grafen überall „die schöne und leichtgebogene Nase" des Herrn Hofraths sich entschieden bemerkbar macht. Wir können dieser kleinen Federzeichnung ein ausgiebiges Porträt des Sonnenfels in den „Mysterien" entgegenstellen.

Matthias Claudius.

> Ein Mann der Gottesfurcht und reinen Sitte,
> Ein edler Mensch — war Claudius jeder Zoll,
> Darum hat ihn getroffen auch der Groll
> Der heidnischen Verehrer des Apoll;
> Nur Spott ward ihm zu Theil von der „Elite".

Auf die berechtigte Frage: Wie kommen denn Matthias Claudius und Stolberg hier in die Gesellschaft dieser Gattung „Tugendbolde" hinein? sind wir eine diesen Umstand erklärende Antwort schuldig.

Wir benöthigen dieser beiden als Zielscheiben, auf welche die Aufklärer ihre giftigen Pfeile losgeschnellt haben. Wir nehmen geflissentlich einen positiv-christlichen Protestanten und dann einen Katholiken, weil wir eben dadurch den Nachweis bringen, wie es den Aufklärern nicht nur um Verfolgung und Vertilgung der katholischen Kirche allein, sondern auch um die gleiche Feindschaft gegen die gläubigen Christen unter den Protestanten zu thun gewesen ist.

Auch gläubige, wirklich religiöse, in ihrem Leben sittliche und ehrenhafte Schriftsteller mußten von den Tugendbolden der Aufklärung Spott und Hohn genug einernten und es gehörte besonders Ende des vorigen und Anfang des 19. Jahrhunderts ein anerkennenswerther Muth dazu, sich den mehr oder weniger giftigen Geschossen als Zielscheibe hinzustellen.

M. Claudius hat diesen Muth besessen; er war einer der achtenswerthesten und auch zugleich liebenswürdigsten Erscheinungen unter allen denen, welche im 18. Jahrhundert um den Parnaß unten herum, oder auf denselben hinaufgeklettert sind.

1. Wie es für den edlen und wahrhaft frommen Claudius eine Ehre gewesen ist, von dem rabbiaten und fanatischen Voß beschimpft zu werden. Claudius Abkömmling einer Pfarrerfamilie.

Eine interessante Biographie Claudius' hat Wilhelm Herbst herausgegeben unter dem Titel: Matthias Claudius, der

Wandsbecker Bote. Ein deutsches Stillleben von Wilh. Herbst. 4. vielfach veränderte Aufl. Gotha, Perthes 1878. Viel Denkwürdiges über Claudius enthält auch Friedrich Perthes' Leben. Von Clemens Theodor Perthes. 5. Aufl. 3 Bände. Gotha, Perthes 1867.

Den Werth, welchen positiv-gläubige Protestanten, und ganz mit Recht, auf die Schriften des Claudius legen, ersehen wir aus dem Umstande, daß man dieselben in neuerer Zeit wiederholt auflegt und daß auch Biographien mit auf die Religion bezüglichen Excerpten aus seinen Schriften erscheinen. So z. B.: M. Claudius, ein christliches Lebensbild. Von Adolf Meyer, Superintendent und Hofprediger in Ebersdorf. Herausgegeben vom christlichen Verein im nördlichen Deutschland. Eisleben, Klöppel 1876. Auflage in 10,000 Exemplaren.

Was dem Claudius zur besonderen Ehre gereicht, ist der Umstand, daß er in den Kreis der von Voß verfolgten und verschimpften christlichen Protestanten gehört, welche, wie es ihnen nach ihrer Erziehung und Kenntniß gegeben war, in der Zeit der Hochblüthe und Verfolgungssucht des schalsten Rationalismus für den positiven Glaubensinhalt der Bibel eingestanden sind, und sich muthig dem Spott und der Schmähung des aufgeblasenen, über alle Maßen hochmüthigen Neuheidenthums ausgesetzt haben.

M. Claudius stammt aus einer Pfarrerfamilie ab; der erste Vorfahre, dessen Name sich erhalten hat, war Claudius Paulsen, ein lutherischer Theologe, geb. zu Rippen in Nordschleswig. Er wurde 1589 Pastor zu Ermelov im Stift Rippen und heirathete die Tochter seines Amtsvorgängers Ingeborg Andersen.

Seinen Namen Claus veränderte er in Claudius. Seine 5 Söhne wurden allesammt Pfarrer, der älteste und dessen Nachkommen fungirten in derselben Pfarre bis 1796. Der letzte Pfarrer aus der Familie Claudius zu Ermelov, der dritte Sohn des obigen Claudius, Johann, geboren 1601, wurde 1626 Prediger zu Syder-Lügum in Schleswig. Auch diese Pfarre war durch 2 Generationen in der Familie erblich.

Herbst berichtet (S. 11):

„Diese fast erbliche Succession der Pfarrstellen war überhaupt in den Herzogthümern nicht ungewöhnlich. Der nächste und Haupt-

grund davon lag in den äußeren Verhältnissen. Außer in den Marschen waren die Predigerstellen meist auf den Betrieb einer Landstelle (Grund und Boden) fundirt. Die Gebäude waren in der Regel Eigenthum des Predigers, die Einlösung derselben, die Anschaffung des Inventars in jenen geldarmen Zeiten nicht Jedermanns Sache. So war es kaum anders zu machen, als daß der Sohn beim Dienste blieb; war kein Sohn da, oder keiner, der studirt hatte, so suchte man die Witwe oder die Tochter beim Dienste zu erhalten. Die Gemeinden sahen es aus Anhänglichkeit an die Prediger und ihre Familien gern, daß es so geschah."

Der Enkel jenes Johann war Nikolaus Claudius, Großvater des Wandsbecker Boten. Er ist auch im Lygumer Pfarrhaus geboren und in demselben als Nachfolger seines Vaters bis 1720 geblieben, dessen Sohn Matthias, des Dichters Vater, 1703 geboren, war Diakonus zu Norburg auf der Insel Alsen, dann Pastor zu Reinfeld bei Lübeck. Seine zweite Frau Maria, die er 1738 heirathete, ist die Mutter des Dichters. Dieser, 1740 geboren, erhielt den Namen Matthias. Er war von 8 Geschwistern der zweite Sohn der zweiten Ehe. Sein Vater schrieb in das Tagebuch: „Der Herr gebe Gnade zu dessen Erziehung, damit er Kraft solchen Gnadenbundes dereinsten eingehen möge zu seines Herrn Freude um Christi willen. Amen."

2. Die religiöse Erziehung des Claudius in nachhaltiger Wirkung auf sein Leben.

„Bibel und Gesangbuch waren dem jungen Claudius das tägliche Brod. In diesen Quellen schaute er die Urbilder aller Geschichte und Poesie, wie aller tieferen Weisheit an. Die biblischen Anschauungen und die Sprache der Schrift drangen tief in seinen Geist ein. Gehörte doch ein solches Eintauchen in dieses Element alles höheren Bildens damals überhaupt ganz anders zur Haussitte und zum Schulgebrauch als heutzutage. Und nicht blos in den Pfarrhäusern. Man erinnere sich nur, was dem jungen Goethe die Bibel war. Anregungen aus neueren Literaturen, die in unserer Zeit früh, leider so früh und so stark die jungen Geister hinnehmen, scheinen unseren jungen Matthias nicht sonderlich erreicht zu haben."

Jedenfalls hatte der junge Claudius seinem Vater, welcher der orthodoxen Richtung angehörte, und die Erziehung seiner Kinder gewissenhaft besorgte, seine religiöse Gesinnung zu verdanken, die er bis zu seinem Hingang treu bewahrte. Das Lied, welches M. Claudius zum Andenken seines Vaters dichtete,

nachdem dieser gestorben war, ist eine der schönsten Blüthen christlicher deutscher Poesie:

„Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

Träufte mir vom Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Er entschlief, sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus — groß und hehr!
Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!"

3. Die fromme Mutter des Knaben Claudius.

Auf das Schlußblatt einer Bibel, die der Knabe im 9. Jahre von seiner Mutter erhielt, schrieb ihm diese:

„J. N. J. (Im Namen Jesu.)

Mein Sohn, gedenke an Deinen Schöpfer in Deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und fürchte Gott, denn das ist der Weisheit Anfang. Und solche Weisheit macht reich und bringt geistliche und leibliche Gaben mit sich. Vor Allem danke allezeit Gott in allen Deinen Schicksalen, die Dir widerfahren werden, und bitte, daß er Dich regiere, und Du in allen Deinen Vornahmen seinem Worte folgest. Laß das Wort Gottes Dein edelster Schatz sein, denn dies kann Dich unterweisen zur Seligkeit, und was Du thust, bedenke das Ende, so wirst Du nimmer Uebles thun. Dies ist meine mütterliche Erinnerung und Vermahnung; wirst Du solchem nachkommen, so wirst Du gewiß des Glaubens Ende, der Seelen Seligkeit davontragen. Solches verleihe der Herr aus Gnade. Amen."

In der Folge bezog der junge Claudius mit seinem Bruder Josias die Universität zu Jena, um daselbst Theologie zu studiren.

Der besorgte Vater gibt dem Matthias Rathschläge über sein Leben auf der Universität mit auf die Reise in 35 Rubriken. An der Spitze steht die Mahnung, seine Studien Morgens und Abends durch ein andächtiges Gebet zu heiligen und durch

ein fleißiges Forschen in der heiligen Schrift, aufmerksame Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes und würdigen Gebrauch des heiligen Abendmahles sich im Guten zu erwecken und zu stärken. Die damals in Jena herrschende Philosophie zog Claudius nicht an, im Gegentheil, sie steigerte seine Abneigung gegen die „gesammte Modephilosophie“. Herbst bemerkt:

„Die Wolff'sche Philosophie ist die wissenschaftliche Geburtsstätte der deutschen Aufklärung, und so hat Claudius seine Feindschaft gegen diese Richtung schon auf der Universität eingesogen.“

Besonders die praktische Parthie der Wolff'schen Philosophie wirkte auf Claudius abstoßend.

„Die Sittlichkeit wurde auf den Verstand zurückgeführt, die Moral, als Pflichtenlehre behandelt, war nicht frei von Selbstsucht und ermangelte einer erhebenden Idealität, Familie und Staat sind ihr Ergebnisse eines Vertrages. Von positiver Theologie und Religion hält sich diese Philosophie, so eifrig sie einen Gottesbegriff aufzustellen sucht, möglichst fern.“

In Wolff selbst hatte sich durch Sitte und Gesinnung ein Kern christlicher Frömmigkeit erhalten. Seine natürliche Theologie aber beruhte auf einem mechanischen Verhältnisse von Gott und Welt, und nur die Rücksicht auf die öffentliche Wohlfahrt hält sie von der Kritik der christlichen Weltanschauung zurück.

Es war ein herber Schlag für Matthias, als sein Bruder und Studiengenosse Josias zu Jena 1760 starb. Herbst sagt:

„Da erschütterte ihn dann mächtig die Erfahrung, die das alte Lutherwort[1]) ausdrückt: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen“, und daß er diese Erfahrung an dem seiner Geschwister machen mußte, an dem er mit ganz besonderer Innigkeit hing, machte sie unvergeßlich.“

4. Claudius als poetischer aber sehr unschuldiger Wütherich.

Claudius gab schon in Jena Gedichte heraus: „Tändeleien“, die aber gar keinen Werth haben und auf welche er in der Folge nicht gerne erinnert wurde. Herbst sagt darüber:

---

[1]) Ist hier irrthümlich dem Luther zugeschrieben. Die kirchliche Antiphon: Media vita in morte sumus war zwei Jahrhunderte vor Luther da und ist in den alten Breviarien des Predigerordens als Complet-Antiphon und am Samstag vor dem 3. Fastensonntag bis zum Samstag vor dem schwarzen Sonntag angeführt.

„Der poetische Werth ist Null; die ganze Auffassung und Darstellung noch knabenhaft, fast kindisch. Mitunter ist auch die Moral wirklich ungeschlacht. So endet die dritte Erzählung „Cissides und Paches“ mit der Schlußmoral:

Freund, weine nicht, wie süß ist's in der Schlacht
Für's Vaterland auf einem Wütherich sterben,
Den man selbst umgebracht.“ —

Wenn man bedenkt, daß dieser Jüngling sich selber ein so entsetzliches Sterbebett mit dem Schwert in der Hand bereiten wollte, so hätte man ihn seinen grausamen Worten nach selber für einen großen Wütherich und höchst bedenklichen Bettwaarenlieferanten halten sollen. Man sieht hieraus, wie auch ein begabter Junge im Jugendübermuthe sich in höchst blutdürstige Phrasen verhaspeln und doch dabei der beste Kerl von der Welt sein kann.

5. Nicolai bethätigt auch an dem jungen Claudius seine notorische Brutalität.

Der bitterböse Nicolai, der selber nichts, aber andere gründlich zu verreißen — verstand, zerarbeitete in seinen Literaturbriefen den armen Claudius derartig, daß ihm für lange Zeit das Schreiben verging. Und während jetzt den Nicolai Niemand mehr kennt (vom Lesen desselben ist ohnehin keine Rede), hat Claudius sich in der deutschen Literatur einen Posten erworben, von dem ihn so geschwind Niemand wegdrängen wird.

Claudius brachte nach seinen Universitätsstudien eine Zeitlang im väterlichen Hause zu.

Es scheint dieser Aufenthalt für ihn eine fruchtbare Zeit gewesen zu sein. Manches zeigt an, daß er in seiner Zurückgezogenheit die heilige Schrift fleißiger gelesen haben dürfte, daß die ganze gläubige Gemeinde durch Glauben und Sitte auf ihn gewirkt hat. Er ging dann nach Kopenhagen, Hamburg und Darmstadt, hielt es aber nirgends lange aus. In Hamburg wurde er Mitarbeiter an den „Adreßcomptoir-Nachrichten“, die ein Verwandter Klopstock's, Leischnig, herausgab. Claudius lieferte für die wöchentlich zweimal erscheinende, ursprünglich merkantile Zeitschrift poetische Aufsätze in Versen und Prosa.

Zu jener Zeit wurde Claudius mit Lessing in Hamburg bekannt. Hier bildeten sich die bekannten Gegensätze aus; auf einer Seite stand die luthersche Orthodoxie, vertreten durch

Melchior Göze, Hauptpastor an der St. Katharinenkirche, auf der andern Lessing, der durch die Bühne zu operiren verstand und der modernen Weltbildung des 18. Jahrhunderts Bahn zu brechen suchte. Es entspannen sich die Streitigkeiten zwischen Orthodoxie und Rationalismus; in den belletristischen Schriften jener Zeit wird der Pastor Göze als ein Ausbund von Dummheit und Fanatismus dargestellt, — dem Lessing hingegen hochgradige Bildung zugeschrieben. Sehr treffend sagt Herbst, man thäte Unrecht, bloß und allein vom Standpunkte der Lessing'schen Streitschriften über Göze und sein Verfahren zu richten. Man darf nicht vergessen, daß die übermächtige Tradition über ihn lediglich aus dem Lager des Rationalismus und der neueren Literatur, also aus Feindeslager stammt.

6. Wie sich Claudius eine Zeitlang der Lessingrichtung angeschlossen.

Claudius schloß sich merkwürdiger Weise der Lessing-Richtung an. Auf dieser Seite stand auch Joachim Christoph Bode, ein Abenteurer, Hautboist in Celle; bei seinem Vater, der Ziegelbrenner war, hütete er die Schafe. Er machte eine reiche Heirath, errichtete eine Buchdruckerei und Verlagshandlung, — alles im Dienste der Aufklärung. Später übersiedelte er nach Weimar, wurde Chef des Illuminatenordens und stand mit den meisten Freimaurern in Mitteleuropa in Verbindung. Dieser Bode achtete damals in Hamburg Claudius so sehr, daß er ihm die Uebersetzung von Cumberland's Lustspiel: „die Westindier" dedicirte.

Claudius machte in Hamburg mit verschiedenen Berühmtheiten jener Zeit Bekanntschaft; die bedeutendsten darunter waren Lessing, Herder und Klopstock.

7. Herder anerkennt die edle Seele des Claudius.

Einige Urtheile über den edlen Claudius bringt Herbst (S. 85):

„Wenige Geister jener Zeit mögen so unverblendet durch Größe, Namen, Geistesreichthum geblieben sein und nach dem Vorrecht der Wahrheit, Alles zu prüfen und das Beste zu behalten, sich so keusch und frei und eigen im Urtheile erhalten haben, wie Claudius. Es ist das ewige Theil in ihm, das über die Zeit richtet und sich nicht scheu machen läßt. Herder sah und liebte damals in Claudius außer der Gleichartigkeit des Wollens und

Wirkens den Seelenadel, die hohe Reinheit und Unschuld des Mannes. Er nennt ihn in einem Briefe an Gleim vom 1772 eine englische Seele unter den Menschen, und 1776 heißt es an denselben: „Es ist ein herrlicher Junge, wie jede Zeile seiner Schriften von raschem Blick und sanftem, einfältigem Herzen.“ An Lavater schreibt er in demselben Jahre nach einem mehrtägigen Zusammensein mit Claudius in Bückeburg: „Freudentage habe ich mit Claudius gehabt, dem reinsten Menschen, den ich fast gekannt habe.“ „Noch nie hab ich gewünscht, mit einem Menschen zusammen zu leben, wie ich's mit Claudius wünschte.“ Noch nach Herder's Tode schrieb dessen Gattin über die Gesinnung Herder's gegen Claudius: „Ein zärtliches Andenken an Matthias Claudius, dessen Geist und scharfer Blick für Wahrheit, dessen Einfalt und moralische Natur ihm heilig war, trug er in seinem Herzen.“

8. Claudius gibt 1770 den Wandsbecker Boten heraus, bekommt eine Beamtenstelle, hält es aber in der Kanzleiluft nicht aus und wird deßhalb von einer Excellenz als Faulpelz verschimpft.

Im Jahre 1770 fing Claudius an, am Wandsbecker Boten mitzuarbeiten, 1772 heirathete er die durch ihn berühmt gewordene Rebekka, ein armes Bürgermädchen der kleinen Stadt Wandsbeck. Herder, Homann, F. G. Jacobi, J. H. Voß und seine Frau Erneſtine, Stolberg, die von Schubart — alle haben ihr Lob verkündet. Durch Herder's Empfehlung erlangte er in Darmstadt die Stelle eines Oberlandes-Commissarius mit dem Rang eines Kammerraths und 800 Fl. Einkommen. Er hatte nur an der Hessen-Darmstädtischen priviligirten Landeszeitung mitzuarbeiten. Claudius hielt es in dieser Stellung nicht lange aus. Die schlechte Luft, das büreaukratische Arbeiten bekam ihm nicht wohl; er zertrug sich mit seinem Vorstand, Excellenz Moser; dieser schlug ihm 1777 vor, nur die Zeitung zu redigiren, er werde dafür 600 Thaler bekommen. Aber Claudius bedankte sich für diese Gnade und empfahl sich von Darmstadt für immer. Die Excellenz wurde durch dieses ruhige Fortgehen gereizt und machte Jahre darnach, als er die Thätigkeit der Landcommission und seine Wahl der Beamten vor dem Landgrafen zu rechtfertigen suchte, über den armen Claudius einen sehr zornmüthigen und ungerechten Bericht. Die Hauptstelle darin lautet:

„Seine herzliche und populäre Schreibart schien die Erwerbung eines solchen Mannes bei einer Anstalt schätzbar zu machen, wo so wenig auf Befehl und so viel auf Ueberzeugung ankommt. Er

war aber zu faul, mochte nichts thun, als Vögel singen hören, Clavier spielen und spazierengehen, konnte die hiesige Luft nicht vertragen, fiel in eine tödtliche Krankheit und ging von selbst zu seinen Seekrebsen wieder zurück."

9. Wie der Schimpf der Excellenz erlogen war und Claudius als ehrlicher Mann die 800 Fl. nicht für anbefohlene Windbeuteleien und Lügenverbreitung einstecken wollte.

Nun schrieb aber über die ganze Anstalt, in welcher Claudius arbeiten sollte, und über das Weggehen des Claudius ein anderer Berichterstatter zur Zeit des Austrittes von Claudius Folgendes (Herbst 146):

„Des Herrn Landgrafen fürstliche Durchlaucht wurden mit lauter Träumen von hergestelltem Credit, Wohlstand der Casse und des Landes unterhalten, und das ganze treuherzige Publikum mit Zeitungsnachrichten hintergangen, des Endes sogar eine neue Landeszeitung angelegt und ein eigener Zeitungsschreiber bestellt, um die Land-Commissionslagen gegen jährliche Besoldung von 800 fl. durch schöne Einkleidung recht wahrscheinlich zu machen. Es war der bekannte Claudius, ein ehrlicher Mann, der eben deswegen wieder wegging und sich's zur Ehre seines Herzens machte, lieber jährlich 800 fl. zu entbehren, als solche durch Windbeuteleien zu verdienen."

10. Claudius brodlos, hat eine sehr brave Frau und definirt den Humor vortrefflich.

Claudius war nun eine Zeit lang brodlos. Er wurde krank. Während dieser Zeit starb der Vater seiner Frau plötzlich. Claudius schrieb damals über Rebekka: „Sie bestand die Probe mit Ehren und pflegte und betete mich glücklich durch." Claudius hatte sich mit Noth durchzubringen. In dieser Zeit machte er seine schönsten Gedichte; seine schönste und herrlichste Gabe war der Humor. Herbst gibt im Leben Claudius' (S. 178) eine vortreffliche Definition dieses Humors:

„Auch der Humor, der bei Claudius oft Angesichts der ernstesten Fragen sein unschuldig-schalkhaftes Wesen treibt und so sehr zu seiner Dichtereigenthümlichkeit gehört, wurzelt in seinem religiösen Leben und tritt ganz in den Dienst des Ethischen. Der echte Humor, dem klassischen Geistesleben der Griechen und Römer so gut wie unbekannt, ist ein Kind christlicher Weltbetrachtung. Erst hier wird es möglich, daß der Menschengeist in dem erhabensten Ideenleben steht, von dessen Warte aus er je nach der Naturanlage seines Wesens entweder die Tragik oder die Komik in der Kleinheit und Ohnmacht, wie in dem Wechsel menschlicher Dinge,

die sich wie unabhängig und ewig gebärden, fühlt und erkennt. Auf ewigem Hintergrunde erscheint das Weltgetriebe in anderem Lichte, als allein gelassen und mit absoluten Maßen gemessen. Und gerade in Claudius' Humor sehen wir die beiden Bedingungen: Das tiefe Gefühl von der Endlichkeit alles Geschaffenen, und das unumstoßbare Wissen um die Unsterblichkeit des Geistes, der aus Gott strömt. Claudius fühlt mitten in allem Schwanken auch des eigenen Herzens einen festen Boden unter sich, von dem aus er mit siegreicher Heiterkeit dem Treiben außer ihm zuschaut — es ist bei ihm die selbstgewisse Fröhlichkeit kindlicher Hoffnung, die dem Wechsel, dem Kampfe des Lebens, der Macht des Todes auf den Grund sieht."

11. Claudius in der Oase von heidnischen Dichtern seiner Zeit — ein Christ. Eine Excursion über die wüthige Literaturgeschichte eines Herrn Kurz.

Wir beschränken uns hier nur darauf, nachzuweisen, daß Matthias Claudius — das „Pfund" von Religion und Sitte, welches er aus dem Vaterhause mitbekommen, auf reiche Zinsen angelegt hat. Was den mit Religion erworbenen ethischen Gehalt anbelangt, steht er auf der Höhe seiner belletristischen Zeitgenossen; in seinen religiösen kleinen Gedichten ist mehr Gehalt, als in hunderten sentimentalen und verwaschenen Romanen, Gedichten und Theatern seiner Zeit; da ist Kost und Trost, Stern und Kern. Der Mann hat einen Glauben und in Folge dessen ist Kraft in seinen Worten. Nehmen wir nur 6 Verse aus seinem goldenen ABC:

„Armuth des Geistes Gott erfreut,
Armuth und nicht Armseligkeit.

Kreuz ist ein Kraut, wenn man es pflegt,
Das ohne Blüthe — Früchte trägt.

Hau deinen Götzen muthig um,
Er sei Geld, Wollust oder Ruhm."

Von besonderem Werth in unserer selbstmordsüchtigen Zeit ist sein kleines Bedenken für Selbstmörder unter dem Titel: Auf einen Selbstmörder.

„Er glaubte sich und seine Noth
Zu lösen durch den Tod.
Wie hat er sich betrogen!
Hier stand er hinterm Busch versteckt
Und alles, was ihn hier geschreckt,
Ist mit ihm hingezogen,
Wie hat er sich betrogen!"

Der Literarhistoriker Kurz — die schmutzige Quelle, an der sich unsere Gymnasialschüler eine Kenntniß über deutsche Literatur verschaffen — sagt über den Herausgeber dieses, er habe „Schiller und Goethe mit einer an Unsinn grenzenden Wuth verlästert — und zwar vorzüglich deshalb, weil sie Protestanten sind. Ueberall blickt der Pfaff durch." — Dieser Kurz hat wahrscheinlich gemeint: er schreibe ohne an Unsinn grenzende Wuth. Wir haben schon bei Aburtheilung dieses Kurz einiges über diesen Herrn gesagt. Er hat absolut gelogen, als er schrieb, wir hätten diese beiden Dichter mit einer an Unsinn grenzenden Wuth verfolgt; auf ihn ist die ganze Voßwuth übergegangen. Er ist der Repräsentant höchst potenzirter Unehrenhaftigkeit in der deutschen Literaturgeschichte. Katholiken werden bei ihm verurtheilt und gerädert, bloß weil sie Katholiken sind; Katholik, Dummkopf und Fanatiker ist in seinen Urtheilen zumeist gleichbedeutend. Seine Urtheile sind, in so weit er sie nicht andern nachgeredet, geistlos und langweilig, Wasserbrühen, die er nur durch das Gewürz von Roheit und Schimpf etwas zu würzen versteht. Er spricht mit der Frechheit aufgeblasener Ignoranz über Schriften ab, die er nachweisbar gar nicht kennt und nicht gelesen hat.

Wir haben uns veranlaßt gesehen, dieses rostzerfressene Rüstzeug in der Gewehrkammer literarhistorischer Polemik vorzuweisen, im selben Momente, in welchem wir gerade allen jenen Protestanten die vollste Anerkennung zollen, welche sie ihres wahrhaft ethischen Charakters und Wirkens wegen verdienen.

Wir sagen: Claudius verdient um so höhere Anerkennung, wenn man die Zeit und Umgebung betrachtet, in welcher er gelebt. Er hat nach seiner Weise, wie er es im lutherisch-orthodoxen Vaterhause gelernt, die in der heiligen Schrift gegebenen positiven Wahrheiten trotz aller verschwommenen Phrasen und Phasen damaliger Theologie seines Bekenntnisses festgehalten und sich durch die gelehrten Freunde, wie Herder, oder durch verrückte Polterer (wie Voß von seinen eigenen Freunden bisweilen genannt wurde) nicht irre machen lassen. Von 1777 bis 1790 lebte er wieder in Wandsbeck von seinen literarischen Erträgnissen, man kann sich denken: schlecht und recht. Auch Voß und Frau waren damals wieder eine Zeitlang bei Claudius.

12. Wie sich der arme Claudius als Vertreter Stolberg's im Staatskleide mit dem Degen bei der Kindestaufe im Voßhause ausgenommen hat und wie der demokratische Voß um den Hofrathstitel bettelt.

Herbst gibt folgendes interessante Intermezzo (S. 195):

„Nur bei feierlichen Gelegenheiten, wie bei Vossens erster Kindtaufe, erscheint der Bote in seidenem Staatskleide des weiland Oberlandcommissarius, den Degen an der Seite.“

Dem Claudius kann man Staatskleid und Degen sicherlich verzeihen; der liebevolle, edle Mann hatte sich ja auch nie im Schlafe träumen lassen, Fürsten zu morden, wie der Neidhammel Voß, dem alles weh that, was über ihm stand, der aber die Schuld der Fürstenmordgedanken seiner Jugend sehr eklatant und sauber wie Flecken aus dem nachmaligen Staatsfrack auszubürsten verstand, als er mit der zusammengeknickten Bittschrift um den Hofrathstitel vor dem Thron des Großherzogs von Oldenburg selber zusammenknickte und seine Rachegedanken dem Fürsten gegenüber in anerkennenswerther Weise zu bemeistern verstand. —

So ist nicht Voß allein, so ist das Gros dieser demokratischen Krakehler beschaffen. Nach dem Sturz Napoleons III. wurde eine Menge im Ministerium des Aeußeren gefundener Bittschriften publicirt — Bettelbriefe um Orden beim Kaiser Napoleon, von demokratisch gefärbten Schreiern angefertigt — die eben wieder über das Zustandekommen der Republik in Frankreich in lauten Jubel ausbrachen — als zu ihrem Schrecken und zu ihrem augenblicklichen Verstummen die Aktenstücke über die innere Fäulniß ihres Charakters als offene Zeugen ihrer Herzensgesinnung ans Tageslicht kamen. — Man muß sich hier des Ausrufes „Erbärmliche Wichte“ schon deshalb enthalten, weil mit diesen Worten eigentlich viel zu wenig gesagt ist und jener sprachlich ausgeprägte Kraft-Denkpfennig erst erfunden werden muß, den man diesen Herren als Marken — in die Nackenregion hineinbrennen sollte.

Wir fahren weiter fort im Bericht über die feierliche Gelegenheit, bei welcher Claudius im Staatsfrack erschien:

„Er vertrat auf dieser Taufe den abwesenden Pathen des Kindes, Friedrich Leopold Stolberg, und berichtet über den jungen Dichtersohn (Vossens Sohn) an Katharina Stolberg: „Der Kleine

grunzt immer so im Schlaf, und das halte ich für poetische Gabe, die noch unentwickelt und ihm vom Vater und Gevatter angethan ist.“ — So schmückten sie ihre Armuth durch Genügsamkeit und kleine Festlichkeiten aus; man sieht daran die wiederkehrende Heiterkeit bei Claudius. Daß die Frauen der beiden Dichter so gut und schwesterlich harmonirten, trug viel zur fortdauernden Eintracht der Männer bei. Sagte doch Ernestine Voß am Abend ihres Lebens von der Rebekka: „Mir ist im langen Leben keine vorgekommen, bei der der erste Eindruck so ungetrübt geblieben; dabei die angenehmste äußere Gestalt, die man sich denken kann.““

13. Wie der edle christliche Sinn in den Schriften des Claudius den Afterheiden Voß ganz aus dem Häuschen brachte.

Ueber die Geistesfrüchte des Claudius in jener Zeit verweisen wir auf seine Schriften. Hören wir nun, was er über Menschenliebe und Kirchhöfe sagt:

„Menschenliebe, Wohlthätigkeit. Der Christ muß der beste Christ sein können, wenn es auch keinen Menschen neben ihm gäbe. Selbstbesserung, Ausleerung seiner selbst, Zurückführung von Allem auf Gott — das ist die Hauptsache, wenn er auch ganz allein wäre: Jenes. Menschenliebe, Wohlthun folgt dann von selbst, wie die Frucht dem Treiben des Baumes. Was man heut zu Tage so in Zeitungen lobt, und womit man sich eitel groß dünkt, sind meistens ausgehangene Früchte, nicht solche, die auf eigenem Grund und Boden gewachsen sind.“ „Kirchhöfe. Ein Freund von Claudius sagte, daß die Begräbnisse an abgesonderten Orten sein sollten. Claudius versetzte, daß ihm die Begräbnisse um Kirchen ausnehmend gefielen. Man wird so recht zum Gebet und Worte Gottes gestimmt, wenn man über die Gräber in die Kirche geht, und der Wunsch wird einem dann so natürlich, da in der Nähe zu ruhen, wo man im Leben so viel Trostreiches und Herzerhebendes gehört hat.“

Diese und ähnliche Stellen in den Claudius-Schriften machten in der Folge den alten Voß so rabiat, daß er dann den eben so gewaltigen und anmaßenden als lächerlich-ohnmächtigen Plan aussprach, er wolle die Schriften des Claudius — mit Hinweglassen und Purgirung aller dieser pfäffischen Einstreuungen herausgeben. Diese Aeußerung dem Schwiegersohn des Claudius und Eigenthümer der Schriften des Claudius gegenüber, von dem doch Voß wissen mußte, daß er ganz dieselben Ansichten habe wie sein verstorbener Schwiegervater — ist und bleibt die Krone im Leben dieses tyrannischen Antichristen, dessen Wuth gegen das Christenthum im höchsten Grade

gefährlich für die eigentlichen Christen hätte werden können, wenn Voß ein Alleinherrscher, ein Machthaber gewesen wäre. Da er aber nur Hofrath in Heidelberg war, konnte er sich mit dieser besagten Wuth nur lächerlich machen, denn der Mensch erscheint nie kleiner, als wenn er schaden will und nicht kann. —

14. Das Gottvertrauen des armen Claudius in bedrängten Lagen.

Den armen Claudius konnte in seinen bedrängten Lagen nur das Gottvertrauen über dem Wasser erhalten. Ende der achtziger Jahre hatte er seine Frau und 8 Kinder zu ernähren. Er unterrichtete seine Kinder selbst, den Rest der Zeit brauchte er, um sich literarisch etwas zu verdienen. Er wendete sich in seiner Noth mit einer Bittschrift an den Mitregenten und Kronprinzen Friedrich von Dänemark. Im Frühjahr 1785 bekam Claudius ein Jahresgehalt von 200 Thalern mit dem Bemerken des Kronprinzen, es sei das eine Erkenntlichkeit für das Vergnügen, das auch ihm Asmus gewährt habe.

Am 19. October 1787 bittet er aufs neue in einem sehr originellen Schreiben um eine Anstellung: Claudius wird Revisor an der neuen Bank zu Altona mit 800 Reichsthalern (= 2880 Reichsmark). Diese Anstellung machte ihm wenig Sorgen. Er hatte nur alljährlich einige Wochen im nahen Altona der Bankrevision beizuwohnen.

In der Familie des armen Claudius hing nun der Himmel voller Geigen. — Je entschiedener Claudius mit seinem positiven Christenthum hervortrat, desto mehr fielen die Logenbrüder und Aufklärer über ihn her. Er ließ sich aber nicht irre machen.

15. Die Kabulisten der Loge in Wuth über den christlichen Sinn und das christliche Leben des armen Claudius.

In Nicolai's (des Erz-Aufklärers und immer vom Throne der Weisheit herab orakelnden Schwätzers) Allgemeiner deutscher Bibliothek wird mit großem Aergerniß das prononcirte Auftreten des Christen getadelt:

„Aber uns dünkt, daß der Verfasser sich den Aufwallungen seiner Empfindungen oft zu sehr überläßt, sie zu sehr auf Kosten des Verstandes, der kalten Ueberlegung und der deutlichen Begriffe erhebt. Das bewährt die Art, wie er sich über die christliche Religion, über die Vaterlandsliebe, über Mystik

u. s. w. ausdrückt. Es kann auf eine Zeit lang angenehm sein, in süßer Phantasie herum zu wallen, das Herzchen wie ein krankes Kindchen zu pflegen, und ihm all seinen Willen zu gestatten, über Dinge, die wir wissen und die wir nicht wissen können, schön zu träumen, aber am Ende erwacht man doch aus diesem elysischen Schlummer, oder man träumt sich zum Schwärmer, oder zu noch was Aergerem. Denn wo ist der Mann, der sich rühmen kann, seinen Empfindungen sicher trauen zu können?"

Wir sehen, wie dieses in echt unchristlicher Liebe — dieses mit ätzender Anthropinsäure angefüllte Gefäß — in Wallung geräth und die sehr menschenfreundliche Besorgniß ausspricht, dieser Claudius werde noch, wenn er in seinen christlichen Gedanken noch eine Weile fortmacht, ein completer Narr werden.

Wer redet nach 100 Jahren von dem hochnasigen Gesellen, der beim Meister Nicolai in der Allgemeinen deutschen Bibliothek Hausknechtsdienste mit der Feder versah? Und dieser arme Claudius, dem Verrücktheit in Aussicht gestellt wurde, ist zu einer Original-Größe in der deutschen Literatur geworden, dessen Werthschätzung seit seinem Tode nicht ab, sondern zugenommen hat.

15. Voß nennt die christliche Gesinnung und Gesittung des Claudius ein Versinken in einen tiefen Morast.

Daß Voß durch die mehr und mehr hervortretende positive Richtung des Claudius sehr ärgerlich wurde, das läßt sich denken. Er war damals Rector zu Otterndorf im Lande Hadeln, wo er Regenwasser trinken mußte. Hier trat nach Herbst (S. 237) bei Voß

„der Geist der Verbitterung und einer schroffen Selbstheit hervor, die bei nicht geringem Gefühle des eigenen, selbsterrungenen und selbstgemachten Werthes immer schwerer auf fremde Individualitäten einging. Um Ostern 1779 sah er Claudius auf einer Reise in Wandsbeck in Gesellschaft von F. L. Stolberg wieder und fand ihn nicht so munter, wie früher. „Es verändert sich Alles", setzt er in einem Briefe an Miller hinzu. Dagegen im Jahre 1785 heißt es von demselben Freunde, nachdem Voß von der Hoffnung gesprochen, seinen alten Jugendfreund F. L. Stolberg „von seiner früh eingeprägten Neigung zur Pietisterei und zum mystischen Unsinn" zurückkommen zu sehen, „nur Claudius versinkt immer tiefer in den grundlosen Morast, der ihm ein Paradies scheint. Indessen ward er neulich nach einem Gespräche, das er mit mir hatte, sehr nachdenkend."

Daß Claudius nachdenkend wurde, davon sind wir ganz überzeugt, es handelt sich aber nur darum, was er dachte und über was er nachdachte; daß ihn Voß vom Christenthum weg zu dem griechischen Götterhimmel oder zu seinem bodenlosen Rationalismus bekehrt hat, das können wir in den Claudius-Schriften nicht finden. Wahrscheinlich hat Claudius über das Thema gedacht: „Was doch dieser Voß für ein kurioser Kauz ist."

16. Die Wuthausbrüche des Voß von edlen Protestanten verurtheilt.

Ueber dieses Benehmen des Voß gegenüber Claudius urtheilt Herbst:

„Die Art des Seins aber beim Freunde so zu verurtheilen, ist wenigstens kein Zeichen hoher sittlicher Bildung. Claudius fühlte doch gewiß nicht minder als Voß ihren Zwiespalt; aber wie anders lauten seine Worte über ihn, die er auch an einen Freund, und an einen gegen Voß nicht günstig gesinnten Freund ungefähr 5 Jahre vorher vertraulich richtet!"

Voß wollte nämlich im Jahre 1780 gern Rector in Riga werden. Claudius wendet sich nun an Herder (der den Voß nicht recht leiden kann) und sucht ihn zu einer Fürbitte bei der Regierung für Voß zu stimmen. Der Brief ist in Herbst's „Claudius" S. 239 enthalten, eine kostbare Perle in der goldenen Krone des Claudius-Charakters.

Claudius kam 1784 auf einen Besuch nach Weimar. Herder's Frau schrieb an J. G. Müller, den Bruder des Geschichtsschreibers, 12. Dezember 1784:

„Er ist noch der alte Claudius, voll Einfalt und unbestochener Wahrheit und steht fest wie eine eingewurzelte Eiche."

Anders Goethe. — Wir haben uns vorgenommen, dem eben so unwahren als geistlosen und fanatischen Geschwätz des Literar-Geschichts-Fälschers Kurz gegenüber bezüglich Goethe's nur Protestanten anzuführen.

17. Goethe's Benehmen gegen Claudius von Dr. Herbst als rücksichtslose Unduldsamkeit bezeichnet. Goethe damals von Julianischem Haß gegen das Christenthum erfüllt.

Herbst berichtet über die Zusammenkunft des Claudius mit Goethe in Weimar (1784) wörtlich:

„Er (Goethe) hatte dem Sonderling nicht ohne Spannung entgegengesehen. Der Freundin Frau von Stein kündigt er ihn an: Claudius le fameux Wandsbecker Bote arrivera aujourd'hui, nous verrons donc aussi ce personnage singulier, ce qui vous interessera beaucoup."

„Nicht lange nach diesem Zusammentreffen macht sich Goethe's Abneigung gegen ihn in den italienischen Reisebriefen an Herder Luft. Alle diese Briefe athmen den Geist der neugewonnenen Freiheit und zum Theil den Uebermuth in dieser Freiheit. Der lebendige Zug, sich aus den geistigen und sittlichen Halbheiten seines Weimarer Lebens herauszuarbeiten, und von dort überkommene ihm lästig gewordene Verhältnisse abzuschütteln, durchdringt diese Briefe. Und dieser Durchbruch zur reinen und klassischen Kunstrichtung, der zugleich sein völliger Bruch mit dem Naturalismus seiner Jugendperiode war, gab dem Dichter mit neuen Lebensimpulsen, mit dem festen und klaren Bewußtsein seines Berufes auch eine Sicherheit, die, siegesgewiß und auf sich selbst ruhend, alles Fremdartige abstieß, und rücksichtslose Unduldsamkeit gegen andere Richtungen übte. Daher erklären sich seine schneidenden Urtheile über Lavater und Jacobi, die alten so geliebten Freunde, und über Claudius. Mit ihnen allen, sagt er, sei sein Verhältniß nur ein gutmüthiger Waffenstillstand von beiden Seiten gewesen. Den (Wandsbecker) Boten nennt er „einen Narren, der voller Einfaltsprätensionen stecke", und sagt in einem anderen Briefe neben ähnlichen Aeußerungen voll Bitterkeit: „Wenn auch Claudius aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so sei es offenbar, daß er Alles, was die Tiefe der Natur näher aufschließt, verabscheuen müsse." — Begreiflich ist Goethe's Protest gegen einen Standpunkt, der die Zulänglichkeit der Anschauung und gleichmäßig fortschreitender Thätigkeit, die, nachdem er seinem „Faust" gleich, die Jahre grübelnder Contemplation und rauschender Genüsse hinter sich hatte, sein Element geworden war, verneinte und noch neuerdings in dem Jacobi-Mendelssohn'schen Streite sich geltend gemacht hatte; die Art des Protestes zeugt aber gewiß nicht von Billigkeit und liebevollem Verständnisse. War Goethe nach seinem eigenen Ausspruche gerade damals von einem „julianischen" Hasse gegen das Christenthum erfüllt, so war er freilich mit diesem Hasse im Herzen, der auch das Urtheil trüben mußte, nicht im Stande, christlichem Leben gerecht zu werden. Später in den neunziger Jahren nähern sie sich wieder unter Jacobi's Vermittlung, ja Claudius ladet den Dichter 1794 nach Wandsbeck ein, bis die Kriegserklärung in den Xenien den Bruch herbeiführt."

18. Der stabile Charakter des Claudius gegenüber dem Chamäleon Herder.

Auch das frühere innige Verhältniß mit Herder lockerte

sich, je mehr Herder den positiven Boden des Christenthums verließ und, von der Negation erfaßt, immer tiefer in das bodenlose, nur noch mit christlichen Phrasen an der Oberfläche bedeckte Gewässer hinabgesunken war.

Herbst sagt über dies Verhältniß (S. 284):

„Er (Claudius) sah mit Besorgniß die Stellung des Freundes (Herder's) zur Offenbarung schwankend und unsicher werden und vermochte nicht, dem Versuch einer Ausgleichung des Christenglaubens mit den modernen Bildungselementen irgendwie zuzustimmen. Denn bei der Grundverschiedenheit beider Seiten war ihm eine innere Versöhnung undenkbar; ein künstliches Gleichgewicht aber erschien ihm unhaltbar, weil dem Zeitgeiste mit seiner Uebermacht der Sieg bleiben mußte. Er sah die religiöse Lebenssubstanz in Herder sich verflüchtigen, und meinte mit Schmerz auf die Hoffnung verzichten zu müssen, ihn als ein gerüstetes Werkzeug mit der glaubensfeindlichen Aufklärung den Kampf aufnehmen zu sehen, wie er ihn in seiner kühnen und feurigen Jugendzeit im Streite mit dem poetischen Philisterthume gesehen und liebgewonnen hatte.“

Claudius ließ sich aber weder durch Philosophen noch Professions-Theologen, die mit dem Aufklärungsschwarm dahin schwammen, irre machen. In der Ankündigung des 7. Theiles seiner Werke sagt er:

„Es steht nur Wenigen an, das große Thema des Christenthums zu dociren, aber auf seine Art und in allen Treuen aufmerksam darauf zu machen; durch Ernst und Scherz, durch Gut und Schlecht, Schwach und Stark und auf allerlei Weise an das Bessere und Unsichtbare zu erinnern, mit gutem Exempel vorzugehen, und taliter qualiter das Factum zu zeigen, daß man — nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand — und ein rechtgläubiger Christ sein könne. Das steht einem ehrlichen und bescheidenen Manne wohl an. Und das ist am Ende das Gewerbe, das ich als Bote den Menschen zu bestellen habe, und damit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Thür und Fenster anklopfe.“

19. Warum Claudius besondere Beachtung und Achtung verdient.

Das eigentliche Moment, dessentwegen Claudius besondere Achtung und Beachtung verdient, liegt in dem Umstande, daß er zu einer Zeit, in welcher bei protestantischen Theologieprofessoren an den Hochschulen eine völlige Auflösung der Offenbarung — unter dem glänzenden Titel von Aufklärung und Vernunft-Religion — in der Mode war, unerschüttert am positiven Christenthum im Glauben und im sittlichen Leben

festhielt und durch seine Schriften Unzähligen zur Erbauung und zum Troste in den Mühsalen des Lebens geworden ist. Er trat der Einseitigkeit und Hoffart des Jahrhunderts ernst und scharf oder witzig und lächelnd gegenüber, er sagt ihr die Wahrheit, denn

„der Schmeichler, sagt er, buhlt um Beifall, macht die Menschen groß in ihrem Sinn, und sie werden klein, der bessere Mann macht sie klein, auf daß sie groß werden."

Claudius erklärt, daß er für die gerühmte reine Moral der Aufgeklärten keinen Groschen hergibt:

„Wer mit dem Medusenkopf der Aufklärung die Neigungen und Leidenschaften zu versteinern denkt, der ist unrecht berichtet. Es ist zwischen den Begriffen und dem Wollen im Menschen eine große Kluft befestigt. Das Rad des Wissens und das Rad des Willens, ob sie wohl nicht ohne Verbindung sind, fassen nicht ineinander. Sie werden von verschiedenen Elementen herumgetrieben und sind etwa wie eine Wind- und Wassermühle."

„Moral führt freilich zur Religion, oder kurz und gut, wie Armuth und Bedürfniß vor die Thüre des reichen Mannes führt." „Die Religion aus der Vernunft verbessern kommt mir ebenso vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr stellen wollte." „Wir sind nicht groß, und unser Glück ist, daß wir an etwas Größeres und Besseres glauben können."

Nach einer in der That erbaulichen Betrachtung von Christi Leben, „des allgegenwärtigen, souveränen Trösters, des Stillers alles Haders, des Erlösers vom Bösen, der umherging und wohlthat, und selbst nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege, um den die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Todten auferstehen, und den Armen das Evangelium gepredigt wird" u. s. w. sagt er zu seinem Andreas:

„Andreas, hast Du je etwas Aehnliches gehört und fallen Dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es ist freilich ein Geheimniß und wir begreifen es nicht, aber die Sache kommt von Gott und aus dem Himmel, denn sie trägt das Siegel des Himmels und trieft von Barmherzigkeit Gottes. Man könnte sich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann, zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an."

20. Die zum Aberwitz gesteigerte Wuth des Polterers Voß gegen Claudius.

Aehnliche Stellen finden sich nun in den Schriften des Wandsbecker Boten in Menge. Wer nun den Wuthverneiner und mit Bitterkeit gegen die positive Religion übervollen und tollen

Voß aus seinen Schriften, Briefen und aufgeschriebenen Aeußerungen kennt, der wird es begreiflich finden, daß er (wie wir bei „Voß“ angeführt haben) eine neue Ausgabe des Wandsbecker Boten veranstalten wollte, in welcher er alle Pfaffenmärchen tilgen wolle, „die der finstere Geist des Aberglaubens dem Wandsbecker eingeraunt habe“. —

Und wenn man Goethe's Leben, Dichten und Trachten vom Standpunkt christlichen Glaubens und christlicher Sittenlehre betrachtet, so findet man es begreiflich, daß er den Claudius einen Narren nannte, der voller Einfaltprätensionen stecke.

Wir wollen als Beispiel nur eine Stelle aus Claudius anführen, gegen welche sich Goethe von seinem eingenommenen und innegehaltenen Lebensstandpunkt mit Händen und Füßen wehren mußte.

„Wohl sind unser Sinn und Leidenschaften die Hörner, Cymbalen und Zinken, die den Laut und die Stimme der Wahrheit in uns zerrütten, verdunkeln und überschreien. Sie sind die hundert schweren Ketten, die uns arme Menschen fesseln und halten und uns mit Schmach bedecken. Wer sich nur von einer losgemacht hat, ist schon ehrlicher, und so immer weiter den langen, sauern Weg hinan. Und wer ihn ganz erstiegen hat, wer durch sein Wollen und Laufen oder durch Gottes Erbarmen so weit gekommen ist, daß alle Ketten abgefallen sind und keine mehr an ihm klirrt, der ist wahrhaftiglich ein freier Mann.“

In der That, dieser Mann verdient auch von Katholiken eine hohe Verehrung, der, obwohl ihm das Wesen und die Lehre der Kirche nicht bekannt gewesen, in seiner Zeit, in seiner Umgebung, wo alles positiv-religiöse Leben in einem Auflösungsprozesse begriffen war, mit einer solchen Treue und einem solchen Muth an jenen positiven Lehren, die er aus dem Mutterhause der Kirche mitbekommen, festzuhalten und sie als einen kostbaren Schatz sein ganzes Leben hindurch zu bewahren gewußt hat.

21. Claudius und die französische Revolution.

Wir kommen zur Stellung des Claudius gegenüber der französischen Revolution. Herbst bringt hierüber ein Kapitel unter der Ueberschrift „Zeitstürme und Kämpfe“. Dasselbe ist schon deshalb von hohem Interesse, weil es uns das hochgradig bornirte Bürgerthum damaliger Zeit schildert, das dem in gleicher Weise geistig beschränkten „Bürgerthum“ unserer

Zeit als ein Spiegelbild dienen könnte. Alles, was in Bildung und Aufklärung machte, war vom Schwindel des Rationalismus und der Aufklärung ins Schlepptau genommen.

„Die Schriftsteller der Nation als deren geistige Führer, die Freimaurerei und das Illuminatenthum schritten vorbereitend oder spornend an der Spitze der Bewegung. Erst die blutigen Ausschreitungen der Revolution brachten Ernüchterung und Entfremdung."

In Hamburg gab es eine Menge Theoriekrakehler. Reimares, Busch, Sieveking, auch sogar der Messiassänger Klopstock, der mit diesen Herren viel verkehrte, stand anfangs mit aller Leidenschaft auf Seite der Revolutionsfreunde; letzterer wurde sogar zum Dank, weil er die Revolution anodete und anjubelte, französischer Ehrenbürger. Freilich als darnach die Köpfe hundertweise über das Schaffot in die mit Sägespänen gefüllte Kiste hinunterkollerten, verzichtete er, im höchsten Grade über seine begeisterten Revolutionsoden erschrocken, auf die bedenkliche Ehre, ein Ehrenbürger dieser kopfabschneiderischen Clique zu sein.

Claudius mit seinem freien Gefühle sah schon Anfangs, daß diese Bewegung keinen guten Ausgang nehmen konnte. Er blieb immer conservativ, ohne aber den Schäden und den Ausschreitungen absoluter Regenten das Wort zu reden. 1793 dichtete er die Klage über die Greuel der französischen Umwälzung:

Sie dünkten sich die Herren aller Herr'n,
Zertraten alle Ordnung, Sitt' und Weise
Und gingen übermüthig neue Gleise
Von aller wahren Weisheit fern.
Und trieben ohne Glück und Stern
Im Dunkeln hin, nach ihres Herzens Gelüste
Und machten elend nah und fern.
Sie mordeten den König, ihren Herrn,
Sie morden sich einander, morden gern
Und tanzen um das Blutgerüste.

Sie wollten ohne Gott sein, ohn' ihn leben
In ihrem tollen Sinn,
Und sind nun auch dahin gegeben
Zu leben ohne ihn.
Der Keim des Lichtes und der Liebe,
Den Gott in unsre Brust gelegt,
Der seines Wesens Stempel trägt
Und sich in allen Menschen regt,

Und der, wenn man ihn hegt und pflegt,
Zu unserm Glücke freier schlägt,
Als ob er aus dem Grabe sich erhübe, —
Der Keim des Lichtes und der Liebe
Der ist in ihnen stumm und todt.
Sie haben alles Großen, alles Guten Spott,
Sie beten Unsinn an und thun dem Teufel Ehre
Und stellen Greuel auf Altäre.

22. Wie Goethe den armen Wandsbecker Boten mit zwei Zeilen vernichten wollte, Claudius ihm die Antwort nicht schuldig blieb und so den Goethe sich zum ewigen Feinde machte.

Daß Goethe das Festhalten der positiven Religion und Sittenlehre an Claudius höchlich verdroß, haben wir schon bemerkt. Goethe widmete in den Xenien dem Wandsbecker Boten folgendes Xenion:

Erreurs et Vérité.

Irrthum wolltest du bringen, und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck,
Wahrheit, sie war dir zu schwer, Irrthum, den brachtest du fort.

Die Anhänger Goethe's bewunderten in diesen 2 Zeilen, die eigentlich gar nichts besagen, den Inbegriff aller Weisheit und hielten den Boten damit vernichtet. Die wichtigsten Lebensfragen, die an den Menschen herankommen, werden eben nicht mit ein paar Goethe'schen Versen abgethan.

Claudius ließ gegen Goethe verschiedene derlei Gedichte los. Das beste darunter, in welchem er Goethe sein Talent, aber auch den Mißbrauch desselben vorhält, lautet:

Klage, oder die Götter und der Mensch.

Sie liebten ihn, vertrauten ihre Gaben
Ihm an, und hatten ihm ihr Kleinod zugedacht.
Doch er verschmähet sie, will nichts von ihnen haben
Und glaubt nicht an ihr Glück, an ihre Lieb' und Macht.
Will lieber darben Tag und Nacht
Und lieber irre gehn und wie die Henne kratzen
In Sand und Spreu, und treibt sich ewig nun
In Kunstgespinnst und genialen Fratzen
Und schwatzt und hört nicht auf zu schwatzen. —

Wenn dem Goethe einmal Einer in dieser Weise kam, da war's aus mit der Freundschaft für immer. Herbst bemerkt über diesen Streit (S. 339):

„Es war für Claudius aber die letzte Einmischung in die schöne Literatur und ein völliger Bruch mit ihrer glänzendsten

Entwicklung. Ungleich schöner freilich und wohlthuender würde dieser Abschiedsruf geklungen haben, wenn er ohne persönlichen Anlaß und eigene Gereiztheit unter freudiger Anerkennung der hohen Kunstschöpfungen des letzten Jahrhunderts sich frei und kühn als ein Mahn- und Weckruf erhoben hätte für die Rettung der Güter des Volkes, die keine Poesie, und wenn sie mit Engelzungen redete, und keine Philosophie wieder erwecken kann, sobald sie einmal von ihnen hinweg geschwindelt und hinweg spekulirt sind."

23. **Das gemüthliche Familienleben des Claudius.**

Das Familienleben des Claudius schildert Herbst als besonders gemüthlich und man kann sagen erbaulich. Nur ein Beispiel, wie er auch die Verluste seiner Geliebten in der Familie mit Ergebung zu ertragen wußte (S. 347):

„Am 2. Juli 1796 starb seine zweite Tochter Christiane, die zarteste und lieblichste von allen, 20 Jahre alt, am Nervenfieber. Ihre Schwester Karoline schrieb an die Gräfin Julie Reventlow: Sanft ist sie eingeschlafen, aber sie hat sehr schwere Stunden gehabt, ehe sie so weit war, und da sie jetzt die Arbeit des Sterbens überstanden hat, möchte ich sie nicht zurückwünschen, auch wenn ich weiter keinen Schaden dabei hätte. Wie lieb ist mir das Sterbebett geworden; dem, der zusieht, wird hier besonders lebendig ausgedrückt und unvergeßlich gemacht, wie nöthig wir es haben, uns nach etwas umzusehen, was uns im Tode halten und beglücken kann."

Herbst, der mit anerkennenswerther historischer Wahrheitsliebe Berichte über das Verhältniß Claudius' zu seinen katholischen Freunden gebracht hat, sucht am Ende darzuthun, daß Claudius doch eigentlich Protestant gewesen sei. Das muß man dem protestantischen Prediger, wenn man sich denkt, daß er für Protestanten schreibt, von denen manche nicht so tolerant und unbefangen sind, wie er sich gezeigt hat, zu Gute halten. Er will am Ende von seiner eigenen Partei nicht geradewegs verfolgt werden.

Jedenfalls meinen wir, wird sein Buch über Claudius in protestantischen Kreisen viel Gutes stiften; — es sind darin so viele Beispiele wahrer und edler Toleranz, die am Ende nicht alle spurlos vorübergehen werden, es dient auch den Protestanten zur Erweckung und Belebung positiv-christlicher Grundlehren. Wir haben hier so viel aus dem Leben des M. Claudius gebracht, als wir benöthigt, um seine Stellung in der deutschen Literatur und unter seinen Zeitgenossen klar zu machen.

24. Der Tod des Claudius.

Claudius starb am 21. Jan. 1815, gottergeben, wie er gelebt hatte, mit dem Gebetwort: Führe mich nicht in Versuchung, und erlöse mich von dem Uebel.

Wir können die Lebensskizze dieses edlen Menschen nicht besser schließen, als mit dem Schlußbrief an Anders über das Gewissen:

„Nun, lieber Anders, Du kennst das Glück eines guten Gewissens, und, will's Gott, sind außer Dir noch viele, die dieses Glück kennen und heimlich genießen, ohne daß andere Leute davon wissen. Denn ein gutes Gewissen im Menschen ist wie ein Edelstein im Kiesel. Er ist wirklich darin, aber Du siehst nur den Kiesel, und der Edelstein bekümmert sich um Dich nicht."

„Mir wird allemal wohl, wenn ich einen Menschen finde, der dem Lärm und Geräusch immer so aus dem Wege geht und gern allein ist. Der, denke ich dann, hat wohl ein gutes Gewissen, er läßt die schnöden Linsengerichte stehen und geht vorüber, um bei sich einzukehren, wo er bessere Kost hat und seinen Tisch immer gedeckt findet."

„Wehe den Menschen, die nach Zerstreuung haschen müssen, um sich einiger Maßen aufrecht zu erhalten."

„Doch wehe siebenmal den Unglücklichen, die Zerstreuung und Geschäftigkeit suchen müssen, um sich selbst aus dem Wege zu gehen! Sie fürchten allein zu sein, denn in der Einsamkeit und Stille rührt sich der Wurm, der nicht stirbt, wie sich die Thiere des Waldes in der Nacht rühren und auf Raub ausgehen."

„Aber selig ist der Mensch, der mit sich selbst in Frieden ist, und unter allen Umständen frei und unerschrocken auf und um sich sehen kann! Es gibt auf Erden kein größer Glück. Anders, wer doch sich und andere darnach recht lüstern machen könnte!"

25. Einfluß der Lectüre von Claudius' Schriften auch auf Katholiken.

Ein sehr merkwürdiges Beispiel, welches uns den Einfluß der Schriften des Matthias Claudius auch auf katholische Leser bezeugt, wollen wir hier noch anführen. Leopold Max. Horny (geb. 1792, gest. in Wien 1857) wurde 1820 in Wien zum Priester geweiht, trat in Polen in den Orden der Gesellschaft Jesu mit dem Philosophen Anton Günther, aber beide traten, weil sie das Klima in Galizien nicht vertragen konnten, wieder aus. Horny wurde wieder Weltpriester, als solcher Katechet bei St. Anna in Wien, von 1833—1847 Spiritual im Wiener Seminar, dann Stifts-Dechant bei St. Peter in Wien, wo er 1857 starb.

Horny war ein sehr würdiger Priester und begabter, kenntnißreicher Mann, der in seiner Stellung als Spiritual täglich Morgens den Seminaristen einen halbstündigen Vortrag zu halten hatte, und der in dieser seiner Stellung die segensreichste Wirksamkeit ausübte.

Dieser Mann erzählte mir wiederholt, daß ihn in seiner Studienzeit die belletristische Literatur sehr angezogen — ihn in seinem Vorhaben, Priester zu werden, erschüttert habe — und gerade die Lectüre des Wandsbecker Boten habe in ihm wieder den Glauben an Christus den Herrn befestigt. Er urtheilte damals so: Wenn ein Mann, der außer der katholischen Kirche steht — der hochbegabt und eine reine sittliche Persönlichkeit ist — der mitten im Strome der alles überfluthenden Verneinung des positiven Christenthums drinnen steht, dennoch so fest und unerschüttert seinen Glauben auf Christus den Herrn und Weltheiland bewahrt und hochhält, sich nicht von dem Hohn der modernen Aufklärung ringsum irre machen läßt, so liegt hierin ein großer Vorwurf für jeden Katholiken, dem es, wenn er von den ihm in der Kirche gebotenen Gnadenmitteln den rechten Gebrauch macht, um so leichter sein muß, fest in seinem Glauben zu beharren. — Als Claudius starb, schrieb Horny dessen Schwiegersohne Perthes einen Brief, voll des Lobes und der Anerkennung über die segensreiche Wirksamkeit der Schriften des hingegangenen Mannes.

Als Perthes im Jahre 1816 nach Wien kam, war Horny eben als Hörer des ersten theologischen Cursus in das Wiener Seminar eingetreten. Horny besuchte ihn, um die Freude zu haben, mit ihm über seinen seligen Schwiegervater sprechen und manches aus dem Munde desselben über Leben und Tod des Claudius hören zu können.

Nun hat Perthes selber in einem Briefe an seine Frau über diesen Besuch Horny's einen kleinen Bericht erstattet.

26. Was Perthes, der Schwiegersohn des Claudius, von dem Wiener Priester L. M. Horny erzählt.

In „Friedrich Perthes' Leben", 5. Aufl. 2. Bd. S. 125, heißt es, daß der Besuch Horny's auf ihn einen zwar verschiedenartigen, aber nicht minder starken Eindruck gemacht habe als der Hofbauer's (des Redemtoristen, den Claudius in Wien besuchte,

um ihn kennen zu lernen). Perthes nennt Horny in seinen Briefen einen jungen katholischen Priester; Horny war aber damals Seminarist, und weil diese die Priesterkleidung tragen, hielt ihn Perthes für schon ordinirt. Perthes erwähnt des Briefes an ihn, der „voll warmer Verehrung und herzlicher Theilnahme" gewesen.

„Heute (schreibt Perthes an Caroline) trat ein junger Mann in geistlicher Kleidung in meine Stube und nahte sich mir mit großem Anstande. Es war Horny, dessen Briefes nach Deines Vaters Tode Du Dich erinnern wirst. Mit liebenswürdiger, geistvoller Offenheit erzählte er mir von seinen Familienverhältnissen, von seiner persönlichen Lage und seinem Bildungsgange. Auch ich bin, sagte er, wie fast alle meine Standesgenossen von den seit Joseph II. verheerenden religiösen Aufklärern ergriffen gewesen; aber mein irre gewordener Geist hat den Weg zur Wahrheit und Gnade durch Claudius' Schriften wieder gefunden. Wie steht dieser Mann so wunderbar groß da! Je heftiger in ganz Deutschland unter Katholiken wie unter Protestanten Sturm gelaufen ward gegen alle geoffenbarte Religion, um so inniger hat er sich an Jesum Christum angeschlossen, und als alle sogenannten Philosophen Deutschlands wahnsinnig, verrückt geworden, blieb er unerschüttert, und erkannte den blendenden Zauber seiner Zeit im Momente der höchsten Bildungskraft als das, was es war, d. h. als ein blendendes Nichts. Seine Weisheit freilich war zu wenig von dieser Welt, um den Kindern dieser Welt zugänglich zu sein. Die Zeitgenossen verstanden die hohe Einfalt nicht und schätzten sie gering; „sie spannen Luftgespinnste und suchten viele Künste, und kamen weiter von dem Ziele". Ich werde dankbar dafür bleiben, so lange ich lebe, daß mir die Weisheit des einfältigen Boten aus Wandsbeck in ihrer Höhe und Tiefe erkennbar wurde. Horny bat mich dann um nähere Nachricht von Deines Vaters letzten Stunden. Denn, obwohl es möglich wäre, sagte er, daß Claudius' Körper in der Entkräftung des Todeskampfes nicht mehr hätte versinnlichen können, was die nun bald mit ihrem Freunde und Erlöser vereinte Seele fühlte, so glaube ich doch, daß Claudius nach einem so selten vollendeten christlichen Leben auch eines schönen christlichen Todes gestorben sein wird, und daß der Trost, den der Erlöser in seiner letzten schweren Stunde ihm in's Herz geflößt, den glücklichen Zeugen des Ueberganges in das Land des Wesens und der Wahrheit bemerklich geworden ist. Beim Abschiede bat Horny mich um ein Bild von Claudius. Es thut, sagte er, einem ringenden Menschen wohl, sich von bewährten Kämpfern beständig umgeben zu sehen; böse Gedanken fliehen, wenn der Blick plötzlich auf ein Bildniß fällt, vor dessen Original man in diesem Augenblicke erröthen müßte! Alles, was Horny sagte, trug das Gepräge innerer Wahrheit und frommer Ueberzeugung; die Einsicht, mit welcher er sprach, ruht gewiß auf einem bedeutenden

Wissen; seine Aussprache ist geläufig und rein, was sich hier selbst bei Vornehmen und Gelehrten nur selten findet."

Wenn Perthes nun Horny auf diese Aeußerungen hin als den tiefsten und sichersten Katholiken neben den Drostes in Münster nennt, so setzte er doch bedingnißweise dazu: „welche ich sah".

Herbst hat dieses merkwürdige Intermezzo im Leben des Claudius nicht aufgenommen. Mag sein, daß er sich in seiner Stellung, da er ohnedies sehr oft in edler Weise anerkennend von Katholiken gesprochen, nicht dem Vorwurf des zu vielen Katholisirens — aussetzen wollte.

Horny hat diese Liebe und Verehrung für Claudius sein ganzes Leben hindurch bewahrt. Der Schreiber dieses hat als Seminarist (in den Jahren 1835 oder 1836) von Horny die Werke des Wandsbecker Boten mit einer warmen Empfehlung desselben zum Lesen bekommen. Daß Voß Männer wie diesen Claudius verschimpfte und verfolgte, das ist charakteristisch für Voß und für Claudius zugleich. Wenn man den Voß mit dem mildesten Urtheil loslassen will, müßte man sagen: Er habe sich im Wissen und im Leben in einem außerordentlich beschränkten Kreise herumgetummelt; bewegt kann man nicht sagen, denn Voß ist ja beständig in zorneswüthiger Aufregung gewesen.

27. Wie der alte Voß alle seine Bekannten christlicher Gesinnung für Einfaltspinsel und sich folgerichtig für den wahren Weisheitspinsel gehalten.

Es kann für Claudius nichts Ehrenvolleres geben, als die paar Zeilen, die Voß von seinem auf Knasterwolken errichteten Königsthron als von einer Licht- und Weisheitshöhe über Claudius herabor akelte: [1])

„Claudius hatte sich längst entfremdet, als ich sein grämliches Nachtgekrächz mit Tönen des erfreuenden Lichts beantwortete."

Voß stets in Licht und Weisheit, und alle andern immer in Nacht und Dummheit — das war die habituelle Marotte dieses Mannes, der alle für Einfaltspinsel hielt, denen er sich als Weisheitsorakel gegenüber stellte.

[1]) Bestätigung der Stolberg'schen Umtriebe. Von Voß. 1820. S. 205

Wir betonen, daß wir am liebsten und auch am häufigsten protestantische Stimmen anführen, um jenen blinden Nachbetern und unwissenden Schwätzern das Messer aus der Hand zu nehmen, die uns beschuldigt haben, wir seien gegen die Größen unserer Literatur deswegen aufgetreten, weil sie Protestanten sind. Der Literarhistoriker Kurz, auf den schon das Wort Katholik wie ein Tarantelstich wirkt, hat sich in ähnlichen Beschuldigungen selbst übertroffen.

28. Ein katholisches Urtheil über Claudius.

Erst am Schlusse wollen wir noch einige Worte aus einem katholischen Organ[1]) über Claudius anführen:

„Unter den protestantischen Zeugen der Wahrheit steht oben an M. Claudius. Wer den ehrlichen Wandsbecker Boten unbefangen würdigt, wird zugeben, daß diese Erscheinung auf dem Boden der protestantischen Literatur ihres Gleichen nicht habe, wiewohl solche, die lange im nördlichen Deutschland gelebt, versichern, daß im täglichen Leben und unter dem nicht schriftstellernden Theil des Volkes Erscheinungen, die sich diesem Typus annähern, nicht allzu selten seien. Ein echt dichterisches Gemüth und ein tiefer, reiner Humor stellen ihn in die Reihe der besten Schriftsteller aus der Klopstock-Lessing'schen Zeit."

„Er steht in Hinsicht seiner eigenthümlichen Art von christlicher Haltung nicht blos in jener, sondern überhaupt in der gesammten neuen Literatur der Deutschen einzig da. — Dieses christliche Element, welches sich durch allen Scherz und Ernst des alten, wackeren Claudius zieht, ist von vielen seiner recensirenden Zeit- und Glaubensgenossen bitter verhöhnt, von gar wenigen begriffen, von den Heutigen vergessen worden."

„Das, was im Protestantenthum seiner Zeit noch von der katholischen Lehre fortlebte, war bei Claudius eine Saat, die in diesem reinen Gemüthe aufging und Früchte trug, die vielen Katholiken, denen die Fülle der Wahrheit und der Gnadenmittel durch ihre Kirche geboten wird, zur Beschämung gereichen könnte. Hat es je einen Protestanten gegeben, auf den der Name eines „unvollständig unterrichteten Katholiken" paßte, und hat je ein Protestant an Geist und Gemüth den vollständigsten Gegensatz gegen den Stifter seiner Kirche gebildet, so war es Claudius. Dieser Gegensatz liegt in seiner Liebe, die aus der innersten Fülle eines redlichen, demüthigen Herzens, ohne Falsch und Hinterhalt, wie ohne Prunk und Heuchelei, bei jeder Gelegenheit ungesucht und natürlich hervorquillt."

---

[1]) Histor.-pol. Blätter. Jahrg. 1839. S. 336.

„So trinkt ihn denn und laßt uns aller Wege
Uns freuen und fröhlich sein,
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein."

„Das ist ein besseres Wort, als der berühmte Spruch, den Luther seinem Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams gegenüberstellte:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Sang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang.

„Beide Verse, von denen jeder seinen Dichter porträtirt, stehen gegeneinander wie kindliche, Gott wohlgefällige Fröhlichkeit und rohe Lust, wie zarte Liebe des Bruders und roher Egoismus. Diese fromme Liebe ist der Grundton in allen Gedichten des redlichen Wandsbeckers."

S. 350:

„Ihm bleibt der unvergängliche Ruhm, daß er nie vor der protestantischen Aufklärung seines Zeitalters und seiner Umgebung, vor der Tyrannei der öffentlichen Meinung, des schreibenden wie des lesenden Pöbels gekrochen ist, und niemals in Bezug auf die Kirche in seinen Schriften aus Augendienerei sein besseres Selbst verläugnet hat, so daß er einer der ersten war, die es wagten, ein vernünftiges, menschliches und mildes Urtheil über die heilige Sache der katholischen Wahrheit an alle Welt auszusprechen. Dies Verdienst begreift sich erst dann in seinem ganzen Umfange, wenn man bedenkt, daß auch heutzutage manche Helden der Tagespresse keineswegs ganz so schlecht sind, als sie sich stellen, und ihren erkünstelten antikatholischen Fanatismus lediglich aus Feigheit zur Schau tragen, damit er ihnen ein Schild sei, die Pfeile des Vorwurfs kryptokatholischer Gesinnung aufzufangen." „Wo Claudius Luther citirt, geschieht es zumeist nur da, wo er die Reste der Position, die der Anstifter der Reformation unangetastet gelassen, dem vollendeten Unglauben der consequenten Schüler desselben gegenüberstellt."

„In seiner Lebensbeschreibung Fenelon's rühmt Claudius nach Verdienst die treue Unterwerfung des gottseligen Bischofs unter die dogmatische Entscheidung des Papstes, zugleich aber auch seinen Freimuth, die Wahrheit unter allen Umständen zu sagen, und seine Gabe, sie bescheiden und edel zu sagen."

„Er hat davon (sagt Claudius) unter anderm eine schöne Probe in einer Rede an den Churfürsten Joseph Clemens von Cöln, Bruder des Churfürsten von Baiern, der von ihm geweiht sein wollte, gegeben." Ich weiß, sagte er ihm, daß Sie die Wahrheit lieben, rein und unumwunden, und ich fürchte Ihr Mißfallen nicht, wenn ich sage, geruhen Sie denn zu hören, was ich mich nicht scheue zu sagen. Auf der einen Seite: Die Kirche bedarf des Beistandes der Fürsten dieser Erde nicht, weil ihr die Verheißungen ihres allmächtigen Bräutigams genug sind; auf der

andern Seite: Die Fürsten, die Hirten werden, können der Kirche sehr nützlich sein, wenn sie sich erniedrigen, wenn sie sich der Arbeit widmen und alle Hirtentugenden an sich haben. Das sind die zwei Punkte, wovon ich in dieser Rede handeln will. Die Kirche besitzt für sich, sagt der hl. Ambrosius, nichts, als den Glauben, und dieser Glaube war es, der die Welt überwunden hat. Gott würdigte endlich die Beherrscher der Kirche der Gnade, sie zu den Füßen seiner Braut zuzulassen — war dieses etwa ein Schutz, der zu gelegener Zeit kam, um die erschütterte Kirche zu erhalten? Nein, der sie während dreihundert Jahren wider den Willen der Menschen erhalten hatte, der hatte die Schwachheit der Menschen, die schon durch sie überwunden waren, nicht nöthig, um sie ferner zu erhalten, sondern es war ein Triumph, den der Bräutigam der Braut nach so vielen Siegen geben wollte; es war ein Hülfsmittel für die Kirche, aber eine Gnade und Barmherzigkeit für die Kaiser. — Die Fürsten können nicht allein nichts wider die Kirche, sondern sie können auch nichts für sie, als: indem sie ihr gehorchen. — Der Bischof, sagt der hl. Cyprian, der das Evangelienbuch in der Hand hält, kann getödtet, aber er kann nicht überwunden werden. — Kommen Sie denn, Clemens, nicht zu herrschen, sondern zu dienen. Glauben Sie, die Kirche bedarf Ihres Schutzes nicht, aber wenn Sie sich ihr ganz von Herzen ergeben, werden Sie ihre Zierde und ihr Trost sein."

Der milde treue Claudius ist von den Jüngern der Aufklärung für diese und ähnliche Reden, die er ohne Scheu vor dem Lichte des Jahrhunderts und ohne Scham vor den Leuten geführt, arg mitgenommen worden und er hatte ein Recht zu der doppelten Warnung im silbernen ABC:

V. Vor Kritikastern hüte dich,
Wer Pech angreift, besudelt sich.
W. Wer Pech angreift, besudelt sich,
Vor Kritikastern hüte dich."

29. Was Claudius über das Fasten gesagt hat.

Wir wollen noch ein Urtheil des Claudius über das Fasten anführen, um einen Beweis mehr zu haben, daß er mit seinem ehrlichen, geraden Wahrheitssinn die im tiefsten Herzen verletzten „Aufklärer" seiner Zeit geradewegs wüthend machen mußte, an welcher Wuth freilich dem edlen Mann nichts gelegen war. Er sagt über das Fasten:

„Viele Leute, Anders, verwerfen das Fasten; aber darum ist es noch nicht verworfen. Man verwirft gar leicht, was man nicht mag, und Mißbrauch hängt sich allenthalben an. Immer mäßig sein, sagen sie, ist besser als bisweilen Fasten. Das mag wohl wahr sein. Da aber die meisten Menschen immer nicht mäßig sind, so ist es doch nicht übel, bisweilen sehen zu lassen, wer Herr

im Hause ist, und bisweilen zu erfahren: was sich etwa während einer solchen Interimsregierung Neues darin ereignet. Auch ist der Mensch oft in Gefahr, übermüthig und muthwillig zu werden. Einem solchen nun ist es nöthig und nützlich, irgend einen Stein auf dem Herzen zu haben. Und wenn der liebe Gott das Schiff nicht befrachtet, so muß man Ballast einnehmen. Es segelt sich besser und sicherer. Wie oft enthält sich ein Grübler wie Newton, um seinen Betrachtungen besser nachhängen zu können und darin weniger gestört zu werden. Warum sollte denn ein Anderer sich nicht enthalten, um seiner Betrachtungen, die doch auch nicht zu verachten sind?"

„Im Essen oder Nichtessen kann freilich nichts liegen, das begreift sich ohne sonderlichen Aufwand von Tief- und Scharfsinn, und ein vorgeschriebener Fasttag, der halb und mit Unlust und Widerwillen gehalten wird, kann freilich keine Wunderdinge wirken. Aber die Priester und Regierungen aller Zeiten verordnen doch solche Fasttage. Und gewöhnlich, welches sonderbar genug ist, gehen strenge Fasten und Klagen vor einem fröhlichen Feste vorher, wie bei den Juden die lange Nacht vor der Laubrüst, bei den Türken der Ramadan vor dem Bairam, bei den alten Syrern die Planctus Ejulatus vor den Tripudiis am Adonisfest" u. s. w.

„Die Stifter müssen doch dazu ihre Ursachen gehabt haben, auch etwa dergleichen Tage, nach Vorschrift gehalten, nöthig und nützlich gefunden und gute Folgen davon erwartet haben. Die heilige Schrift führt auch mehrere Exempel an, wo gute Folgen damit verbunden werden. (Jonas III. Act. X 30.) Und Christus selbst schreibt die Art und Weise, wie gefastet werden soll, umständlicher vor (Matth. VI 16. XVII 18) und legt dem Fasten und Beten eine besondere Kraft bei." (Marc. IX 29.)

„Nun konnte, um wieder auf unsere Sonderlinge zu kommen, ein Mensch allerdings auch unter Menschen Strenge gegen sich versuchen und in seinem Hause und bei seinem Heerde fasten und beten. Wenn er aber glaubte und überzeugt war, daß die Herstellung in der Einsamkeit und Entfernung von der Welt leichter sei und weniger Schwierigkeiten habe, wenn er zuvor saß und die Kosten überschlug, ob er's habe hinauszuführen, und dann durch Verläugnung aller Art versuchte, die geringere Natur in sich zu unterdrücken und die bessere zu heben, so sollte man ihn doch nicht verachtet haben. Wenigstens hätte man solche Leute doch ehren sollen als die eigentlichen Pfleger und Förderer der praktischen Psychologie, deren ernste Versuche und Erfahrungen andere Resultate und anderen Bescheid versprechen und geben können, als die Tischreden der Philosophen."

„Mangel und Entbehrung stehen überhaupt den Menschen besser an, als Ueberfluß und Fülle. Je weniger der Mensch braucht, sagt Sokrates, desto näher ist er den Göttern. Und es gibt Gedanken und Empfindungen, die auf fettem Boden nicht wachsen. Auf der anderen Seite ist bei diesen Wegen, wenn sie

nicht zum Ziele führen, große Gefahr, daß sie verdienstsüchtig und eingebildet machen. Die Natur will nicht umsonst arbeiten und gearbeitet haben, und das nicht allein bei den Einfältigen und Unaufgeklärten, sondern auch und ebenso bei den Klugen und Aufgeklärten."

„Dies mag auch der Fall und Fehler bei den Stärkeren gewesen sein. Ihre Gesinnungen und Thaten waren kühn und trefflich, die Opfer groß, die sie auf ihrem philosophischen Altare brachten; aber sie wollten das Feuer dazu mit ihrem Stahl und Stein anschlagen, sie wollten sich selbst helfen und geholfen haben, und das kann nicht gelingen."

„Indeß, ob sie sich gleich hierin irrten, greifen sie doch die Sache beim rechten Ende an. Sie ließen sich's doch Ernst sein und kosten. Sie stiegen doch zu Pferd und Wagen, oder machten sich zu Fuß auf den Weg, um in's gelobte Land zu kommen, wenn andere es sich bequemer machen, und sich, ohne von ihrem Lehnstuhl aufzustehen, hineinspeculiren wollen."

Diese und ähnliche Stellen waren für die Heiden, unter denen Claudius lebte, und die sich als die echten Vertreter des Protestantismus ausgaben (vide Voß), so ärgerlich, daß sie auch den armen Claudius verfolgten und (wie Voß) derlei Stellen aus den Schriften des Claudius auszumerzen drohten!!

30. Claudius und Lessing.

Eine interessante Episode, das Verhältniß Lessing's zu Claudius betreffend, haben wir in einer Schrift neuerer Zeit gefunden.

Mönkeberg[1]) erzählt (S. 53):

„Zum Schlusse eine liebe Erinnerung aus meinem Leben. Der jüngste Sohn von Asmus Franz Claudius war mir, dem jüngeren, mit großer Liebe entgegengetreten. Als er nun das väterliche Haus verlassen mußte, weil die Wandsbecker ihm nicht das Pastorat, das er Jahrelang für seinen Schwager verwaltet hatte, übertrugen, und ich zum letzten Male hinaus ging, um von ihm Abschied zu nehmen, fand ich ihn in dem alten bekannten Hause in dem großen Zimmer, rechter Hand der Hausthüre, inmitten von Tausenden von Briefen, die auf den Tischen, Stühlen, an der Erde umherlagen. „Sie sehen mich bei einer schweren Arbeit," sagte er; „das ist die Correspondenz meines seligen Vaters, ich soll sie verbrennen! Meine Mutter hat mir auf dem Sterbebette das Versprechen abgenommen, das zu thun, was sie nicht vermocht hat, den Willen des seligen Papa zu erfüllen." Er war wie zerschlagen. „Ich

---

[1]) Lessing als Freimaurer. Von Mönkeberg, der hl. Schrift Doctor und Pastor zu St. Nicolai in Hamburg. Hamburg, Nolte 1880.

kann sie nicht alle so in's Feuer werfen," begann er wieder, „da auf dem Tische liegen die köstlichsten Briefe, die von Lessing! O, daß ich sie veröffentlichen dürfte, wie ganz anders würde man den Mann beurtheilen!" Er blickte auf, sah das bekannte Oelgemälde seines Vaters an, das noch über dem alten Schreibtische an der Wand hing. „Du verzeihest, daß ich die noch nach Segeberg mitnehme," sagte er, „die anderen mögen verbrennen." Er nahm wirklich ein größeres Pack Briefe mit nach Segeberg in seine arme Pfarre. Als ich ihn dort nach Jahren besuchte, klagte er über die viele Arbeit. „Sieh," sagte er, „da liegt noch das Paket mit den Briefen meines Vaters auf dem Bort, ich habe noch nicht die Zeit gefunden, es zu öffnen." — Als Franz Claudius gestorben war, erkundigte ich mich, ob das Paket nicht zu finden sei. Durch seine Nichte erfuhr ich, daß Franz Claudius auf seinem Sterbelager sich habe ein Paket mit Briefen vom Bücherport reichen lassen und befohlen habe, es vor seinen Augen in's Feuer zu werfen."

Somit schließen wir unsern Bericht über den edlen, liebenswürdigen Claudius, der sowohl in von Protestanten als auch in von Katholiken verfaßten Literaturgeschichten noch nicht jene Würdigung gefunden hat, die seine Schriften, sein Leben und sein edler Charakter verdienen.

Stolberg und die Toleranzigen.

Ein Kampf mit den Wegelagerern der Aufklärung.

Halte deinen Rücken her, — Ich zerklopfe ihn dir ganz.
Dann will ich dich loben sehr — Wegen deiner Toleranz.
Aber mucksen darfst du nicht, — Ruhig mußt du sein;
Sonst werf ich dir in's Gesicht — Den „Fanatiker" hinein.

1. Wie Voß auch seine Freunde beschimpft, wenn dieselben in sein von der damaligen badischen Regierung bezahltes Wüthen gegen die Katholiken nicht einstimmen.

Wir haben schon in früheren Schriften (in den Hau- und Bausteinen und in den: Vier Großmeistern der Aufklärung) verschiedene Scenen und Kämpfe aus dem von Voß gegen Stolberg mit aller Bitterkeit einer „aufgeklärten" Berserkerwuth geführten Kriege dem Leser vorgelegt — es ist aber über diese kampfreiche Angelegenheit noch so viel der historischen Wahrheit zuständiges Material vorhanden, welches jetzt, ungefähr ein Jahrhundert später, geradewegs von der drolligen Seite betrachtet werden kann, daß es der Mühe werth sein dürfte, dasselbe mit den dazu erforderlichen Betrachtungen und Glossen zur Würdigung jener Zeit gesammelt vorzulegen, und das um so mehr, weil es immer noch sogenannte Toleranzfanatiker gibt, welche sich der eben so großen als undankbaren Arbeit unterziehen: die gegen Stolberg seiner Zeit geführten unehrlichen, verlogenen, und dabei von einer wahren Gemüthsverrohung Zeugniß gebenden Kämpfe und Kämpfer in ein günstiges Licht zu stellen; so als ob diese nur in der besten und reinsten Absicht, das Protestantenthum zu vertheidigen, gegen den Stolberg in's Feld gerückt wären. Wir können nachweisen, daß gerade die edelsten

und gerechtesten Protestanten das Treiben von Voß und Compagnie nicht nur mißbilligten, sondern geradewegs es als eine Rohheit und Gemeinheit verurtheilt haben.

Voß kam selbst mit seinen Freunden in Hader, wenn sich diese nicht mit ihm auf die gleiche Schimpfhöhe gegenüber seinen Gegnern stellen wollten. Er suchte seine Antagonisten nach Möglichkeit in der öffentlichen Meinung zu vernichten, und wenn er das nicht konnte, dieselben wenigstens nach Kräften durch Denunziren und Verläumden zu schädigen, und auch andere gegen dieselben aufzuhetzen.

Mit dem Spätromantiker Baron Fouqué stand er eine Zeitlang sehr gut. Im Sommer 1814 schrieb er (Herbst III. 129) an einen fernen Freund:

„Ich weiß keinen neueren Dichter, der an großartiger Phantasie, die im Natürlichen das Wunderbare schaut, und an Kraft der Darstellung, die nur mitunter an's Manirirte streift, ihm zu vergleichen wäre. Und welche Bravheit der Gesinnung, welche himmlische Reinheit des Herzens blickt aus Allem, was er schreibt, daß man sich immer vom Werke zum Dichter hingezogen fühlt!"

Aber schon nach zwei Jahren war's mit der Freundschaft und dem Lobe aus. Fouqué hatte sich den Stolbergen genähert, ihnen sogar seinen Thiodulph zugeeignet. Dieses Verbrechen konnte ihm Voß nicht verzeihen.

Wir müssen es wiederholt betonen, daß Voß auch jene Protestanten haßte und verfolgte, welche sich über die Linie des hohlen Rationalismus hinauswagten. (Herbst III. 131):

„So wurde er feindselig gegen Jung-Stilling, mit dem er früher nicht ohne Neigung gesellig verkehrte, aber auch Daub, der tiefsinnige und gedankenreiche evangelische Theologe, wurde allmählich zu den von dem Gifte der Romantik Angesteckten gezählt, und Claus Harms vollends, der in Holstein mit dem Rationalismus brach, wurde, eben weil er „ein verfinsternder Holsteiner" war, nur um so heftiger verurtheilt. Als einen Mann von großen Talenten und großer Eitelkeit führt ihn Voß' Heinrich (Sohn), darin ganz in Einklang mit seines Vaters Urtheil, ein, „den die Adeligen und die Adelsschwänzler noch ganz zu Grunde richten werden". Und noch mit anderen Ehrennamen bedeckt er den „Pfaffen Harms"."

Es war eine eigenthümliche Finte des alten Voß, Protestanten, auch Freunde, die sich in öffentlichen Stellungen befanden, und denen es um ihrer Existenz willen unliebsam sein

mußte, des „Katholicismus" verdächtig zu werden, als Krypto-katholiken zu bezeichnen, um dieselben zu öffentlichen, antikatho-lischen Erklärungen zu zwingen. Weil er aktenmäßig erwiesen von der badischen Regierung für Katholikenherabschimpfen besoldet war, suchte er sich für sein Geschäft überzählige, unbesoldete Praktikanten zu gewinnen. Hier ein Beispiel zur Beleuchtung des Voßcharakters.

Der alte Freund Vossens, Niebuhr, war in Rom als preu-ßischer Geschäftsträger angestellt (Herbst) und Voß fürchtete, auch Niebuhr möchte in Rom von dem Genius des Orts und den papistischen Anwandlungen der Zeit irgendwie angesteckt sein.

(Herbst III. S. 196):

„Nicht, als ob Voß das Unglaubliche geglaubt hätte,[1]) aber der Gedanke, einmal an ihn herangetreten, quälte ihn, und ließ die Frage an Christiane Niebuhr (die Schwester Niebuhr's) in Meldorf richten: ob irgend etwas an dem Gerücht sei. Die Schwester fragt in Rom an und erhält folgende unzweideutige Antwort (den 26. Januar 1820): „Daß Vossens ein so dummes Gerücht, wie das, welches an sie gekommen ist, nicht für eine Lüge erkannt, sondern Dich darüber gefragt haben, ärgert mich. Doch Voß ist über diesen Punkt verrückt und sieht allenthalben Gespenster. Es kann doch in Deutschland un-möglich unbekannt geblieben sein, daß ich den Gesandtschaftsprediger gefordert habe, und die Reisenden konnten wohl wissen, daß ich ihn Ein Vierteljahr in meinem Hause gehabt, bis seine Frau an-kam; vielleicht ist es auch unter den Deutschen kein Geheimniß geblieben, wie viel ich mich seine Einrichtung habe kosten lassen, was ich wahrhaftig nicht vom Ueberfluß hergegeben, sondern mir selber abgeknappt, ja ich könnte sagen, abgedarbt habe. Aber je dummer ein Geschwätz, je willkommener ist es in Deutschland. Man wird wohl gar sagen, daß das eine Finte von mir sei, um die Sache zu verstecken. Was ich über das hiesige Wesen denke, sollten die, welche mich kennen, errathen können: wenn man verlangt, daß ein Gesandter, der das Interesse von vier Millionen Katholiken wahr zu nehmen hat, und mit dem hiesigen Hofe in einem guten Vernehmen stehen muß, frondiren und sich laut über Anstößigkeiten lustig machen soll, so kann dem Ansinnen nicht gedient werden."

---

[1]) Es war dem Voß eben nur darum zu thun, den Niebuhr zu einer antipapistischen Demonstration zu zwingen, denn eine solche Verdächtigung gegenüber seiner preußischen Regierung konnte er nicht gleichgültig hin-nehmen. Voß hatte sein Ziel erreicht. Je nach Umständen sind Rohheit und Perfidie bei ihm stets im schönsten Bunde gewesen.

Niebuhr entschuldigt sich weiter den Voß'schen Verdächtigungen und Aufhetzereien gegenüber. Uns ist hier nur um die wichtige Stelle zu thun, in welcher Niebuhr das komische Ansinnen des Voß abfertigt, indem er ihm zu Gemüthe führen läßt, daß er als Vertreter von vier Millionen in Preußen existirender Katholiken in Rom nicht als Papst- und Katholikenvertilger auftreten kann, wie es Voß gewünscht hätte; sondern daß er als Diplomat von Seiten seiner Regierung die Aufgabe erhalten habe, versöhnend und vermittelnd aufzutreten.

Dem Voß wurde aber von Niebuhr sein unsinniger, auch die Stellung seines Freundes nicht berücksichtigender Fanatismus vorgeworfen, der von Diplomatie und der von dieser geforderten Ruhe und Mäßigung keinen Dunst hat, sondern die halbe Welt in die ihm selber eigene Wuth versetzen möchte. Wir haben hier den Beweis, wie selbst die ältesten Freunde Vossens diesem schwarz auf weiß das Zeugniß seiner Verrücktheit und Gespensterseherei auszustellen sich gezwungen sahen, um der habituellen Denunziationswuth Vossens einen Damm entgegenzusetzen.

2. Voß als beständiger Papstvertilger — aber nach Bedürfniß und zur Abwechselung bald Preußenfeind und Franzosenfreund und bald Preußenfreund und Franzosenfeind.

Voß hatte sich eben die rein vergebliche Arbeit auszuführen in den Kopf gesetzt: er hielt sich für berufen und für stark genug, den Papst mit sammt der ganzen katholischen Kirche auszurotten.

Nicht nur die katholische Hierarchie allein, sondern auch alle noch positiv christlichen protestantischen Prediger sollten durch einige langweilige und höchst überflüssige Gesellen ersetzt werden, welche sich die äußerst bescheidene und höchst genügsame Aufgabe stellen, „der Natur und der Menschlichkeit weise Verkünder" zu sein. — Der redliche Pfarrer von Grünau in der Luise sollte dem neuen Apostolat als Muster dienen, statt der vier Evangelisten und der Apostelgeschichte und den Apostelbriefen sollte die Luise als heilige Schrift des Rationalismus gelten — in diesem langweiligen Idyll-Roman ist die Voß'sche Haustheologie enthalten — das ist vollkommen genug,

um die heilbedürftige Menschheit im Leben und Sterben zu trösten.

Von diesem großartigen Standpunkt aus mag die hinterbliebene Umgebung Vossens die Luise angeschaut haben, als sie ein Exemplar dieser Luise, als die größte Lebensthat Vossens, auf seinen Sarg gelegt, und aufgeschlagen auch noch dazu, als ob der arme Hingegangene mit diesem Phänomen der Literatur nicht nur das Jahrhundert in die Schranken fordere, sondern auch noch getrost vor den ewigen Richter, welchem Stolberg von der Voß'schen Familie zur Strafamtshandlung (zum Fegefeuer?) empfohlen war, hintreten und sagen könnte: „In diesem Buch bin ich der Natur und der Menschheit weiser Verkünder gewesen."

Auch in den politischen Anschauungen war Voß ein Phantast. (III. 132):

„Nach der Schlacht bei Jena war Voß' Standpunkt ohne Frage der nämliche, wie ihn die Briefworte seines Sohnes Heinrich, die fast überall Inspirationen des Vaters sind, aussprechen. „Da es einmal so steht," schreibt er im Dezember 1806 an Frau von Schiller, „so wünsche ich von ganzem Herzen den Franzosen ferneren Sieg und baldigen Frieden; ein preußischer Patriot bin ich nie gewesen, wer kann es in diesem Jahrhunderte sein?"

(III. 134):

„Im Jahre 1814 konnte derselbe Sohn Heinrich, der 1806 so preußenfeindlich geschrieben, ganz in des Vaters Geist schreiben: „Die ersten Preußen sind von uns mit wildem Jubel empfangen worden, und als Kaiser Franz im Sommer 1815 die Neckarstadt besuchte, schwang Vater Voß beim Singen des Landesvaters vor der Thür des hohen Gastes seinen Hut so gut wie ein Student."

3. Voß wird immer abgeschlossener. Goethe's Anwesenheit in Heidelberg versetzt ihn in eine unbehagliche Stimmung.

In seinem Umgang wurde Voß immer abgeschlossener. (III. 137):

„Die Gebrüder Boisserée, seit März 1810 mit ihrer berühmten Sammlung altdeutscher Bilder in Heidelberg, waren als Romantiker und Freunde des Symbolikers Creuzer für Voß ein unmöglicher Umgang."

„Fries, mit Voß schon von Jena her bekannt, siedelte 1805 nach Heidelberg über. In wissenschaftlichem und ästhetischem Urtheile standen die beiden zumeist zusammen. Dagegen bekannte

Fries gleichzeitig, er fühle sich im Voß'schen Hause wegen der despotischen Härte und Schonungslosigkeit gegen fremde Meinungen, die dort walte, höchst geniert. Und diese Ansicht theilte fast die ganze Professorenschaft, die außerdem meinte, er vertheidige zuweilen eine gute Sache mit schlechten Mitteln."

„Auch das anfangs freundliche Verhältniß des Theologen de Wette zum Voß'schen Hause blieb nicht ungetrübt, weil er, wie Thibaut sagt, ein paar Mal eigene Meinungen gehabt habe."

Thibaut (S. 141) klagte:

„Durch Plumpheit und Rechthaberei habe sich Voß bei allen bedeutenden Leuten verhaßt gemacht."

S. 142:

„Gegen Ende September 1814 kam Goethe in Gesellschaft von Sulpiz Boisserée und Christian Schlosser nach Heidelberg. Er wohnte bei Boisserée. Auch Voß wurde zweimal besucht, ja eine Einladung zu einem großen Schmaus angenommen. Aber die ganze Strömung, in der sich Goethe in Heidelberg behaglich bewegte, war eine Voß und seinem Hause conträre. Er theilte die romantischen Interessen der Gebrüder Boisserée, machte sich heimisch unter ihren Dürer's und Holbein's, Hümling's und van Eyks, und verkehrte gern mit Creuzer und Thibaut (Gegnern des Voß). Es war die Periode des Dichters, wo Nahestehende, freilich gründlich fehl greifend, sogar die Möglichkeit des Uebertritts zur römischen Kirche glaubten. Seine beiden Reisebegleiter nach Heidelberg waren Katholiken."

1815 kamen Goethe und der Herzog von Weimar nach Heidelberg. Voß wurde diesmal nicht besucht. Goethe wollte sich vom herrschsüchtigen Professor eben nicht hofmeistern lassen, und Voß konnte an dem kalten, diplomatischen Blick des Dichters, der in seiner äußern Erscheinung jeder Zoll ein Gentleman war, auch kein Behagen finden.

4. Wie Voß den Perthes bei einem Besuche insultirt. Creuzer über Voß.

1816 kam der edle Friedrich Perthes, von Wien zurückkommend, nach Heidelberg. Er war schon früher mit Voß bekannt, aber gleich seinem Schwiegervater Mathias Claudius durch Gesinnung und Lebensrichtung von ihm geschieden.

„Die Aufnahme war freundlich, Voß unter den Blumen des Gartens höchst liebenswürdig. Ich mußte zu Tische bleiben. Anfangs sprach er mit patriarchalischer Luisenhaftigkeit von Gottes

schöner Natur, von Blumen und Gewächsen, von alten Zeiten und einfachen Menschen. Plötzlich aber fuhr, als Fouqué's Name genannt worden, ein Geist des Hasses, der den Hörer erschreckte, in den alten Mann. „Auch diesen Fouqué," rief er aus, „hat die Bubenrotte von Pfaffen und Adelsknechten verführt und wird ihn katholisch machen, wie sie Stolberg katholisch gemacht hat." — Dann sprang er über auf Claudius, daß er vorhabe, von dem Wandsbecker Boten eine Ausgabe zu veranstalten, in welcher er alle Pfaffenmärchen tilgen wolle, die der finstere Geist des Aberglaubens dem Wandsbecker eingeraunt habe. Ich schwieg lange, auf die letzte Aeußerung aber entgegnete ich: ich dagegen sei im Begriff, eine neue Ausgabe von Stolberg's Religionsgeschichte in vielen tausend Exemplaren zu machen, und freute mich darüber nicht allein als Verleger, sondern auch, weil ich glaubte, daß Stolberg's Werk einen großen und guten Einfluß im ganzen katholischen Deutschland üben werde. Des Alten Antwort war, daß er von Stolberg seit dessen Abfall nichts gelesen habe. Ich suchte abzubrechen, denn über das Katholische und die katholische Kirche mag ich nur mit dem in ein Gespräch mich einlassen, der sich in Demuth dem Glauben an Christus zugewendet hat. Mit ihm kann man von festem Standpunkte aus die auf das Innere des Christenthums gebauten Formen desselben in ihrer Verschiedenheit betrachten, aber mit dem, der in einem selbstverfertigten Religionssystem sich herumdreht, gibt es nur ein müßiges, aber heftiges Hin- und Herreden. Nach Tische ging Voß mit mir allein in den Garten, schnell nacheinander besprach er eine Reihe von Männern und nannte sie einen nach dem anderen Schleicher, heimtückische Betrüger, Schurken. Ich stand auf und floh. Dem verdienten und dem alten Manne wollte ich nicht nach Gebühr antworten, und schweigen durfte ich nicht. Glaube mir (schreibt Perthes an seine Gemahlin), in diesem Hause herrscht trotz aller Familienhaftigkeit und Blumenfreude ein Haß, der mich tief ergriffen und erschüttert hat."[1])

Die Erbitterung der (protestantischen) Gegner Vossens war groß. (III. 179.) Creuzer schreibt 1817 an Böttiger in Dresden:

„Voß gehört jetzt zu der sauberen Compagnie, die sich Religion und Staat selber machen will." Ein Geist der Verneinung, in dem Berechtigtes und Unberechtigtes sich trübe mischten, beherrschten den kleinen Kreis, in dem Voß sich bewegte. Es fiel Jedem, und nicht angenehm, auf, wie schroff und schneidend

---

[1]) Wir haben den bei Herbst (aus Schonung Vossens) nur theilweise angeführten Bericht des Perthes hier ganz und wörtlich gebracht aus Friedrich Perthes' Leben. 5. Auflage. Gotha 1861. II. Bd. S. 105—106.

Voß in der Erregung jener Jahre über Personen anderer Farbe absprach, und Schimpfworte, wie falscher Hund, Racker und ähnliche waren wohlfeil. Und wenn Samstags Abends Paulus, der kleine Mann mit den schwarzen, klugen Augen, in des Dichters Studirstube vor dem geschliffenen Deckelglas mit Bierkaltschale in eifriger Zwiesprache saß, so wurde die kleine Heidelberger Welt so gut wie die weite Welt in Kirche und Staat und Literatur einer nicht gerade glimpflichen Kritik unterzogen."

5. Voß beginnt seinen Feldzug gegen Stolberg. Die Geistesverwirrung in Vossens Ansichten.

(III. 181):

„Voß gewann die Ueberzeugung, daß gerade der Abfall des alten Freundes das Signal und der Anfang der Reaktion war, gegen die er auftreten wollte. Auch hatte Stolberg nicht unterlassen, für seine Ueberzeugungen Propaganda zu machen. Und nicht ohne großen Erfolg. Seine Religionsgeschichte (nach Voß „dieses vornehm demüthige, papistischen Trug enthaltende Fabelbuch") übte in einem weiten Kreise, katholischem wie protestantischem, sichtbaren Einfluß; sein Aufsatz über den Zeitgeist in Adam Müller's Staatsanzeiger erinnerte Voß an die feudalen und hierarchischen Neigungen des alten Freundes, der von dem Befreiungskriege, dem er in edler Vaterlandsliebe einen der mitstreitenden Söhne zum Opfer gebracht hatte, ganz andere Früchte für Kirche und Staat erwartete, als der Durchschnitt des norddeutschen Protestantismus. Aber es war auch Voß nicht unbekannt, wie viele persönliche Fäden in der unscheinbaren Existenz des Grafen in Westphalen zusammenliefen. Die verhaßte Romantik: Fouqué, Adam Müller, Zacharias Werner, Fr. Schlegel, Brentano, Christian Schlosser, der jüngere Hardenberg, hatten Fühlung dorthin; Convertiten, oder die es werden wollten, fanden Rath und Ermuthigung bei dem Grafen."

(III. 182):

„In Voß bildete sich der Gedanke wie eine fixe Idee aus, er müsse in dem Hauptträger oder Veranlasser des Obscurantismus diesen selbst tödtlich treffen, den Gemeinschädlichen unschädlich machen. Ueber das ethische Bedenken, daß er damit den ehemaligen Freund vor aller Welt blosstellte, kam er hinweg. Er dünkte sich als Zeuge ewiger Wahrheiten über solche Rücksicht hinaus. „Zeugen muß ich — so leitet er seine Schrift ein — und will ich, ein Greis, gegen den Greis, eingedenk, daß wir bald jenseits, wo kein Ritter noch Pfaff schaltet, den Gebrauch der anvertrauten Talente verantworten müssen. Nicht frank und getrost für die Wahrheit gezeugt zu haben, wäre das erste, was ich nach dem Erwachen aus dem letzten Schlummer zu bereuen hätte."

Wenn Jemand den Voß gefragt hätte, für welche ewige

Wahrheiten er eigentlich Zeugniß ablegen wollte — Voß wäre gewiß nicht in Verlegenheit gekommen, freilich von ewigen Wahrheiten hätte der Frager blutwenig zu hören gekriegt, sondern einige „Pfaffenknechte, Schleicher, Betrüger, Schurken, Hunde“ u. s. w. wären ihm aus dem Voß'schen Arsenale an den Hals geflogen.

Auch über seine Gesellschaft im Jenseits befragt, wäre Voß -- wüthend geworden. Nicht nur kein Pfaff und Junker, sondern auch das Gros der Heidelberger Professoren hätte ihm, dem intoleranten Zänker, seinen Himmel verleidet. Der Himmel Vossens auf Erden war die Samstags-gesellschaft des rationalistischen Paulus, wo bei kalter Schale sehr hitzig über die Heidelberger, die ganze Welt und noch eine halbe Stunde weit hinter dem Mondschein — alles verlästert und verschimpft wurde, was nicht nach dem Takte dieser beiden Großmusiker und Kapellmeister der ganzen menschlichen Gedankenwelt gepfiffen, gegeigt und getanzt hat. In der That, diese beiden Lieblinge Gottes, Voß und Paulus, würden gar Niemand in den Himmel hineinlassen außer jenem, der vor ihnen sein Leben lang schweigend und bewundernd auf dem Bauche gelegen.

In Beziehung auf seine ihm anvertrauten Talente war Voß offenbar auch noch im Hinblick auf den ewigen Richter in den bei ihm gewöhnlichen Größenwahn verfallen. Er fürchtete sich, im Jenseits gestraft zu werden, wenn er seine Talente nicht für das Zeugniß der ewigen Wahrheit verwendet hätte.

Schade, daß er nicht einen kleinen Voß'schen Katechismus herausgegeben hat!! Nachdem er ohne Unterlaß mit allen positiven Lehren des Christenthums bei der kalten Schale mit dem gleichgesinnten Paulus aufgeräumt und alle jene, die noch an Grundlehren festgehalten, verlästert und verschimpft hatte, so wäre der kleine Voß-Katechismus zu einem Taschen-Schimpflexikon zusammengeschrumpft; allenfalls mit dem Titel: „Der theologische Krakehler in der Westentasche“. Der Repräsentant der Voß'schen Idyllen-Theologie sind der ehrwürdige Pfarrer von Grünau und der edle bescheidene Walter, der Herr Schwieger-sohn des Alten, den Voß ohne Unterlaß den bescheidenen

Walter zu nennen brauchte, denn dieser Walter hatte auch nicht die mindeste Ursache, unbescheiden zu werden. Die alte verständige Hausfrau besaß wenigstens noch den Vortheil, gut und schmackhaft kochen und Kaffee sieden zu können, was aber Vater und Sohn in der Luise als Theologie oder als Christenthum auf den Tisch bringen, das ist gleich abgeschmackt und ungenießbar für einen, der Religion hat, wie für einen, der keine Religion hat; das sind dürre Sägespäne mit in Regenwasser aufgelöstem Syrup eingeweicht; damit kann man Fliegen anlocken, Menschen verabscheuen diese Speise!

Von eigentlicher Gedankenarbeit im Gebiete der Metaphysik ist bei Voß auch keine Spur; was über die alten Dichter und die philologischen Kenntnisse wie über den sentimentalen Kramladen seiner Zeit hinausgeht, dazu hat ihm, trotz seiner großen Vorstellung von den ihm anvertrauten Talenten, auch Fähigkeit und Verständniß gemangelt.

6. Voß wird in die Wuth gegen Stolberg noch mehr hineingehetzt. Protestantische Urtheile über den Streit.

(III. 183.) Voß, der ohnedies schon gegen Stolberg geladen war, wurde auch noch durch Andere in seine Stolbergwuth hineingehetzt.

„Freund Paulus, dem es hochwillkommen sein mußte, seinen jüngst gegründeten „Sophronizon" mit solchen (Voß') Federn zu schmücken, der selbst in das nämliche Heft seiner Zeitschrift eine geharnischte Kritik der Stolberg'schen Religionsgeschichte einrückte, unterließ es nicht, den Leuen (Voß) anzureizen. Endlich stachelte den ohnehin Wollenden der Wunsch der Fürstin Caroline zu Lippe, die inneren Gründe des Stolberg'schen Uebertritts zu erfahren. Dazu kam, daß Voß sich von Stolberg in der Vorrede zu seiner Religionsgeschichte persönlich angegriffen glaubte. So wurde nicht der Freund — denn das war er längst nicht mehr — aber ein Schatz alter Freundschaftserinnerungen schonungslos auf die Gasse gezerrt, die Person der Sache geopfert. Es ist eine durch und durch persönliche Schrift, in der die Sachen eben darum zu kurz kommen, und man hat nicht ohne Grund bemerkt, sie beantworte weniger die Frage, wie Fritz Stolberg ein Unfreier, d. h. katholisch geworden, als sie die Geschichte des allmählichen Bruches zwischen den beiden Freunden darstelle. Voß schildert die innere und äußere Entwicklung Stolberg's, sucht zu zeigen, wie aus der unklaren Freiheitsschwärmerei seiner jungen Jahre allmählich als seine wahre Geistesphysiognomie

und zugleich als der angeerbte Geist seines Hauses Mystik und Aristokratismus sich herausgebildet. Die zunehmenden Zerwürfnisse zwischen beiden werden geschildert, vertraute Aeußerungen und Briefstellen rücksichtslos als Zeugnisse verwendet, schließlich die Vorgänge vor und bei dem Uebertritt zusammengestellt. Hier gerade laufen mehrfache Irrthümer über Ort, Zeit und Art des Vorgangs unter, weil Voß da unhaltbare Conjecturen versucht, wo ihm die Thatsachen nicht zur Hand waren. Eine eingehende Kritik dieser denkwürdigen Schrift, die kaum ihres Gleichen in unserer Literatur haben dürfte, ist hier um so weniger an der Stelle, weil das wirklich Thatsächliche darin bereits für die Geschichte des Abfalls selbst ausgenutzt wurde. Wir betonen nur, daß neben dem Mangel wahrhaft allgemeiner und principieller Gesichtspunkte auch das psychologische Bild keineswegs ganz getroffen ist. Wie konnte auch — selbst den guten Willen vorausgesetzt — ein Mann, dem es überhaupt so wenig gegeben war, selbstlos sich in die Eigenthümlichkeiten eines anderen zu versetzen, hier das rechte Verständniß haben und völlige Gerechtigkeit üben, wo er es mit einem so andersartigen und innerlich geschiedenen Geiste zu thun hatte? Aber auch das ethische Bedenken bleibt wie eine Anklage gegen Voß bestehen, daß er den öffentlich zum Zweikampf forderte, in dem er einst seinen geliebtesten Freund[1]) gesehen hatte, und zwar persönlich, doch unprovocirt. Ja, wenn aus dem weiland Freund ein Feind geworden wäre, so hätte die Erinnerung alter Liebe die Kraft haben müssen, ihm das Schweigen der Resignation aufzulegen. Hatte aber Voß für diese zarteren Gewissensbedenken kein Organ, so wäre das nur ein Beweis mehr für jenen tieferen Mangel, daß er in eigener steter Selbstheit so schwer über die Schranke des engen Ich hinaus kam, daß ihm der rechte Sinn für das Persönliche, d. h. die rechte Liebe, abging. Denn das angebliche Motiv: er habe durch das nach seiner innersten Ueberzeugung entworfene Bild das Herz des verlorenen Freundes erschüttern wollen, können wir bei solchem Mißverhältnisse von Zweck und Mitteln doch unmöglich gelten lassen."

Wir müssen wiederholt darauf aufmerksam machen, daß diese trotz aller feinen, abgeschliffenen und polirten Sprache doch zentnerschweren und eisernen Anklagen von einem Schriftsteller kommen, der protestantischer Geistlicher gewesen ist, und der sich die Aufgabe gestellt hat, die Bedeutung Vossens im Gebiete der deutschen Literatur darzustellen; der aber dabei doch mit einer immer hoch anerkennenswerthen Unparteilichkeit die Gebrechen Vossens nicht verschweigt, sondern selbe nur in einer gemilderten Form darzustellen sucht.

[1]) „Und edlen Wohlthäter" hätte Herbst noch dazusetzen sollen!

Weitaus entschiedener verurtheilt in anerkennenswerther Unparteilichkeit und rühmenswerther Wahrheitsliebe Dr. Heinrich Gelzer[1]) (Protestant), Professor der Theologie in Berlin, den Charakter Vossens.

„Er glaubte für das, was ihm das höchste galt in der Menschheit, für subjective Freiheit und Verstandesaufklärung, ein zweischneidiges Schwert schwingen zu müssen, das er schonungslos auch gegen ehemalige Freunde und gegen die zartesten Verhältnisse handhabte. Am härtesten traf dieses Stolberg, gegen den er 19 Jahre nach dem Uebertritt (1819) die berüchtigte Streitschrift in die Welt warf: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? — Mit unvergleichlicher Roheit wurde hier jeder Winkel, das Innerste und Geheimste des Stolberg'schen Familienlebens durchsucht, um Verdächtigung und Anklage darauf zu gründen, und selbst aus Blumen Gift zu ziehen. Und dies geschah einem Freunde, an den ihn die schönsten Jugenderinnerungen, ja die engsten Verpflichtungen hätten ketten sollen, der ihn in bedrängter Zeit auf's edelste unterstützt hatte."

Voß konnte Lob und Tadel nicht vergessen. (Gelzer II. 300):

„Er hatte es sich früh gemerkt und es nie vergessen, was sein Religionslehrer ihm einst gesagt hatte: Mein Sohn, Gott hat was Großes in Dich gelegt, bewahre, was er Dir anvertraut hat, mit Ernst und Treue. Du kannst noch hier auf Erden viel Gutes stiften."

7. Voß bekämpft auch christliche Protestanten im Interesse seines bornirten Heidenthums.

Jedenfalls ist Voß und sind auch seine Freunde und Anhänger in einem kleinen Irrthum befangen gewesen, wenn er und diese meinten: Gott habe ihm die lieblose Härte, oder besser gesagt, die rücksichtslose Flegelhaftigkeit in die Seele gelegt, und er habe diese großen Gaben mit Ernst und Treue zu seinem Seelenheil und zu der ganzen Menschheit Wohl gewissenhaft in Anwendung gebracht.

Gelzer bespricht auch die Feindseligkeit Vossens gegen specifische Christen im Protestantismus:

„Wie gegen Stolberg richtete sich Vossens Kampflust gegen seine Collegen in Heidelberg, gegen Creuzer, in dessen mythologischer

---

[1]) Die deutsche Nationalliteratur nach ihrem ethischen und religiösen Gesichtspunkt zur innern Geschichte des deutschen Protestantismus. Leipzig 1849. S. 298.

Schrift: die „Symbolik“ er heimlichen Jesuitismus witterte. Es möge hier ein Ausruf Vossens (seine Antisymbolik) als Stylprobe dieses merkwürdigen Complimentirbuches gebracht werden.“

„„Er (Creuzer), der die papistische Sonnenlehre des plumpen Görres und des frommen Stark, ein allbeherrschendes Pfaffenthum in der scheußlichsten Gestalt als echt christliche Religion zu verbreiten trachtet! Ihr Bekenner des lautern Evangeliums, ohne Fälschung[1]) der Mystiker und des Papstthums, seid aufmerksam, daß nicht die afterchristliche Symbolik voll Unwissenheit und Betrug, voll schmutziger Entweihungen, voll Feindschaft gegen Vernunft und Wahrheitsforschung, voll Gunst für Hildebrandische Pfaffenherrschaft, in höheren Schulen gebraucht werde, zu verderben die künftigen Lehrer der menschenbildenden Geisteskünste und der gottahnenden Religion.““

Voß erinnert hier durch seine rabiaten Expectorationen an die scherzhafte Ankündigung eines Buches über den guten Ton mit dem Titel: „Der gute Gesellschafter, oder wie man sich zu benehmen hat, um sicher aus der Thüre hinausgeworfen zu werden“.

Man sieht ordentlich den Meister Voß in seinem Studirthurm zu Heidelberg herumwandeln, Schlafrock, „langes Pfeifrohr“, die Fliegenklatsche in der Hand, auf vernichtende Krachraketen sinnend, die er seinen Gegnern an den Kopf werfen will, und wie er bei jedem ausgestoßenen Schimpfwort eine Brummfliege nach der andern mit schallendem Klatschen an die Wand pappt. Voß hatte ganz das Zeug, ein Tamerlan oder irgend ein anderer grausamer Sultan zu werden — in seiner Umgebung hätte es Köpfe geregnet. Görres mit seiner vernichtenden Persiflage war ihm besonders zuwider, er nennt ihn den „plumpen“ Görres, „der „papistische Sonnenlehre“ vorträgt. Voß ruft die Bekenner des „lautern Evangeliums“ an — wir haben gesehen, wie Voß das Evangelium geläutert hat, indem er es mit der Hottentottenreligion auf ein Niveau stellt —, er nennt Creuzer's Symbolik: after-christlich, voll Unwissenheit und Betrug, voll schmutziger Entweihungen, voll Feindschaft gegen Vernunft und Wahrheitsforschung, voll Gunst für Hildebrandische Pfaffenherrschaft.

Das Urtheil über Creuzer's Buch hatte Voß, „der Prophet“ (wie ihn sein Sohn in der habituellen Begeisterung nannte),

---

[1]) „Wie ich es in meiner Luise für Jahrtausende gelehrt habe“ hätte Voß noch dazu setzen sollen.

schon fertig, noch ehe Creuzer's Symbolik erschienen war. Creuzer war ein gelehrter Mann und ein Christ; Voß war, was Gelehrsamkeit anbelangte, auf seine von ihm in deutscher Sprache vernagelten und verhagelten Classiker beschränkt, und seine Moral fand im homerischen Humanismus vollkommene Befriedigung und im gegenseitigen Köpfeeinschlagen der Helden des Urgriechenthums den höchsten Genuß. Weil er den Homer übersetzt hatte, bewachte er die Homergesänge wie ein Drache; nur durch die mit Eisenplatten und großknöpfigen Nägeln hexametrisch beschlagenen Festungsthüren seiner Uebersetzung sollten die Deutschen zum Genusse Homer's gelangen. Gegen das Christenthum hatte er einen derartigen Haß und Abscheu, daß er beim Tode seines Sohnes seiner Frau lieber eine nichtssagende und ganz trostlose Stelle aus dem alten Bunde vorlas, ehe er nach dem Evangelium und nach den apostolischen Sendschreiben gegriffen hätte — man kann sagen, er haßte gläubige Protestanten noch mehr als Katholiken. Den armen Creuzer, der sich das Christenthum zu Schulden kommen ließ, und der noch unglücklicher Weise dazu — gegenüber der Werkstätte des heidnischen Grobschmiedes (seiner Studirstube) saß, verfolgte Voß, der Apostel „der menschenbildenden Geisteskünste und der gottahnenden Religion“, wofür er sich nach seinen Worten doch offenbar selber hielt, mit einer echten Hottentottenwuth. Selbst sein Freund Niebuhr konnte sich die hochgradige Gemüthsstimmung Vossens nur durch „Verrücktheit“ erklären. Die höchste Religion, hoch über alles Christenthum und über alles Hottentottenthum (nach Voß'scher Theologie) auch noch, dünkte ihm das „geklärte Menschenthum“, wie er es selber ausgesprochen:

„Nicht der Lipp' Anbetung ist werth der Gottheit,
Nicht Gepräng' abbüßenden Tempeldienstes,
Nicht Gelübd' und Fasten; nur That geklärter
Menschlichkeit ehrt ihn.“ —

Nun wollte aber Voß in dem Griechenthum das Ideal „geklärter Menschlichkeit“ gefunden haben, ihm war es Herzensfreude und höchster Tempeldienst, wenn sich die homerischen Helden — als Ebenbilder griechischer Götter — recht tüchtig durchwalkten und durchkarbatschten.

Im Jahre 1809 schreibt Voß am 20. Januar aus Heidel-

berg an Knebel[1]) über seine exclusive Verehrung der alten Klassiker, welche offenbar durch Schiller's und Goethe's in jener Zeit schon allgemein verbreiteten Ruhm noch viel mehr geschärft wurde. Er fühlte, daß ihn diese beiden hoch überragten, und da wußte er sich nicht anders zu helfen, als ihnen die alten Klassiker auf's Genick zu setzen.

„Auch dieses verkehrte Zeitalter wird vorübergehen, dann wird man sich wundern, wie nach der Klopstock-Lessing'schen Geistesherrschaft und während der Goethe'schen eine so dumpfe Barbarei möglich war, ein so frecher Trotz auf Barbarei. Wir, lieber Knebel, halten fest an dem Ewig-Schönen der unsterblichen Alten und ihrer würdigen Nachfolger unter den Neuern. Ich höre, daß Sie Ihren Lukrez tapfer vollendet haben und ihn nächstens herausgeben werden, zur Ostermesse wird auch mein Tibull erscheinen."

Selbstverständlich zählte sich Voß als den ersten unter den würdigen Nachfolgern der Alten. Die Romantiker, welche den exclusiven Cult der Alten (den Voß'schen Uebersetzungscult insbesondere) lächerlich machten, wurden der dumpfen Barbarei und des frechen Trotzes beschuldigt.

In seiner Antisymbolik (gegen Creuzer) versucht es Voß, seine ganze Religion in zwei vage Worte zusammenzufassen. Er stellt die Frage und gibt die Antwort:

„Was ist es, wohin jeder Edle ringt mit angeschaffenem Sehnsuchtsdrange, was jeder Edle für sich oder mit Geistesgenossen in tiefahnenden Weihestunden aus der innersten Herzensoffenbarung sich erstreben muß, bis finsterer Zweifelmuth hindurchdringt zu tagendem Vertrauen, zu erfreuendem Morgenschimmer des ewigen Lichtes, des Abglanzes vom Urlichte? Es ist das hochhehre, das unausforschliche Geheimniß: Gott und Unsterblichkeit."

„Worte, Worte, Worte", heißt es in Hamlet. — Jeder Edlere muß sich erstreben, bis finsterer Zweifelmuth durchdringt zu erfreuendem Morgenschimmer — nun ist aber der höchste Zweifelmuth, ganz logisch gedacht, die Verzweiflung! — Mit den obigen Voß'schen hohlen und gar nichts besagenden Phrasen wird man Keinem die Pistole aus der Hand schlagen, der eben im Begriffe steht, sich eine blaue Bohne vor's Hirn zu knallen.

[1]) Knebel's Nachlaß. Leipzig 1835. 2. Bd. S. 468.

8. Gelzer verurtheilt Vossens Seifenblasen-Theologie. Paulus als Mitkämpfer gegen Stolberg.

Sehr treffend sagt auch der Protestant Gelzer über diese Seifenblasen-Theologie Vossens:

„Bestände das Wesen des Christenthums nur allein in diesem Streben und Ringen, so wäre seine welthistorische Macht unbegreiflich, und von einer höheren, alle blos subjectiven Meinungen überragenden Gewißheit könnte dann in göttlichen Dingen nicht mehr die Rede sein. Ein in der Geschichte der Menschheit und in der Tiefe der Seele sich offenbarender Gott fand, wie es scheint, in Vossens Ideenkreise keine Stelle. So lehren seine Verse:

„Sich selber baut die Himmelsleiter,
Wer hell im Geist, von Herzen heiter,
Nach deinem Willen thut.“ —

Was ist der Wille Gottes? Wer lehrt ihn uns kennen? Ist Gottes Wille Gesetz, dessen Befolgung oder Uebertretung Lohn oder Strafe zur Folge hat? Ach, die Menschen, welche sich selber die Himmelsleiter bauen, die steigen sicher nicht hoch! Voß, der beständig haßkochende Prophet, hat die Herzensheiterkeit ebensowenig als Gottes Willen gekannt, denn seine Handlungsweise, die aus seinem unbändigen Hochmuth und Egoismus hervorgegangen, alles niederzuwerfen trachtete, was sich vor seiner Tyrannei nicht beugen wollte, kann man doch nicht dem göttlichen Willen auf's Kerbholz schreiben. Voß wollte gar nichts Positives, er klopfte alle Tage hämmernd und ändernd an seiner Haustheologie herum, wie an seinen Hexametern. Wenn er mit Hinwegsetzung über alle edlen Gefühle der Dankbarkeit und Freundschaft seine Gegner mit grimmer Wuth verfolgte, so verschaffte ihm der begeisterte Professor der Voß'schen Haustheologie (sein Sohn) die nöthige Befriedigung und den bedürftigen Trost, indem er erklärte: es sei ein religiöser Genuß, den Herrn Vater in seiner Begeisterung (d. h. in seiner furiosen Aufregung) anzuschauen. Es kam so weit, daß die Voß'sche Moral nur im Voß'schen Hause noch volle Anerkennung fand, und daß sich sämmtliche Hausvossiden höchlich wunderten, wenn jene, die der Alte förmlich mit Koth bewarf, nicht mit lächelnder Miene unter sein Fenster kamen, um dem Alten voll des innigsten Dankgefühls für die liebevolle Behandlung eine Serenade darzubringen.

Wir haben in der von Paulus herausgegebenen Zeitschrift Sophronizon (erster Jahrgang, Frankfurt am Main 1819) nachgesehen, welche Paulus gleich im dritten Hefte dieses ersten Bandes, von Seite 1 bis 185 mit zwei grimmigen Artikeln gegen Stolberg interessant zu machen suchte. Der erste ist der von Voß über Stolberg, der zweite von Paulus über die (dem alten Rationalisten höchst ärgerliche) „Geschichte der Religion Jesu Christi“ von Stolberg. Wir werden Stellen aus der Schrift Vossens bringen, die uns darthun, daß gleich anfangs in der Einleitung die ruhige, überlegende Vernunft ihren Koffer gepackt hat und auf Reisen gegangen ist, um die blinde Leidenschaft und die verbissene Wuth wie zwei sehr gehässige Schwestern unterdessen im Hause rumoren zu lassen. — Schon das dem alten Freund Gleim entnommene Motto ist bezeichnend:

„Dumm machen lassen wir uns nicht,
Wir wissen, daß wir's werden sollen.“

Wir haben Gleim in der Schrift über diesen guten alten Mann, „den Seher Gottes“, kennen gelernt. Man hätte ihm erwiedern können:

Ach lieber Gleim, es sei dir nicht bange,
Was du nicht werden willst — bist du schon lange!

9. Wie Voß den Stolberg der Finsterniß und Dummheit beschuldigt. Stolberg pflegt den kranken Voß.

Hören wir die Ouvertüre zu Vossens Tonstück, in welchem er den armen Stolberg in die abgründige Finsterniß der Dummheit und des Fanatismus hinunter zu geigen versucht:

„Allerdings, Freund, wird es ernsthafter mit den Lockungen der römischen Hierarchie. Was wir mit unserm Griesbach manchmal als flüchtige Modesucht, als ansteckenden Pips unter verdumpften Zärtlingen, die an ungewohnter Heitere(?) sich verschnupft hatten, mitleidig belächelten, das kann, wenn nicht Einhalt geschieht, zu einer hartnäckigen Seuche sich verschlimmern, zu einer hinraffenden Geistespest. Das Römische Pfaffenthum verbindet sich mit dem Ritterthum, beide mit feilen Schriftstellern, um die Roheit des Mittelalters zu erneuern.“ „Römlinge in allerlei Form schlängeln umher, zischend und Gift spritzend: ein Grauen, nicht uns Evangelischen allein, sondern auch unseren katholischen, nicht mehr verketzernden Mitbrüdern.“

Sehr merkwürdig! Jetzt spielt Voß wieder den Höflichen, indem er sich vor der Roheit des Mittelalters fürchtet, der Mann, der die Flegelei eines ganzen Jahrhunderts in seinem Wuthgedicht gegen Stolberg wie in einem Brennglas gesammelt, jetzt zählt er sich zu den Evangelischen; nachdem er an die Stelle des Evangeliums seinen Homer zu postiren suchte, fürchtet er sich jetzt vor dem Zischen und Giftspritzen des Pfaffenthums; der wie ein Feuerfrosch (eine zischende und am Boden herumhüpfende Raketengattung) unter den Mönchen herumfährt, alle Schimpfwörter, deren er habhaft werden kann, mit Geknall und Geknatter gegen dieselben loslassend.

S. 4—8 wird über Stolberg's Erziehung, seinen Adelsstolz, über die Aufgeklärten des 18. Jahrhunderts viel Tinte vergossen.

S. 10 milderte Stolberg „seinen Groll gegen Vernunftchristen", er ließ sich sogar mit Voß nach Lessing's Vorgang in die Freimaurerei aufnehmen. Voß machte bei der Aufnahme Geistesfreiheit zur Bedingung.

„Die Sinnbilde der drei ersten Grade entzifferten wir uns jeder seinen Neigungen gemäß. Als aber im Innern die Sinnbildnerei sprechender ward, trat ich zurück und mied seitdem alle heimliche Verbindungen."

Wenn Voß auch formell den Logencultus, wie er sagte, nicht mehr mitmachte, so haben doch alle seine Schriften dem Zwecke der Maurer derartig in die Hände gearbeitet — besonders in dem Eifer, „die katholische Kirche auszurotten" — daß jeder Maurer selber gestehen wird, Voß allein hat in dieser Richtung mehr gethan, als hundert Meister vom Stuhle, und als hunderte Brüder von unbedeutenden Philisterlogen.

Wenn einer die neue Zeit und die Verhältnisse des Volkes besser fand als in der Griechenzeit, dann war's bei Voß, dem Homerfanatiker, schon aus und geschehn! S. 18:

„Wie haben Sie's in Sicilien gefunden? fragte ich (Voß) ihn (Stolberg) in Beziehung auf Theokrit, über dessen Hirtennatur ich ihm Aufträge gegeben hatte. Er mit feierlichen Gesicht: „Ich verstehe Ihre Frage, aber von der ewigen Seligkeit nicht zu reden, will ich nur den irdischen Zustand, wie er vor Alters war, und wir er jetzt ist, kurz angeben." Und nun eine unaufhaltsame Belehrung von dem gräßlichen Ehemals, und dem erwünschten Jetzo, während welcher ich langsam zurückschlenderte und, unge-

fragt um den Zweck meines Ganges, von dem Belehrenden bis an die Linden meines Hausthores begleitet war."

Man sieht, Voß war hier zweifach verletzt; einmal, weil Stolberg, ihm, dem Voß zu Liebe, die Zustände unter den heidnischen Griechen hätte weitaus besser finden sollen, und dann, weil man vergessen hatte, ihn zu Tische mitzunehmen.

Voß erzählt, wie Stolberg vom Weihbischof Droste und der Fürstin Gallitzin besucht wurde, und sagt über den Weihbischof:

„Er hatte einen geweihten Stein mitgebracht, auf welchem stehend er dem Dutzend katholischen Einwohnern Messe las, mit Gebärdungen, woran ein alter rechtschaffener Leinwandhändler aus Westfalen sich ärgerte."

Dieser alte Leinwandhändler ist höchst wahrscheinlich auch die Autorität, welche dem Voß das Märlein berichtet, der Weihbischof habe auf einem mitgebrachten Stein stehend die Messe gelesen. Der Stein (das sogenannte Portatile) mit Reliquien von Blutzeugen darin, dient als Unterlage des Kelches und der Hostie; übrigens könnte man das Quid pro quo bei Voß, der von der katholischen Lehre eben so wenig verstand als vom katholischen Ritus, noch entschuldigen, wenn Voß nicht Gelegenheit genug gehabt hätte, über diese rituellen Vorgänge sich belehren zu lassen; aber das taugte nicht in seinen Kram, er brauchte eine Lüge und Entstellung, um seinem Berufe als markgräflich besoldeter Kirchenvertilger nachkommen zu können. Den Berichterstatter machte er zu einem alten, rechtschaffenen Leinwandhändler, um ihm durch das Beiwort einige Glaubwürdigkeit zu verschaffen.

Wir werden noch sehr viele Belege bringen, welche nachweisen, daß dem Voß in seinem Streite mit Stolberg keine Lüge und Verdrehung zu schlecht aber auch zu dumm war, — um damit den Stolberg und seinen Ruf zu schädigen.

Voß erzählt, wie ihn eine höchst gefährliche, neun Tage währende Ohnmacht befallen und der „alte herzliche Stolberg" in dieser Noth der schlaflos ausharrenden Ernestine mit Rath und That beistand:

„Am zehnten Morgen, da meine Frau die Fenstervorhänge aufzog, freute ich mich laut der Morgenröthe, erkannte Stolberg am Fuße des Bettes, und bot ihm die lebendige Herzenshand. —

Wie damals mir, Stolberg, so wird uns sein, wenn du in der Morgenröthe des ewigen Tags aus deiner viel schwereren Betäubung erwachst."

10. Wie Vossens Dank gegen Stolberg ausgesehen hat.

Voß verstand es immer, für empfangene Wohlthaten sich nach seiner Façon dankbar zu erweisen. Hier spricht er den schönen Wunsch aus: Stolberg soll mit ihm (dem Voß) dasselbe freudige Gefühl genießen, wie jetzt, nachdem Voß aus seiner Betäubung aufwacht, wenn er einst in der Morgenröthe des ewigen Tages (die Voß aus seinem Homeros heraus predigt und heraus verheißt) aus seiner schweren katholischen Betäubung aufwachen wird. Stolberg pflegte den Kranken 10 Nächte hindurch. Der Kranke erwacht zum Bewußtsein und dankt seinem aufopfernden Freunde mit einer echt Voß'schen Flegelhaftigkeit; das ist Voß'sche Toleranz. Man sieht, das ewige Speerdurchspießen, Aufhenken, ganze Flügel vom Leibe Weghauen, Kopfeinschlagen und Leberdurchbohren bei Homer, in dem sich Voß Trost und Religion zu holen gewohnt war, hat seinen für das klassische Alterthum ohnedies überaus sensitiven und krankhaft gereizten Kopf derartig in Verwirrung gebracht, daß er immer der Meinung war, er habe eine Höflichkeit gesagt, wenn er andere mit einer impertinenten Grobheit traktirt. Aus allen Streitigkeiten des Voß geht sein vollkommen verrückter Standpunkt hervor, von welchem aus er immer meinte, die von ihm tief Verletzten sollen ihm dafür ihre Liebe und Dankbarkeit schenken, — und von welchem Standpunkt aus er daher immer auch höchlich entrüstet wurde, wenn ihm die Angegriffenen einen zu dem Klotz im Verhältniß stehenden Keil verabfolgten.

Auf dies Kompliment von Stolberg hinauf fährt Voß fort:

„Was mir Stolberg in der Genesung war, das vergilt ihm Gott." „In einer seligen Stunde des neuen Lebens sagte ich dem Geliebten: Nun wird doch mein Stolberg nie wieder irre werden an mir. Er drückte mir die Hand mit tiefer Rührung und schwieg." „Wunderbar ward durch diesen Herzensbalsam die Genesung beschleunigt." —

Nun erzählt Voß Gespräche, die er mit Overberg, dem Hauskaplan der Fürstin Gallitzin, über das Tridentinum, über

Ketzerverfolgung gehabt, macht aus den zwei im Missale Romanum enthaltenen Gebeten am Charfreitag (Oremus pro haereticis etc. etc. und Omnipotens sempiterne Deus, qui salvas omnes etc.) eine feierliche Gründonnerstagsverfluchung. Das sind doch durchwegs buchstäblich nachweisbar flegelhafte Lügen, welche auch jeder ehrenhafte und den Text kennende Protestant als solche bezeichnen wird. In neuerer Zeit nimmt sich auch kein ehrenhafter Schriftsteller mehr um die Toleranzextasen Vossens an; nur der vierbändige Literarhistoriker Kurz findet alles sehr schön, sehr berufsmäßig und sehr gerecht, was Voß dem Stolberg anzuthun für gut befunden hat.

S. 61 nennt Voß den Erzieher der Stolberg'schen Kinder viermal einen Pfaffen, abwechselnd auch „einen papistischen Geistlichen“, dann einen „den Bürgergehorsam (an die französische Republik) weigernden, ganz von Rom abhängigen Priester Gottes“:

„Wer ihm (Stolberg) diesen Pfaffen zugeführt, weiß ich nicht.“ „Gerade einen so düstern Mann mit wüthigem Andachtsblick, alles Welttandes entäußert, und vergeistlicht vom Herzen bis zur Haut, hatte die sinnige Gallitzin auserkoren für Stolbergs verwilderte Phantasie.“

Aehnliche Stellen gibt es in Menge. Sie bezeugen, mit welcher Gemüthlichkeit, christlichen Liebe, Seelenruhe und sicheren Ueberzeugung Vossens Bericht: Wie ward F. Stolberg ein Unfreier? abgefaßt worden ist!

11. Voß citirt einen Kirchenräuber als Autorität gegen die katholische Lehre. Eigenthümliche Vorwürfe gegen Stolberg.

Voß erzählt die lange Geschichte, wie Stolberg seine Söhne nicht mehr zu Voß in die Schule schicken wollte. — Voß erzählt selber, wie er (Voß) das alte Testament ganz rationalistisch erklärte; er schmähte über Bilderdienst, die verderbliche Lehre von der alleinseligmachenden Kirche und erzählte, um die „Werkheiligkeit“ zu erläutern, von einem Diebsanführer, der zu Eutin im Verhöre bekannt habe:

„Wenn etwas Großes geschehen solle, ein gefährlicher Einbruch oder ein Kirchenraub, so gehe er vorher mit den Genossen zu Gottes Tisch; man fühle sich leichter, und sicherer des Gedeihens, wenn man den Herrgott zum Freund habe.“

Wir sehen, wie bei Voß auch ein Erzgauner, Einbrecher und Kirchenräuber eine erwünschte unumstößliche Autorität werden kann, auf deren Aussagen man sich vollkommen verlassen darf, wenn es gilt, eine katholische Lehre mit der Diebeslaterne zu beleuchten!!

Voß sucht selbst katholisch getaufte Gauner außer ihrer Niederträchtigkeit auch noch mit dem Stempel der finstersten Dummheit zu brandmarken, um dieselben als Zeugen gegen Stolberg verwenden zu können. Daß diese Aussage des Diebsanführers eine kolossale Lüge ist, das liegt auf der Hand; es gibt aber Zeugniß einer moralischen Verkommenheit jener, die sich ähnlicher Waffen in einem Kampfe bedienen.

Auch über den Geburtsadel schimpfte Voß vor den Söhnen Stolberg's in der Schule, was jedenfalls eine sehr taktvolle Handlung gewesen ist. — Und da wunderte sich Voß, als Stolberg seine Söhne aus der Voß'schen Schule zurückzurufen gewagt!!

Wenn sich Voß in der Folge nicht mit Dreiviertheil seiner Umgebung überworfen hätte, so könnte man dem Stolberg das Zerwürfniß wenigstens zum Theil aufladen. Interessant ist, wie ungenirt und im Bewußtsein, als edler Freund gehandelt zu haben, Voß allerhand sehr bezeichnende Scenen erzählt, die zwischen ihm und Stolberg vorgefallen (S. 71):

„Während solcher Zurückziehung kam ich einmal in Stolbergs Zimmer, sah auf dem Schreibtisch ein großes elfenbeinernes Cruzifix aus Münster und betrachtete es. Stolberg ward unruhig. „lassen Sie," sagte ich, „die Knochen unter dem Kreuze wegnehmen, sie sind ja von Missethätern, von Hingerichteten der Schädelstätte." „Sie haben Recht," antwortete er beruhigt."

Wenn Stolberg wirklich gesagt hat: Sie haben Recht, so wollte er einen beginnenden Streit mit dem immer sehr taktvollen Voß sichtlich vermeiden. Nun ist aber in der Darstellung des Gekreuzigten durch den Todtenkopf und die Gebeine unter dem Kreuz der Sieg des Kreuzes über den Tod symbolisirt, — der Todtenkopf war aus Elfenbein — die Darstellung ist uralt und es ist nicht abzusehen, warum sich Voß Seite 71 auf einmal über die Gebeine von Missethätern in Elfenbein aufhält, nachdem er S. 65, also 6 Seiten früher, das Zeugniß eines lebendigen Missethäters gegen einen übelverstandenen Lehrsatz der katholischen Kirche in's Feld führt!!

Im Jahre 1799 hielt Stolberg als Kirchspielvogt eine Rede bei Einführung des Superintendenten Götschel. Hier macht ihm Voß den Vorwurf, er habe einen jesuitischen Wahlspruch angewendet, der lautet: Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist. Voß gibt hierzu folgende Erklärung:

„Seine (Stolbergs) Rede kam aus Gott, und führte zu Gott, dem papistischen, der Gründe und Zwecke willkürlich zu heiligen weiß.“ —

Dieser Commentar bedarf keines Commentars.

Ein sehr oft wiederkehrender Vorwurf Vossens gegen Stolberg besteht darin, daß Stolberg es ihm (dem Voß) so lange verheimlicht habe, daß er katholisch werden wolle! —

Wer nun Voß in dieser Richtung kannte, der mußte auf diesen Vorwurf erwiedern: das war ja sehr schonend von Stolberg; er mußte sich denken, diese für Voß unerfreuliche Nachricht wird er noch frühe genug erfahren, warum soll ich ihm schon vor der Zeit das Leben verbittern und mir eine Menge Vorwürfe an den Hals werfen lassen, schon noch ehe ich Katholik geworden bin.

12. Was Stolberg auf die Warnung antwortet und wie sich Voß in seine „Begeisterung“ immer mehr hineinbohrt.

Wir kommen nun wieder auf die Folgen zurück, welche die „Warnung“ Vossens[1]) im Verhältniß Vossens zu Stolberg hervorgebracht.

Auf Vossens Aufforderung: Stolberg möge nach Durchlesung dieser Warnung dann kommen, wenn er ruhig genug wäre u. s. w. Stolberg schrieb nun zurück:

„Es wird ganz von Ihnen und von unserer lieben Ernestine abhängen, wenn Sie mich sehen wollen. Sürmisch werden Sie mich nicht finden, auch nicht mich stürmen machen, selbst dann nicht wenn Sie von dem, was ich nach langer Prüfung wählte, im Ton Ihres Gedichtes sprächen. Sie werden bedenken, lieber Voß, daß ich meinen anders denkenden Freunden, wie der von den seinigen angefochtene Hiob sagen könnte: Irre ich, so irre ich mir. Diese Sache ist eine Sache zwischen Gott und mir; und so ist es auch meine Leitung oder Mißleitung der Kinder, welche nicht Menschen, denen ich Rechenschaft schuldig wäre, sondern Gott mir anvertraut. Gegen Sie

[1]) Voß und Dichterbataillen. Von S. Brunner.

und Ernestine bin und bleibe ich der Alte und gebe Ihnen die Hand darauf. Nichts wird mich je dahin bringen, meinen alten Freunden nur Mitleid weihen zu können. Bis wir uns sehen, lassen Sie uns nicht weiter einander schreiben."

Dieser Brief, auf die Schwefel- und Pech-Eruption „Warnung" Vossens hinauf, kennzeichnet die Waffen, mit welchen beide gekämpft; wo ist hier Ruhe, wo blinde Wuth? wo ist Sinn, wo ist Unsinn? wo ist Härte, wo ist Milde? wo ist Liebe, wo ist Haß? wo ist Persönlichkeit, wo ist Verbissenheit? wo ist Edelmuth, wo ist Rachsucht? und noch eine Menge anderer Fragen, die sich der Leser selber geben und beantworten mag! Und doch spricht Voß oft und wiederholt von der Wuth Stolberg's!! Da wird der Handel in der That zu jener Posse, in welcher der A dem B eine Ohrfeige gibt und ihn sub una clausula einen groben Flegel schimpft!!

Hätte Kurz einigen Sinn für Ehrenhaftigkeit gehabt, der es vor allem darum zu thun sein muß, die Situation und die Charaktere in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit darzustellen, so hätte er auch diese Antwort Stolberg's auf die „Warnung" bringen müssen, aber Kurz und Voß sind im Ehrenpunkt eben auf demselben Niveau gestanden.

Was sagt nun Voß über dies Schreiben Stolberg's. S. 84:

„Das einzige Gespräch also, das der alten Freundschaft noch übrig blieb, ward abgeschnitten. Nach einigen Tagen schickte ihm meine Frau anvertraute Blumen zurück, und ein paar herzliche Zeilen über Ehemals und Jetzt. Sie zeigte mir das Blatt, und ich, in Furcht vor dem gährenden Vulkan, rieth ihr darunter zu schreiben — er möchte nicht antworten."

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Voß wirklich ein klassischer Kauz gewesen ist — das ganze 18. Jahrhundert weist keinen Schriftsteller auf, der von Eigenliebe derartig geblendet gewesen wäre, daß er seine am Tag liegenden Eigenschaften immer dem auflade, mit welchem er im Hader begriffen ist. Er nennt Stolberg den gährenden Vulkan und gibt sich der schmeichelhaften Ansicht hin, seine Warnung sei ein duftender Parfümladen. Voß hat eigentlich diesen Streit, in dem es sich um die heiligsten Güter des Lebens handelt, zur Komödie gemacht, in welcher er als der „polternde Alte" die erste komische Rolle übernommen und glücklich durchgeführt hat.

Im Schlosse des Grafen Reventlow ist bei Anwesenheit Stolberg's einmal eine Messe celebrirt worden. Voß hört davon. Voß hält das Kundgeben seiner Gefühle für ein Bassin mit einem aufsteigenden Strahl aus Kölner Wasser, während alle andern unbefangen in demselben einen Schlammvulkan mit Augen, Ohren und Nasen erkennen. Voß wirft folgenden Inhalt aus (S. 100):

„Die Phantasie sträubt sich! In Friedrich von Reventlows Wohnung zu Emkendorf, dem Heiligthume des rein protestantischen Glaubens nach dem Augsburger Bekenntniß, hier ein entlegenes Zimmer, geweiht zum Allerheiligsten für die Geheimnisse des Glaubens, der, rein von allem Protestiren, den Machtsprüchen des römischen Stuhles huldigt?! Hier Weihkessel und Rauchfaß? Hier, von Wachskerzen erhellt, das Münstersche Cruzifix und in schimmernder Monstranz, was Stolberg in dem Briefe an Lavater praesens numen, gegenwärtige Gottheit, nennt? Hier auf dem gesegneten Steine aus Münster stolz im Priesterornat jener düstere, einem Trappisten vergleichbare Pfaff, und vor ihm mit demüthiger Gebärde Fritz Stolberg sammt seiner Sophie; abschwörend den göttlichen durch Luther wieder errungenen Glauben der Bibel, die Stolberg von nun an nicht lesen darf ohne Vergünstigung? abschwörend, was den Menschen über die Thiere erhebt, wodurch der Mensch Gottes Ebenbild: wird die heilige Vernunft! O der tiefen, der jammervollen Entwürdigung!“

Wenn man sich so nach fast hundert Jahren in diesen Ingrimm hineindenkt, in dem der alte Rektor in seiner Stube herumfährt — Knasterdampf schnaubend, mit dem langen Pfeifenrohr in der Luft herumfahrend — sämmtliche Katholiken als Cretins und fluchwürdige Dummköpfe von der Erde vertilgen wollend, hier für die reine Lehre der Augsburger Konfession kämpfend, während er in seiner Carrikatur der Divina Comoedia (Luise) aus der ganzen Augsburger Konfession zwei hohle, mit Luft aufgeblasene Zuckerplätzchen, Gott und Unsterblichkeit von ihm genannt, dem ästhetisch angeblasenen (nicht angehauchten) Publikum als reine Religion zum Genusse gibt; wie er beharrlich den düstern, ein'em Trappisten vergleichbaren Pfaffen auf einen in Münster gesegneten Stein hinaufstellt, — und in Theorie und Praxis sich mit der laterna magica seiner angebrannten Phantasie Schreckbilder an die kahle Wand zaubert, die er dann mit dem Heldenmuthe des Ritters von der Mancha bekämpft, so kann man sich doch des

Lächelns nicht erwehren. Es gibt nichts Komischeres als einen Tragiker, der sich lächerlich macht!

Da war der alte Knebel (Goethe's Freund) jedenfalls ruhiger; er verspottete auch (der weit über ihren Mann katholikenfeindlichen Frau Herder gegenüber) den Stolberg, aber doch in einer glimpflicheren Weise. Er schrieb ihr[1]) 23. April 1803:

„Das Buch von Graf Stolberg über den Augustin habe ich mir doch aus Neugier kommen lassen. Ich dachte eigene Herzensaufschlüsse darin zu finden, sie sind aber etwas altmodisch und verschimmelt, vermuthlich wie des Grafen Adelsdiplon mit alter katholischer Gelehrsamkeit ausgestattet. Haben Sie Verlangen darnach, so kann ich es schicken, Sie werden daraus ersehen, daß Sokrates und Plato sich nichts herzlicher gewünscht haben, als katholischer Christ zu sein wie Graf Stolberg." —

Der alte Knebel sucht der verbissenen Frau Herder das Buch durch einen Knebelwitz im vorhinein zu verleiden. Dieser von Knebel, der für sein „von" ungeheuerlich eingenommen war, sich desselben wiederholt gerühmt hat, sich nie anders als „von Knebel" unterzeichnete, wagt es, dem Stolberg seinen alten verschimmelten Adelsbrief vorzuwerfen! Er hat auf sein neumodisch verhimmeltes Adelsdiplom doch so große Stücke gehalten! Dem kleinen neidischen Herrn von Knebel ist offenbar das alte Grafendiplom des Stolberg sehr lästig und zuwider gewesen!

Es ist eine alte Beobachtung, daß Leute, die sich leidenschaftlich in den Haß gegen einen Dritten hineingerannt haben, geradewegs von ihrer ganzen Umgebung verlangen, auch diese solle diesen unglücklichen Dritten mit dem gleichen Hasse verschimpfen und verfolgen. In der Schrift Vossens kommt sehr oft ein Lamento darüber, daß in der Stolberg'schen Familie nicht die gleiche Erbitterung, welche Voß zur Schau trug, gegen den Katholiken Stolberg losgebrochen. S. 88:

„Allgemein war das Erstaunen und das Mitleid, daß ein Mann wie Stolberg so tief sinken konnte, allgemein die Verwunderung über die Angehörigen, wie gleichgültig sie von dem Abfall sprachen, wie lobpreisend von des Abgefallenen echtchristlichem Gefühl, von dem anhaltendem Ernst und Kampf seiner

---

[1]) Knebel's Nachlaß. Berlin 1835. 2. Bd. S. 370.

Prüfung, von seiner Energie, seiner Aufopferung, seiner Duldsamkeit, und wenn einer für den einst herrlichen Mann es anders wünschte, wie heftig, wie ergrimmt sie auffuhren, mit dem bittersten Vorwurfe der Unduldsamkeit." [1])

13. **Voß benutzt jedes Märchen als Geschoß gegen Stolberg. Er läßt sich selber zu katholischen Anwandlungen hinreißen, indem er dem Stolberg als Strafe Gottes das Fegefeuer ankündigt.**

Das albernste Märchen war Voß willkommen, um es in seinem Kampf gegen Stolberg zu verwenden. So z. B. (S. 100):

„Gern mag auch in Münster der Maimonat die entketzerten Seelen mit einer Nachheilung erquickt haben, etwan mit dem Chrisam der Firmelung, oder womit sonst ein römischer Weihbischof die letzte Makel des Anathema zu tilgen pflegt. Noch heute geht das Gerücht, daß dem bethörten Stolberg die dortigen Wunderthäter durch bischofswerderische Kunst das Bild seiner Agnes gezeigt: die ihn versichert, sie sei in der Todesstunde plötzlich bekehrt worden, und jetzt im Fegefeuer harre sie der ewigen Seligkeit."

Voß sagt Anfangs selber, es sei dies ein Gerücht, nach 5 Zeilen Eruption hält er schon mit dem festesten Glauben dies Gerücht für Wahrheit und ruft aus:

„Und woher anders als durch vorgespiegelte Erscheinung war Stolberg ihrer herannahenden Seligkeit so gewiß?" „Mir schwillt das Herz bei dem Gedanken, wie unsere Agnes solcher Gestalt entweiht wurde durch ein nachgegaukeltes Schattenbild in betäubendem Dampf, mit Merkmalen des gefabelten Fegfeuers. Glauben sie an Unsterblichkeit, die verworfenen, auf Lug und Trug sinnenden Sklaven Roms? Glauben sie, daß Gutes nach dem Tode belohnt werde und Böses bestraft? Oder haben sie vom Guten und vom Bösen so zerrüttete Vorstellungen, daß sie den Himmel durch Teufelskünste zu verdienen hoffen? Unsere Agnes, die holdselige, die reine, die heilige, durfte nicht eingehn in Gottes Himmel, nicht eingehn einmal in ein läuterndes Vorparadies, wenn sie nicht, die unschuldige, noch am Thorschlusse des Lebens katholisch ward? Ohne diese unerläßliche Bedingung mußte die kindlichste Engelnatur brennen im satanischen Gehenna, mußte von Qual sinken zu grauenvollerer Qual, von Verdammniß zu endlos fortwachsender Verdammniß! Ihr unmenschlichen Priester des Hildebrandischen Roms!"

Dem Pfarrer von Grünau (in dem sich Voß selber mit seiner dürftigen Theologie darstellen wollte) ist, als er seine

[1]) Voß, nachdem er den Kehricht des Schimpflexikons über Stolberg ausgeschüttet, sagt hier sehr milde, er habe es anders gewünscht!

Hottentotten-Toleranz-Predigten hielt, im Eifer „die Pfeife ausgegangen", so daß die rosenwangige Jungfrau Luise dieselbige hustend und pustend wieder „anzünden" mußte. — Sicher ist während dieser Predigt, die Voß auf das blöde Gerücht einer Agnesischen Geisterbeschwörung hinauf in Begeisterung losgelassen und wo er mit so viel Anstrengung zum Schrecken seiner Leser in das höllische Feuer der Katholiken hineinblasen mußte — der Voß'schen Pfeife auch das Feuer ausgegangen, und der Sohn Heinrich wird seinen spektakulirenden Herrn Vater als einen „Apostel der Wahrheit" mit „religiösem Genuß" in seiner (Heinrich's) Begeisterung betrachtet haben. Wenn Voß in der Furia Vossiaca einmal drinnen war, da fand er kein Ende. Er fährt fort:

„Ja, bei Gott dem Allbarmherzigen, wir werden uns wiedersehen, Stolberg und Agnes und Ernestine und Voß, unschuldiger dem Guten nachstrebend, und dadurch seliger als einst in dem schönen Seethal Eutins! Aber welche Scham, welche Reue, du bethörter Stolberg, wird deiner Seligkeit vorangehen!!"

14. Mit welchem Eifer Voß jetzt für das Seelenheil Stolberg's besorgt ist.

Ein köstlicher Kauz ist dieser Voß schon; er kann sich über das Fegefeuer (den Reinigungsort, an den die Katholiken glauben) seitenlang pfeifen-feuer-ausgeherisch zerschimpfen; er selber geht sogleich unschuldiger dem Guten nachstrebend in den Himmel ein (wie Voß in seiner kindlichen Glaubenseinfalt das alles so gewiß weiß!), aber für den Stolberg, für den ist das Fegefeuer sehr angezeigt. Das Fegefeuer braucht man sehr für diesen Stolberg, der muß gehörig dafür Buße thun, daß er dem unschuldig dem Guten nachstrebenden Voß durch seine Conversion so viel Galle gemacht hat: „Aber welche Scham, welche Reue, du bethörter Stolberg, wird deiner Seligkeit vorangehen!"

Hat Niebuhr Recht gehabt, als er einmal seinen Freund Voß „verrückt" nannte, oder hat er Unrecht gehabt?

Nachdem nun Voß in seinen apostolischen Eifer für das Seelenheil Stolberg's und in das Bedauern über Scham und Reue, die der arme Stolberg einst wird empfinden müssen, sich hineingearbeitet hat, hält er dem strafwürdigen

Stolberg auf's neue ein Sündenregister vor, in welchem betont wird, daß Stolberg nicht seit Jahren dem Voß alle seine Gedanken mitgetheilt hat, was doch, Voß gegenüber, Stolberg's heiligste Pflicht gewesen wäre.

Voß (S. 102):

„Jenes ängstliche Vertuschen der Zeit und der Umstände, jenes mehrere Monate lang unstäte Reden und Thun bei Lavater's 5. April macht es allerdings wahrscheinlich, daß die Scene der Abschwörung in Emkendorf war. Wenn wir demnach, bis die Stolbergische Partei all das erwiesene Flunkern zu rechtfertigen sich bequemt, das Wahrscheinliche wenigstens als möglich annehmen dürfen, dann drängt sich die Frage auf: Wer mochte wohl Zeuge sein der geheimnißvollen Ceremonie? Wer als Augenzeuge bewunderte am lautesten die seitdem so überschwänglich gepriesene Energie des Sprungs in Hildebrand'schen Geistesfrohn? Wer empfand die gewaltigsten Schauer, die seligsten Entzückungen bei der Wunderschau der heiligen Gebräuche als durch das Fiat des düstern Römerpfaffen der Rest kalter Vernunft in brünstige Glaubseligkeit zerschmolz, und alles auf Vernunft und Offenbarung gegründete: Nein Nein in ein gebotenes Ja, ja, mithin Negatives in Positives und Protestiren in Unterwerfen sich verwandelte." —

Voß läßt in seiner Galle noch mehrere Seiten über den holsteinischen protestantischen Adel los, weil dieser bestrebt ist, sich gegen den eindringenden Rationalismus als eine völlige Auflösung des positiven Christenthums zu erwehren, und schließt seine Schrift gegen Stolberg:

„Aehnliche Armseligkeiten füllen Stolberg's Religionsgeschichte, die mit der Erschaffung der Welt anfängt, und aufhört, ehe das, was ihm alle wahre Religion ist: ausgebildetes Papstthum, in die Welt gekommen war."

Wir haben schon oft nachgewiesen, wie Voß, wenn er mit seinem groben auch verlogenen Geschütz recht tüchtig dreingepfeffert hat, dann mit Denunziren einer von Katholiken angezettelten Revolution und mit einer förmlichen Hetzfanfare gegen die Ultramontanen seine begeisterten Aufsätze schließt; so auch hier, er hetzt gegen Stolberg's Geschichte der Religion Jesu Christi:

„Ihr Theologen thatet nicht wohl, dieß vornehm demüthige, papistischen Trug nachlallende Fabelbuch, mit zu sanfter Ruthe gestäupt, hinschleichen zu lassen; weil ihr's verachtetet. Es ist auf Unwissende und Vernunftarme berechnet. Ihr vergaßt, daß solche nicht nur in der Hefe des Volkes vorwalten, sondern auch oben im

Schaum, der, stolz auf sein Gesprudel, nicht zu geistiger Klarheit sich veredlen will, nein, der, das hütende Gefäß zu übersteigen, selbst aus dem Bodensatz Gährungen hervor lockt.“ —

So schließt Voß seine Anklage und setzt dem darin vorkommenden theologischen, philosophischen, logischen und historischen Unsinn noch mit einem chemischen Unsinn die Schaumkrone auf.

Der Schaum ist stolz auf sein Gesprudel, er lockt Gährungen aus dem Bodensatz hervor!!

Nun werfen ihn aber die Gährungen chemisch nothwendiger Weise oben hinaus, da ist es ja auch mit seinem stolzen Gesprudel zu Ende; — man sieht, der größte Prosaiker Deutschlands (wie ihn Schlosser in einer freundschaftlichen Complimentir-Anwandlung nannte) verzerrte in seiner Verbissenheit alles in Carrikaturen, die katholische Kirche, die Katholiken und selbst poetische Bilder. —

15. Wie Voß bei seinem Ausrottungskampfe gegen die Kirche um Waffen nie verlegen wird. Voß, von vielen Seiten wegen seiner Roheit verurtheilt, sagt, er habe nur das Herz Stolberg's erschüttern wollen.

Um seine Ausrottung der katholischen Kirche zu beschleunigen, führt Voß ein Schreiben von einem Hofrath Jung an ihn (Voß) an, in dem weitläufig erzählt wird, wie ein altes Weib auf dem Engelberg bei Miltenberg durch drei Tage täglich dreimal für 6 Batzen auf den Knieen auf- und abrutscht und gewisse Gebete verrichtet für eine wohlhabende Sünderin zu Miltenberg, die sich um 18 Batzen von der Buße loskauft, so daß die wohlhabende Sünderin bei jeder beliebigen Erneuerung ihrer Sünden wieder für 18 Batzen dieselben loswerden kann.

Voß schließt:

„Das wußte und billigte der Beichtvater der reichen Frau, denn ihm als einem solchen war es wohl nicht verborgen! Gewiß, die menschliche Natur muß unendlich besser sein als diese entsetzliche Lehre: die Folgen derselben wären sonst weit allgemeiner und weit schauderhafter als sie sind.“ —

Wir fragen:

1. Wer steht für die Wahrheit dieser Geschichte ein?

2. Voß behauptet dazu: das wußte der Beichtvater. Wem hat es der Beichtvater gesagt?

3. In welchem Sittenbuch der katholischen Kirche ist diese „entsetzliche“ Lehre enthalten?!!

Wir haben das Arsenal Vossens und die unreinen Wurfgeschosse kennen gelernt, mit denen er seine Gegner zu vernichten drohte.

Das ist die gewöhnliche Taktik Vossens:

1. Er stellt eine Begebenheit auf, die möglich ist.

2. Er gibt sich Mühe, Gründe zu finden, welche diese Begebenheit wahrscheinlich machen.

3. Er schreitet kühn von der Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit.

4. Dann kommt er mit einer „moralischen Entrüstung“ heran, verschimpft den Gegner, denuncirt ihn den Machthabern in der Politik und den ihm gleichgesinnten Fanatikern — und die in Scene gesetzte Hetze ist fertig!

Nachdem Voß die Erfahrung machte, wie seine Handlungsweise, die er sich seinem Freund und Wohlthäter gegenüber zu Schulden kommen ließ, auch in protestantischen Kreisen bei unzählig vielen edlen, ehrbaren und achtungswerthen Männern mit Indignation und ausgesprochenem Ekel aufgenommen wurde, war er ganz verdutzt, er verlor die Haltung vollends und gebrauchte die sehr unglückliche Ausrede, er (Voß) habe durch das nach seiner innersten Ueberzeugung entworfene Bild das Herz des Freundes erschüttern wollen, — so ist er diesmal aus der Gewohnheit seiner wüthenden Ausfälle herausgetreten und hat sich durch eine knabenhafte Heuchelei zu retten gesucht. Das ist gerade so, als wenn einer seinen ehemaligen Freund respektive die Liebe desselben dadurch wiedergewinnen wollte, daß er ihn öffentlich beohrfeigt und mit Fußtritten regalirt, und dann auf Zuruf der Umgebung: „Hören Sie, das ist ja ganz infam und brutal, wie können Sie denn ihren ehemaligen Freund und Wohlthäter so niederträchtig behandeln“, sich ausreden würde: Ja, sehen Sie mal, meine Herren, ich habe eben durch diese Prügel und Fußtritte auf seinen innern Seelenzustand wohlthätig einwirken, ihn bekehren, und seine alte Liebe mir wieder gewinnen wollen.

Das erinnert an die Geschichte des Vaters von Friedrich II., der stets mit einem Stocke herumzugehen pflegte, um seine

königliche Macht auf diesem oder jenem Buckel irgend eines mißliebigen Unterthanen, der ihm in den Weg kam, zu bestriegeln und zu besiegeln. Da sah er nun einmal in Potsdam zwei polnische Juden, die kaum, als sie den König erblickten, sich eilig in ein Hausthor flüchteten. Der König aber hatte sie mit seinem Adlerblick bemerkt, folgte ihnen nach, zog sie aus ihrem Versteck hervor und durchbläute einen nach dem andern mit seinem Ochsenziemer, ihnen zurufend: Warum habt ihr euch versteckt, ihr Kerle? Die Juden riefen: Ew. Majestät, wir haben uns geferchtt! — und wieder wetterte es weiter: Was, gefürchtet habt ihr euch? Lieben sollt ihr mich, lieben sollt ihr mich, ihr Racker! Und diese Liebesanforderungen waren wieder mit niederrasselndem Karbatschen begleitet. Ob diese Anekdote wahr ist, wissen wir nicht, aber charakteristisch ist sie jedenfalls.

16. Dr. Herbst zeigt seine Liebe zur Wahrheit und seine Ehrenhaftigkeit, indem er Vossens Benehmen verurtheilt.

Dr. Herbst fährt in seiner unparteiisch ausgesprochenen Verurtheilung Voß'scher Roheit fort:

„Sein leidenschaftliches Vorgehen wird trotz aller Rechtfertigungsversuche dem ernsten und gesunden Gefühl wie der gründlichsten ethischen Prüfung ein Aergerniß bleiben, das dadurch kaum gemildert wird, daß man es eine „späte Nothwehr seines ganzen Wesens" nennt. Die kleine Schrift erregte ungemeines Aufsehn, weil sie ein Wort aus der Zeit und für die Zeit war. Die Stimme der Urtheilenden waren getheilt. Im Norden und gerade in jenen Gegenden, wo Voß und Stolberg gelebt hatten und persönlich bekannt waren, blieb der Unwille und Widerwille darüber vorherrschend, begrabene Dinge ohne Noth wieder an's Tageslicht gezerrt zu haben. In Eutin besonders sprach sich diese Mißstimmung laut aus."

Das ist sehr begreiflich. Wo man Voß in der Nähe sah, mußte dieser Originalpolterer und Schimpfer, der sich mit aller Welt überwarf, bald alle Sympathien verloren haben, während das feine, gentlemanlike Wesen Stolberg's seine Umgebung zu gewinnen wußte. In dem kleinen Eutin war es auch allgemein bekannt, was Voß dem Grafen Stolberg zu danken hatte; hier hat nun die Bewohnerschaft vom Standpunkt des sittlichen Gefühls über Voß den Stab gebrochen. —

Voß meinte in seiner ihm halb angebornen und halb angewöhnten Eitelkeit und Großmannsucht, alles werde seiner Schmähschrift beistimmen; nachdem er aber das Gegentheil erfuhr, fing er an stutzig zu werden; nun verlegte er sich auf die Defensive betreffs seiner dem Stolberg an den Kopf geworfenen Insulte und fiel nun von einer ungeschickten und unstichhaltigen Ausrede in die andere. Das bezeugt auch weiter Herbst:

„Voß selber und die Seinen ließen es sich darum angelegen sein, in erläuternden Briefen die Nothwendigkeit (sic!) des Schritts den Freunden in Holstein, Schleswig, Lübeck, Dithmarschen, Hamburg, Hadeln recht eindringlich zu machen. Alte Freunde wie Overbeck, von Hennings, Niebuhr, Nikolovius, die Schwester Jacobi's mißbilligten den Schritt mit Nachdruck, der erstgenannte und darum (von Voß) unter die „weichgeschaffenen Seelen" gestellte Hennings aber meint, statt Vertheidiger sollte Voß einen Cervantes finden, da er ein neuer Don Quixotte gegen Windmühlen gefochten. Anderwärts in weiterer Entfernung, wo die persönlichen Beziehungen wegfielen, färbte sich das Urtheil je nach dem Parteistandpunkte. Die Gesinnungsgenossen des Autors bewunderten den unerschrockenen Muth, die rückhaltslose Gradheit, einzelne reizte auch die Lust an persönlichem Skandal, andere, wie Schleiermacher, nahmen den Kern, das Interesse an der großen Zeit- und Streitfrage, und ließen die Schaale, die individuelle Entwickelung, bei Seite."

Nun sagt aber Herbst (wie wir früher gebracht) ganz deutlich:

„Es ist eine durchaus persönliche Schrift, in der die Sachen eben darum zu kurz kommen, und man hat nicht ohne Grund bemerkt, sie beantworte weniger die Frage, wie Fritz Stolberg ein Unfreier geworden, als sie die Geschichte des allmählichen Bruches zwischen den beiden Freunden darstelle."

Nach diesen Worten ist von einem Kern, den Schleiermacher für sich in Anspruch nehmen wollte, nichts zu finden. Schleiermacher hat bekanntlich sich selber oft sehr dichte Schleier vors Gesicht gehangen, besonders wenn er etwas Unliebes nicht sehen wollte.

17. Wie sich am Ende auch der tief verletzte Stolberg in einem Privatbriefe an seine Schwester hinreißen läßt, „die edle, reine, zärtliche Ernestine als verdammte Seele eines sie besitzenden ehelichen Teufels" zu bedauern.

Herbst berichtet (III. 185) weiter:

„Viele Zuschriften mit und ohne Namen, zustimmende (selbst

von Katholiken)[1]) und widersprechende, liefen bei Voß ein. Aber auch die badische Landesregierung mischte sich in den Streit, der namentlich dem Großherzog selbst lästig und widerwärtig war. Doch fehlte es in den höheren Regierungskreisen auch nicht an Vertretern und Gönnern der Voß-Paulus'schen Bestrebungen. Dem Herausgeber des Sophronizon wurde Vorsicht in Angriffen gegen einen Stand empfohlen, und der darin herrschende Geist einer ungeregelten Toleranz getadelt. Fast mehr als bei dem ersten Uebertritt wurde Stolberg's Name Gegenstand allgemeiner Erörterung. Der Angegriffene griff selbst zur Feder, aber der Tod überraschte ihn mitten in der Abwehr. Zwar erwies sich die Meinung, der Aerger über Voß's Angriff sei eine Mitursache von Stolberg's Ende gewesen, als irrig; die Witwe selbst widersprach dem Gerücht; daß aber Stolberg anfangs sehr fern war von still tragender Gelassenheit, zeigt theils der Ton seiner Gegenschrift, theils verrathen es vertrauliche Bekenntnisse gegen die Seinigen. Graf Christian hatte jede Erwiderung dringend widerrathen, der Angegriffene lehnt die Zumuthung ab. Er nennt den Sophronizon-Aufsatz ein Werk der Hölle, findet nichts als Arglist, Bitterkeit, schamlose Lügen." „Am wehesten thut es mir," schreibt er seiner Schwester Katharina, „daß die von Natur so edle, reine, zärtliche Ernestine die verdammte Seele dieses sie besitzenden ehelichen Teufels geworden ist."

Aus vielen Andeutungen, welche über die bisweilen aufsteigenden Gewitter in der Familie gegeben sind, kann man schließen, daß auch Stolberg im Voß'schen Hause hierüber seine Erfahrungen gemacht, die er bei dieser Gelegenheit, allerdings nicht in sehr schmeichelhafter Weise für Voß, seiner Schwester mittheilte. Daß der Mann, dem es eigentlich nur wohl zu sein schien, wenn er einen Gegenstand vor sich hatte, an dem er seine Mißstimmung abkühlen konnte, im Ermangelungsfalle eines auswärtigen Blitzableiters mit seinen Gewittern in seine arme Frau einschlug, das liegt auf der Hand. Es mag auch durch den Sohn, der sich auf's Trinken verlegte, in späterer Zeit der Hausfriede einige Störungen erlitten haben.

Stolberg hat diese drastische Schilderung des ehelichen Verhältnisses im Voß'schen Hause nicht publicirt, er schrieb die Bemerkung confidentiell seiner Schwester. Wir finden in diesem kurzen Satze, den Stolberg sicher nicht geschrieben hätte, wenn nicht seine Schwester ohnedies über die Voß-Tyrannei hin-

---

[1]) Leider sind diese Katholiken nicht genannt worden; denn hätte man dieselben auf ihren Gehalt geprüft, so wäre bei jedem, außer dem Namen Katholik, nichts weiter übrig geblieben.

länglich instruirt gewesen wäre, das Voß'sche Haus nicht als eine idyllische Hütte geschildert. Nach Stolberg scheint somit nur ein Theil der Luise gut getroffen zu sein, die arme Ernestine war eben „die alte verständige Hausfrau", welche wahrscheinlich die größte Freude hatte, wenn der alte Voß in seiner Stube den schwerfälligen Eisenhammer zum Hexameterklopfen auf den Amboß seines Pultes niederpoltern ließ, und sich schon fürchten mußte, wenn er knurrig die Stallthür seines Pegasus zuschlug und, um in seinen Homeroskämpfen nicht aus der Uebung zu kommen, dieses herrliche freie Leben der alten Griechen in seinem Hause fortsetzte. Im 9. Gesang der Odyssee besucht Odysseus Poseidons Sohn Polyphemos, der sechs seiner Genossen frißt.

Vers 286:

„Doch nichts antwortet er grausamen Herzens,
Sondern er streckt auffahrend die Händ' aus gegen die Freunde,
Deren er zween anpackt und wie Hündelein stracks auf den Boden
Schlug, daß Blut und Gehirn ausspritzte, netzend den Boden.
Drauf zerhackt er sie Glied vor Glied, und bestellte die Nachtkost,
Fraß dann drein, wie ein Löwe des Waldgebirgs, und er ließ nicht
Eingeweide noch Fleisch, noch selbst die markichten Knochen."

Im Vergleich mit dieser altgriechischen Humanitätsbande war ja Voß immer noch ein unschuldiger Krakehler; er schlachtete seine Opfer nur am Schreibpulte ab und zermalmte bildlich ihre Knochen und verschluckte ihr Lebensmark. Mit den Gerichten kam er nur einmal in Conflikt durch Perthes. Er blieb die Beweise für seine erlogenen Schmähungen schuldig — die Logenbrüder halfen ihm beim Gerichte durch. Nachdem er so viele in seiner Lebenszeit moralisch hinzurichten beflissen war, ist es billig, daß auch seine Grausamkeit literarhistorisch betrachtet und beachtet wird.

Bei dem langen Pfeifrohr, aus Weichseln gedrechselt,
Und dem Knastergedampfe der bläulichen Wölkchen zum Himmel,
Vor sich die brodelnde Kann' mit dem duftigen Trank der Levante
Und der herrlichen Milch, zu dämpfen die Kräfte des Kaffees,

verlor Voß seine sassische Cyklopennatur, wurde idyllisch gestimmt, stopfte sich eine Figur mit seinem rationalistischen Gehäcksel aus und versuchte es, dieselbe allen Landpfarrern als Muster vorzustellen. Wir haben mit Befriedigung gesehen,

wie Dr. Herbst betont, daß dies Pfarrerbild die gegenwärtig lebenden Prediger nicht befriedigen kann, und wie er im Namen der neuen Generation gegen das Voß'sche Pfarrhaus als Musterbild feierliche Verwahrung einlegt.

Stolberg mag es nun wohl auch im Voß'schen Hause wie dem Odysseus XIX. Vers 209 ergangen sein:

„Aber Odysseus
Sah mit erbarmendem Herzen den Gram der klagenden Gattin,
Als sie nunmehr sich gesättigt des voll ausweinenden Grames.
Drauf begann sie von Neuem im Wechselgespräch ihm erwidernd u. s. w."

18. Wie Voß, von der öffentlichen Meinung verurtheilt, auf eine Ausflucht nachzusinnen beflissen ist.

Herbst fährt (III. 186) fort:

„Immerhin konnte es für Voß nicht gleichgültig sein, die letzten Wochen des sterbenden Freundes verbittert zu haben. Auch die öffentliche Meinung wurde durch diesen tragischen Zwischenfall nicht zu Voß' Gunsten gestimmt. Graf Christian Stolberg beendigte die „Kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Herrn Hofraths Voß". Man (Dr. Herbst) kann nicht sagen, daß die Replik besonders wirksam wäre. Zwar wird eine Reihe von Irrthümern in Voß' Erzählung von der Art des Uebertritts aufgezeigt, aber die Sache tritt in kein anderes Licht, und es fehlte Stolberg das literarische Geschick, die kräftig eindringliche Sprache seines Gegners. — Voß rüstete sich alsbald zu einer Duplik. Der Streitpunkt sollte weit über Stolberg's Person hinausgerückt und zu einem Nachweis werden von dem Ursprung jener unheimlichen Mächte, die der Aufklärung den Tod, der Hierachie die Herrschaft bringen mußten! – (Sagt Herbst) Der Jugendfreund Overbeck gehörte zu den mit Voß' Schritt Unzufriedenen. Ernestine hatte ihn aufgefordert; sich unumwunden über den Schritt zu äußern. Der edle und zartgesinnte Mann, der bei allem Festhalten der Jugendfreundschaft von Voß durch tiefe Differenzen der Lebensansicht getrennt war, sprach (23. Nov. 1819) frank und frei seinen Schmerz über die Schrift aus. Es sei ihm nach der Lesung zu Muthe gewesen, als hätte er einem Gerichte beigewohnt, einer litterarischen Execution. „Ist's möglich," fragt er, „kann Liebe in solche Härte sich kleiden? Einen alten Freund nackt auszuziehen, und ihn an die Sonne zu hängen, Wespen und Fliegen zur Beute." Stolberg's Schritt sei eine Sache, worüber er nur Gott allein Rechenschaft zu geben habe, zu geschweigen, daß wir in Voß' Schrift, das eigentliche Wie, wie Fritz Stolberg ein Unfreier geworden, nicht erfahren, sondern bloß Anekdoten aus dem Voß'schen und Stolberg'schen Hausverkehr erhalten."

Das brachte Voß, wie zu begreifen, auf's Neue aus dem

Häuschen. Seine (Vossens) Schrift sei nur gegen die pfäffischen Dogmatiker gerichtet, Overbeck sollte nicht beunruhigt werden, sondern gelabt „mit der Ruhe des ursprünglichen Christenthums“ (d. h. wohl mit dem comprimirten, ungesalzenen und ungeschmalzenen Spinat, den der „redliche Pfarrer zu Grünau“ seinem Schwiegersohn, dem edlen bescheidenen Walter, und seiner Tochter bei der Trauungsrede als Inbegriff des geläuterten Christenthums, das von allem positiven Inhalt gründlich gesäubert ist, in der Pfarrhausstube vormacht).

Voß sagt dem Overbeck allerhand vor, was Overbeck ebenso gut, ja noch besser dem Voß hätte vorhalten können, so z. B.:

„Du lieber Bruder verstattest dir, zufällig angewöhnte Begriffe, Ahndungen und Gefühle für allein beruhigende, folglich jedem andern vorzuschreibende, zu halten. Du glaubst dich dabei wie vor Gottes Ausspruche zu demüthigen, und bemerkest nicht, daß solche Demuth geistlicher Hochmuth ist.“ „Nur Frieden auf dem Wege und Abwehr des Friedensstörers“ (das ist Stolberg, der hat die Familie Vossen's gestört) dieß, mein redlicher Overbeck, ist die Ruhe, die Taulers Laienbruder in der wahrhaften Mystik fand: aus öden Phantasie-Dogmen zog er fruchtbare Lehren für das Herz, Licht und Wärme allen, die Gott und seine Göttlichen bekennen.“ —

Overbeck war sehr weich gestimmt, er gab nach, um sich mit Voß nicht in Zwiespalt zu setzen; er schrieb ihm:

„Denn vor Friedensstörung bewahr mich Gott. Das Grab ist uns nahe, das Jenseits Gottlob auch. Da werden wir im Licht erkennen, was wir auf Erden dunkel sehen“

19. Voß denunzirt Stolberg beim Herzog von Oldenburg als gefährlichen Verschwörer gegen Fürstenmacht und Volksglück.

Voß war nicht mit seiner Schmähschrift zufrieden, es mußte noch etwas anderes auch geschehen. Er war immer in seiner Leidenschaft dem Gegner gegenüber massiv, grob und rücksichtslos, suchte aber gewohnheitsmäßig zugleich auch im Rücken zu denunziren. Darin besteht eigentlich der schwärzeste Fleck des ohnedies dunklen Charakters; so denunzirte er Görres, Creuzer, so hier beim Großherzog von Oldenburg, dem er ein Exemplar der Schrift gegen Stolberg (1819) übersendete, den Stolberg selbst.

Herbst (III. S. 322):

„Wie diese Streitschrift fürstlicher Anregung zum Theil [1]) ihren Ursprung dankt, so wollte Voß damit auch auf Fürsten wirken, d. h. ihnen klar machen, daß Stolberg's Ultramontanismus zur Untergrabung staatlicher Macht und Ordnung führen müsse. So wendet er sich bei Uebersendung seines Aufsatzes auch an seinen alten Landesherrn, den nunmehrigen Großherzog von Oldenburg, mit nachfolgendem Schreiben:

„Dieses Heft scheint fürstliche Theilnahme zu verdienen, deßhalb eile ich, gleich nach dem Abdruck es Sr. Durchlaucht, meinem gnädigen Fürsorger, und dem Erbprinzen zu übersenden. Es betrifft Deutschlands Wohl, welches jetzt auf der Grenze der Entscheidung schwebt. Gegen wahre und wahrhaft gefährliche Umtriebe zeugen hier Männer von Erfahrung und Redlichkeit aus reiner Leibe für Fürstenmacht und Volksglück, sich sorglos entgegenstellend der verbündeten Eigensucht. Von Graf Stolberg's 7 Wochen in Wien und der Rückreise aus Italien, von der jesuitisch verabredeten Treibjagd nach Illuminatenspuk hat mir neulich der Baron Retzer aus Wien viel Einzelnes erzählt, dessen Enthüllung für die Geschichte nicht ausbleiben wird. Mit dem katholisch gewordenen Adam Müller, den der Wien'sche hohe Adel in Leipzig zum Kundschaften und zur Herausgabe der Staatsanzeigen hält, steht Graf Stolberg in eifrigstem Briefwechsel. Neulich sagt mir Rochlitz: die Staatsanzeigen, weil ihr zu offener Ton die Meinung nicht gewinne, sondern erbittere, seien von Fürst Metternich gehemmt worden. Gleichen Briefwechsel führt Stolberg mit dem Proselyten Schlosser, der sammt Schlegel für römische Hierarchie zum Verdruß der besseren Katholiken wirkt, demselbigen, der in Baron Steins Auftrage die Apologie des Adels schrieb, und darauf katholischer Schulaufseher in Koblenz ward. Der Mitverbündete Görres trägt plumpe Freimüthigkeit zur Schau und arbeitet eigentlich gegen Preußen und Protestanten für Papstthum und Magnatenthum unter Oesterreichs Kaiserthum. Dem Hofrath Jung haben Schlosser und Friedrich Schlegel im Vertrauen gesagt: Sie wundern sich, daß wir die Thorheit des Katholischwerdens auch mitgemacht, aber man muß das Papstthum stärken zum Bollwerke gegen Despotengewalt, wie schon Johannes Müller in den „Reisen der Päpste" rieth."

Hier entpuppt sich der Begierde-Fürstenmörder wieder als allerliebsten Denunzianten, dem keine Lüge zu albern ist, wenn sie ihm nur in seiner Feindschaft gegen die katholische Kirche

---

[1]) „Den ohnehin wollenden hat der Wunsch der Fürstin Caroline zur Lippe gestachelt", sagt Herbst. Daraus ergibt sich, daß Voß diesen fürstlichen Wunsch zum Vorwand genommen.

einige Nahrung geben kann. Er stellt sich stolz mit Männern auf eine Linie, die aus reiner Liebe für Fürstenmacht und Volksglück sich sorglos der verbrüderten Eigensucht gegenüberstellen.

Die beiden Katholiken Schlegel und Schlosser hätten dem Hofrath Jung ihr Vertrauen geschenkt und beide ihr Katholischwerden selber eine Thorheit genannt!

Wenn man schon diese beiden Herren für niederträchtig genug hält, sich in dieser Weise über ihre Conversion zu äußeren, so sollte man doch die beiden nicht für so blöde Simpel halten, daß sie einem Herrn Hofrath Jung ganz naiv sich selber „im Vertrauen als Schufte erster Klasse bezeichnen".

Aber selbst gesetzt den unsinnigen Fall, die beiden hätten diese Ansicht im Vertrauen Herrn Jung mitgetheilt, so bleibt Herr Jung, der dies Vertrauen mißbraucht hätte, immer noch ein arger Wicht! — Nun ist aber, die Sache beim Licht betrachtet, gewiß, daß Jung bewußt gelogen oder Voß auch gelogen hat; denn daß Voß in seiner Wuth um Lügen nicht verlegen war, das ist ihm von Heyne, Creuzer, Claudius und Stolberg, mit denen er haderte, genugsam nachgewiesen worden.

War Voß einmal ins Denunziren hineingekommen, da wußte er jeden Tratsch, auch den unwahrscheinlichsten, und dessen Unwahrheit auf der Hand lag, auszunützen, aufzuputzen und für seinen Zweck zu präpariren. Hören wir ihn in seinem Polizeibericht an den Großherzog von Oldenburg weiter:

„Vorigen Winter verweilte hier ein aus Frankreich kommender Italiener, der an öffentlicher Tafel behauptete, der einzige Schutz gegen Revolution sei Papst und Jesuiten. Er verrieth Bekanntschaft mit Adam Müller, Tieck, Brentano (auch ein Genosse Stolberg's) und Aehnlicher. Als der Jurist Welker ihm widersprach, erklärte er keck: Ihr werft uns Herrschsucht vor, ja wir wollen herrschen, wir müssen und werden es, damit ihr Ruhe bekommt."

Wer war dieser Italiener? In welchem Lokale erklärte er sich, wie oben steht? Wie verrieth er seine Bekanntschaft mit Müller? u. s. w.

Auf diesem lockern Moorgrund baut nun Voß in seiner gewohnten Manier gleich ein ganzes Treibhaus voll weiterer

verdächtigender Denunziationen; er beginnt mit dem beliebten Worte vielleicht:

„Vielleicht erklärt dies, warum die Kamptzischen Polizeischergen in Bonn, wo andere laut genug sprachen, gerade Welker sammt seinem Bruder auserwählten. Vielleicht auch Folgendes: Walker las hier vorigen Winter Staatsrecht, welches Stolberg's Sohn Fr. L. hörte. Die Rede kam auf allgemeines Moralgesetz, wovon kein Religionssatz entbinde, sonst wäre unter mehreren Beispielen Philipp's Grausamkeit in den Niederlanden nach dem Grundsatz seiner Kirche untadelhaft. Der junge Stolberg geht zu Welker und sagt, er habe gelernt, seine Religion mißbillige Philipp's That; wenn sie dergleichen gut hieße, so würde er selbst, der eine protestantische Schwester habe, sogleich Protestant werden. Welker bewies ihm es hier, wie er gesagt. Beide Brüder, Fr. L. und der ältere Cai. (beide noch in Eutin geboren), wurden schwermüthig. In den Ferien reiste Fr. L. zum Vater und Cai. zum Pater Sailer um Belehrung, die, wie es heißt, sie beruhigt habe."

Den höchst merkwürdigen Beweis Welker's, der die beiden Brüder Stolberg so schwermüthig machte, hat Voß sehr vorsichtiger Weise nicht gebracht. Was der Inhalt des christlichen Moralgesetzes (respective des in der Kirche üblichen Moralgesetzes) ist, davon kann sich jeder leicht Kenntniß verschaffen, was aber Welker unter dem allgemeinen Moralgesetz versteht, das ist sehr unklar. Bei den Griechen fanden die Freien, Besitzenden und Sklavenhälter die Sklaverei ganz in der Ordnung. Selbst der große Aristoteles fand nichts dagegen einzuwenden. Da wäre also nach dem allgemeinen Moralgesetz bei den freien Griechen die Sklaverei ganz in der Ordnung gewesen. Das christliche Sittengesetz aber ist ja eben das allgemeine. Wo aber der Staat Alles und die Persönlichkeit Null ist, da wird sich jede vom Staat überwältigte Persönlichkeit für diese Gattung allgemeinen Moralgesetzes allerschönstes bedenken.

Voß fährt in seiner Beweisführung fort und auf die obigen „vielleicht" hinauf schiebt er ganz vertrauensselig den Katholiken alle Maßregeln in die Schuhe, die zu jener Zeit Regierungen gegenüber den geheimen Gesellschaften zu ihrem eigenen Schutz anzuwenden für gut befunden haben. Daß sämmtlichen Freimaurern-Illuminaten alle Vorkehrungen gegen geheime Gesellschaften nicht zusagten, ist selbstverständlich.

20. Wie nach Vossens Ansicht die Katholiken die eigentlichen gefährlichsten Thronumstürzer sind.

Voß führt in seiner Denunziation an seinen „alten Landesherrn“ den Beweis weiter fort, daß Stolberg's Ultramontanismus zur Untergrabung staatlicher Macht und Ordnung führen müsse. Dieser alte Witz wurde von Maurern den regierenden Fürsten so lange vorgegaukelt, bis die Enthüllungen über den Geheimbund die Untergrabung staatlicher Ordnung ganz wo anders zu suchen lehrten.

„In Bonn durchsuchten die Schergen in Arndt's Hause auch das Bett der Wöchnerin, bei Welker steckten sie Familienbriefe, ein griechisches Lexikon mit Randbemerkungen, die man für Chiffren hielt, und Papiere des heimlichen Gemachs in den Saal (?) und es fand sich — Nichts. Studenten und Bürger waren zum Zuschlagen bereit, und es erhielt sich die Ordnung. Was unserem ehrwürdigen(!!) Paulus in Stuttgart widerfuhr, berichtet beiliegende Schrift. Ohne Zweifel hat Malchus, dessen Partei durch einen erbitterten Gewaltstreich die Konstitution vereitelt zu sehen wünschte, den König irre geführt, denn ihm hatte der König auf der Reise nach Koblenz und zurück Zutritt vergönnt.“

Am interessantesten ist nun der Schluß des Briefes, in dem Voß den Großherzog versichert, es gäbe keine Spur von solchen Verbindungen, wie man sie jetzt anklagt, und alles wäre nur von Gegenden zu fürchten, wo katholischer Pöbel sich empörte.

Voß schließt:

„Soweit durch Besuchende aller Art meine Kenntniß der deutschen Länder reicht, ist keine Spur von solchen Verbindungen, wie man sie jetzt anklagt. Nirgends, so laut auch der Wunsch nach Verbesserung sich äußert, will das Volk republikanische Verfassung. Fürst und gleiches Gesetz ist Aller Wunsch. Bewahre uns Gott vor einem ernsthafteren „Hoch“ als das, welches die Studenten gedämpft haben. Am gräulichsten würde es in Gegenden sein, wo katholischer Pöbel sich empörte, zumal durch neue Künste gehetzt. Die Vorsehung wird walten über Deutschlands treumeinenden Fürsten und ihrem Volke trotz aller Verbindungen der Arglist, und jeder Rechtschaffene wird leben und sterben für's Gemeinwohl und dessen Lenker.“

Da grinst doch aus jeder Zeile der Jahresgehalt des gemietheten Kirchenvertilgers heraus. Welch erhebende Begeisterungsphrasen für das Wohl und die Gesundheit der deutschen Fürsten! Zu jener Zeit, als Voß in seiner Jugend

als Präsident des Hainbundes wie ein Möros den Dolch im Gewande, seiner künftigen Ernestine heimlich weißzumachen suchte, er wolle Fürsten abmurksen, hatte die Vorsicht Gottes zum Schutze der Fürsten gar nichts zu thun; die Vorsicht Vossens reichte vollkommen aus, er war nur in heimlichen Drohungen stark mit dem Federdolch. Nachdem Voß vom Fürsten bezahlter und wohlgesitteter Hofrath geworden, hat dieser des Fürsten und mehr noch sein eigenes Wohl bedenkende Staatsmann seine Ansichten total gewechselt.

Voß war immer sehr muthig bei ungefährlichen Wagestücken. Das ungefährlichste zu jener Zeit war, über den Papst zu schimpfen und die Katholiken des Fürstenhasses, der Revolution und aller andern möglichen Schandthaten anzuklagen. Am Samstag Abend, wenn sein Freund und Genosse Paulus ihn besuchte, gab es immer praktische Uebungen im Bier- und Papstvertilgen. Aber der Papst bekam sehr honette Gesellschaft vorzüglicher Katholiken und auch höchst ehrenhafter und schätzenswerther Protestanten, wie z. B. Stolberg, Görres, Heyne, Claudius, Creuzer und Perthes. Da wurde nun an jedem Samstag Abend eine ganze Hekatombe von Menschenopfern mit großer Begeisterung niedergeschimpft.

21. Vossens Anfeindung und Verfolgung des edlen Protestanten Perthes.

Einen merkwürdigen Brief müssen wir noch bringen; derselbe liefert uns den eklatanten Beweis, wie Voß in seinem eigentlich der ganzen Offenbarung des neuen Bundes bitterfeindlichen, total verwaschenen und, wie es die Folge gelehrt, auch total nichtssagenden und unhaltbaren Rationalismus, auch die edelsten und besten Vertreter des positiv-christlichen Gehalts im Protestantismus in unverantwortlicher Weise mit allen unsittlichen Künsten, die er meisterhaft zu üben verstand, verfolgt hat.

Der Buchhändler Friedrich Perthes war eine edle, wohlwollende Persönlichkeit; wenn man das Leben desselben, von seinem Sohne Klemens Perthes, Professor in Bonn herausgegeben, durchliest, kann man dieses vortrefflichen Mannes nur in Liebe und Verehrung eingedenk sein. Der Perthes ist Protestant geblieben, aber auch tolerant dabei gewesen. Er

war eine so edle Natur, daß Voß ihn gar nicht zu verstehen und zu würdigen vermochte.

Wie tief im Innersten mußte dieser sonst so ruhige, duldsame Mann durch Voß verletzt gewesen sein, als er 16. Nov. 1819 von Hamburg aus an Overbeck in Lübeck über den Anlaß eines Streites Folgendes schrieb:

„Es scheint mir Schuldigkeit zu sein, Ihnen als vieljährigem Freund des Hofraths Voß inliegendes Blatt senden zu müssen. Sie waren ja auch Freund des seligen Claudius. Ich darf voraussetzen, daß die Voß'sche Schrift auf Sie den Eindruck gemacht hat, den sie auf jeden guten Menschen, jeden redlichen Mann, der nur irgend ein Verhältniß der Gesellschaft noch achtet, machen muß und auch macht, wie ich in meinen Umgebungen erfahre. Es ist mir aber auch sehr daran gelegen, daß Sie den Standpunkt erkennen, auf welchen ich mich bei der Zurechtweisung zu stellen hatte. Als Laie in der Dialektik kann ich mich mit einem so erfahrenen und gewandten Künstler wie Voß nicht auf Schriftstreit einlassen. Wohl weiß ich, daß einfache Darstellung der Wahrheit die kunstreichste Giftmischerei besiegt, mir würde es ein Leichtes sein, nicht nur auf jedem Blatt der Voß'schen Darstellungen grobe Verdrehungen und offenbare Lügen mit Thatsachen aufzuklären, und ich bin bereit, Ihnen deren eine ganze Anzahl mitzutheilen, es würde sogar vollständig gelingen, Vossens Charakter und Handlung im schwärzesten Licht darzustellen, aber es widersteht meinem Gefühl, und ich habe im Sinne des seligen Claudius zu handeln."

„Es blieb mir also nur übrig, durch Beschuldigung von boshafter Verleumdung, Lüge und Verdrehung die Sache in die bürgerlichen Verhältnisse zu bringen und Voß in die Nothwendigkeit zu setzen, mich als Injuriant zu belangen, oder auf sich die harte Beschuldigung sitzen zu lassen."

„Voß, den Nicht-Christen, Voß, den demokratischen Undeutschen, mochte ich nicht berühren, doch konnte ich nicht umhin, die Stellung des Bürgers zum Adel anzudeuten."

„Voß' Schrift wird die Ultras von beiden Seiten in's Gewehr rufen."

„Was Voß selbst betrifft, so ist er mir ein Gegenstand des Grausens und Entsetzens! — Wie ist es möglich, daß ein Mensch durch Egoismus bis zu dieser Verhärtung kommen kann? Ein bloßer Mechanismus des Selbstseins. Gott sei dieser Seele gnädig! Weh muß Ihnen dieser Durchbruch der Erkenntniß von Voß sehr thun. Mit dem tiefsten Respekt ganz gehorsamst Fr. Perthes."

Voß hat in seiner Schrift: Voß gegen Perthes. Abweisung einer mystischen Injurienklage. Stuttgart, Metzler 1822, den Beweis seiner Verleumdungen gegen Perthes nicht bringen

können. Er zog sich durch neue Lügen aus der Schlinge und drehte sehr oft die Ausflucht herum: Ja, wenn auch Perthes aus einer Heilandskasse nichts bekommen hat, so hat ihm doch Stolberg's Kirchengeschichte viel Geld eingetragen und man kann es immerhin als wahrscheinlich annehmen, daß Perthes von katholischer Seite eine Unterstützung bekommen hat u. s. w. u. s. w. Statt zu beweisen, füllt Voß wieder viele Seiten mit Schimpfen aus. Er schrieb, als ihm seine Lügen von Perthes nachgewiesen wurden, eine zweite Broschüre: Voß gegen Perthes. Eine zweite Abweisung einer mystischen Injurienklage. Stuttgart 1822. Nun waren aber in der Klage des Perthes ganz concrete, bestimmte, wörtliche Lügen des Voß widerlegt. Voß liebte das summarische Verfahren und nennt gleich im Titel die Anklage eine mystische Anklage! Nun führt aber Perthes offenbare Lügen des Voß an und fordert Voß auf, diese Lügen zu beweisen; das konnte Voß nicht und er zog sich mit neuen Schmähungen aus der Schlinge.

22. Der vortreffliche Varnhagen und seine noch vortrefflichere Nichte Ludmilla Assing; der Werth ihrer Memoiren-Literatur. Varnhagen steht ganz und gar auf Seite Vossens.

Herbst (III. 189):

„Unter den bedingungslos und uneingeschränkt für Voß eintretenden Stimmen macht die von Varnhagen sich besonders bemerklich. Es ist nicht befremdend, daß ein Schriftsteller, dem fast alle Geschichte zur Personengeschichte, und die Geschichtschreibung zur Memoirenform wird, der selbst immer lüstern ist, briefliche Mittheilungen auf den Markt zu bringen, daß dieser von solchen Enthüllungen sympathisch berührt wird. Diese Aufdeckung der Umtriebe von „Pfaffenthum und Ritterthum", dies Eifern gegen die Lügeneinrichtung des Adels ist ganz nach seinem Geschmack."

Varnhagen war voll der Lobsprüche über diese „ausgezeichnete Schrift" Vossens. Sehr begreiflich für Jeden, der die Unverfrorenheit kennt, mit welcher Varnhagen und seine Nichte Briefe mit allen Verdächtigungen, Andeutungen, ehrenrührigen, unerwiesenen und unerweisbaren Gerüchten über geachtete Personen, kurzweg drucken ließen. Varnhagen schonte auch die geheimen Mittheilungen seiner intimsten Freunde nicht; die Briefe des alten Humboldt mit seinen

bissigen und schändlichen Bemerkungen über König und Hofleute in Berlin gab er seiner saubern Nichte Ludmilla und diese ließ alles ganz ungenirt drucken. In welchem Lichte sein (Varnhagens) Freund und vertrauter Correspondent Humboldt bei Hof und bei allen ehrenhaften Leuten dastehen werde, das kümmerte ihn nicht! Die Nichte Varnhagen's bekam für den Bogen so und so viel Honorar, und je ärger der Skandal, um so größeren Absatz fanden die Memoiren. Nur dies eine Beispiel: Der alte Humboldt hatte vom Hof bedeutendes Gehalt, allerhand Ehrentitel, Ehrenstellen und Orden; man behandelte den Alten rücksichtlich seiner ganz kolossal aufgebauschten (er war auch Maurer) Verdienste wie einen Prinzen des Hauses — man hörte, rein aus Gefälligkeit, um dem „alten Herrn eine Freude zu machen", seine langweiligen Vorlesungen eigener Erzeugnisse an; er wurde bei Hof wie als Kind im Hause behandelt — und nach seinem Tode stellte es sich aus seinen Briefen an Varnhagen heraus, daß er den König verhöhnte, sich über die königliche Familie und den Hof lustig machte, — so daß man in Berlin allgemein oben und unten zu dem Ausruf kam: Wer hätte sich doch denken sollen, daß dieser Alte ein so g....... Sch... gewesen ist! — Für derlei sehr ausgiebige Nachrufe, welche Varnhagen dem Freunde Humboldt in Scene setzte, könnte sich Humboldt aus Dank für Varnhagen „noch im Grabe umdrehn."

Ueberhaupt wenn man so in die Betrachtung vieler unserer schöngeistigen oder auch mit dem blechvergoldeten Scheine der höhern Wissenschaft dekorirten deutschen Dicht-, Schreib- und Wissenschaftsheroen hineinkommt — so kann man sich oft des Eckels, und wenn man es milder und humoristisch auffassen will — des Lachens nicht erwehren.

Auch Ludmilla Assing, die nach ihrer bescheidenen Meinung höchst liebenswürdige Nichte des Varnhagen von Ense setzte „ihrer glorreichen Abkunft nach" das Geschäft, mit Memoiren Geld zu machen, fort; ja diese Dame hat an Unverschämtheit ihren Herrn Onkel noch weit übertroffen. Fürst Pückler-Muskau übergab ihr seinen Nachlaß und Briefwechsel, er meinte nun: „Diese Ludmilla, der ich so unendlich viel Schönes gesagt habe, jedenfalls und unendlich mehr, als sie nach ihrer Erscheinung zu beanspruchen

berechtigt gewesen ist, wird doch aus den Papieren nur alles das herausnehmen, was mir nach meinem Tode zur Ehre gereicht" u. s. w. Wie ist der Fürst Pückler-Muskau angekommen. Sie gab 7 Bände Muskaueriana heraus, die alle nach nichts weniger als nach Muskatnuß duften. Sie verwendete aus den Papieren des Fürsten jeden Fetzen, der das „Werk" pikant und umfangreicher zu machen im Stande war; jeder Leser, der nicht ludmillisch gesinnt ist, muß sich in Anbetracht dieser publicirten Muskaupapiere eingestehen: „Nein, es ist — nicht nur von der Hand einer „Freundin", sondern überhaupt — noch nie ein Fürst in Deutschland so schmutzig, schamlos, rücksichtslos für den verstorbenen Fürsten, und rücksichtslos für die öffentliche Moral an den Pranger gestellt worden! Und das that die „Freundin" Ludmilla — die auch alle Briefe Muskau's an die Ludmilla mit allen (eine Frau, die von ihrer sittlichen Würde noch einige Reste auf dem Lager hat, verletzenden) Schmeicheleien, welche sie, die Ludmilla, angingen abdrucken ließ. Pückler-Muskau war mitunter auch höhnisch und sarkastisch: Er schrieb oft an Ludmilla am Schluß eines Briefes: „Ich küße Ihre Fingerspitzen". — Ludmilla war so eitel, das alles als baare Münze anzunehmen, diese Münze auch den Lesern vorzulegen und dabei zu meinen, die würden sich sicher alle denken: Was muß diese Ludmilla für eine Schönheit sein — oder nach Jahrhunderten: Was muß das für eine Schönheit gewesen sein! — In Florenz (wo sie sich schriftstellerisch auf die Höhe Boccaccios zu erschwingen suchte, ein Saltomortale, der ihr mehr als gelungen zu sein scheint), — heirathete die schon mit Olympiaden reichbegabte Dame einen jungen Italiener — es dauerte aber die Ehe nicht lange; in Florenz sagte man: Dem jungen Mann war es unangenehm, mit ihr in Gesellschaft zu erscheinen und sich auslachen zu lassen. Ludmilla starb — die Memoiren Pücklers als ein Monument, das sie dem Fürsten Pückler im Tode, sich im Leben gesetzt, zurücklassend — ein Monument, das beiden zu einem unvertilgbaren Ehrenfleck gereicht. Die arme Person verfiel am Ende in Wahnsinn; zu ihrer Ehrenrettung könnte man annehmen, daß sie bei Herausgabe der Muskaueriana auch schon etwas aus den Fugen gegangen war. Daß Varnhagen somit „bedingungslos und uneingeschränkt" für Voß eintrat und sich

durch seine Theilnahme an dem, und Freude über den Skandal besonders bemerkbar machte, ergiebt sich aus dessen Mangel an sittlichem Charakter und seiner rücksichtslosen Bosheit, mit der er besonders alle jene behandelte, die in ihrer Stellung oder in der Achtung ihrer Mitmenschen über ihm standen. Ueber Varnhagen von Ense, den Skandalmacher, und über seine Nichte Ludmilla, welche die Reise vom Ideal edler Weiblichkeit zum entgegengesetzten Pol ohne ein Hinderniß und ohne einen Aufenthalt zurückgelegt hat — ist von allen stimmfähigen Seiten der Stab gebrochen.

„Das Eifern gegen die Lügeneinrichtung des Adels war ganz nach seinem (Varnhagen's) Geschmack," lautet oben der Bericht über ihn. Er aber hätte es sehr übel bemerkt, wenn ihn einer nicht Varnhagen von Ense, sondern nur Varnhagen angetitulirt hätte. Das erinnert uns an den „gräflichen Freiheitskrakehler" Anastasius Grün, dessen Singen und das dem Gesange widersprechende Wirken wir gekennzeichnet haben.

Dieser Varnhagen verstieg sich in seinem Lobpsalm über Vossens Schmähschrift so weit, zu sagen:

„Voß' Schrift bezeuge den wehmüthigen Schmerz, die trauernde Entrüstung und zürnende Theilnahme, mit der er das Freundschaftsverhältniß dem Rufe strenger Wahrheit unterordnet, und mehr noch die eigene Brust als die fremde der Verletzung preisgibt."

Daß Stolberg dem Voß mehr als Freund, daß er ihm Wohlthäter war, daß er den Voß mit Geld in der Zeit der Noth geschenkweise unterstützte, daß er ihm die gute Rectorstelle in Eutin verschaffte — daß dem Voß das Haus des Stolberg jahrelang offen stand — daß Voß selbst in einem Brief aus Lüneburg vom 3. Juli 1796[1]) an Gleim diesem mittheilt:

„Stolberg und Graf Holmer wollen den (protest.) Bischof bestürmen, daß er mir für 3 Stunden täglich nothdürftiges Brod, nämlich 500 Reichsthaler außer dem Schulgelde gebe, und für die übrigen Stunden selbst einen Mitarbeiter besorge" —

davon schweigt Varnhagen mit Beharrlichkeit.

Das Gefühl der Dankbarkeit dünkte dem Varnhagen wie auch dem alten Naturförster[2]) Humboldt eine verächt-

---

[1]) Voß' Briefe II. S. 325.

[2]) Wie das Volk in Schwaben die Naturforscher nennt.

liche Schwäche, denn Humboldt mißhandelte den König und den Hof zu Berlin in seinen Briefen mit Spott und Hohn, in derselben Zeit, in der er sein reiches Gehalt von demselben Hofe einzog, und, mit Ehren und Orden überhäuft, die Antichambren belagerte und in den Sälen des königlichen Schlosses aus- und einwackelte.

Schon bei Friedrich Wilhelm IV. spielte Humboldt dieselbe unverantwortlich jämmerliche Rolle, wie W. Menzel[1]) berichtet:

„Der wohlmeinende König war so schwach, nicht zu merken, wie Alexander von Humboldt, dem er die höchsten Ehren anthat, die einem Unterthanen irgend erwiesen werden können, ihn doch nur verspottete."

Ob Humboldt diese seine Moral auch als Großmeister in der Loge vorgetragen hat?

Als der Leichnam Humboldt's in dessen Villa zu Tegel ankam, haben die Bauern daselbst den Sarg mit Lehm und Koth beworfen. Wir meinen nicht, daß die Bauern zu dieser ekeligen Demonstration ein Recht gehabt haben, ob aber der Leiche des Mannes dadurch ein Unrecht geschehen ist, der im Leben seinen königlichen Wohlthäter, vor dem er äußerlich herumkroch, hinterm Rücken in Briefen verunglimpfte und verhöhnte (mit Koth bewarf), das ist eine andere Frage. So geschieht vielen vollkommen Recht, ohne daß denjenigen, die den Betreffenden justificiren, eine gesetzliche Erlaubniß zur Ausübung dieses Rechtes zustände.

23. Vossens Sohn, der sanfte Heinrich. Vossens Wuth steigert sich mit den Jahren. Gelzer verurtheilt Voß senior und junior.

Mit Voß vollkommen übereinstimmend war dessen Sohn Heinrich. Es ist interessant, die Ansicht dieses sanften Heinrichs über das Benehmen seines Herrn Vaters zu registriren, der diesen zum Tugendhelden, zum Apostel der Wahrheit stempelte' welchen in den Ausbrüchen seiner wunderlichen Begeisterung zu belauern ein „Genuß" ist.

Herbst (III. 189):

„Sein Sohn Heinrich schreibt in jener Zeit (21. März 1820) an einen fernen Freund (den Conrektor Wolf zu Flensburg): „„Ich

---

[1]) Denkwürdigkeiten. S. 391.

wollte, Sie sähen meinen Vater; nie war sein Gesicht heiterer. Ich kann mich unmöglich von ihm jetzt trennen, seine Stimmung ist ein religiöser Genuß für mich. Ich habe daher meine schon ganz fest beschlossene Rheinreise mit alten Freunden aufgegeben, und es dem Abraham (seinem Bruder, damals in Kreuznach) zur Pflicht gemacht, hierher zu kommen, um an diesem Genusse Theil zu nehmen."" Die Familie, Ernestine und Heinrich, sahen in staunender Ehrfurcht zu dem Vater auf, der ihnen wie ein Apostel der Wahrheit erschien."

„Beleidigen könnte ihn (Voß), wer ihm über den Sophronizon (in dieser Zeitschrift des Paulus standen die Invektiven gegen Stolberg) ein gutgemeintes schaales Compliment machen wollte. „„Das ist wahrer Griechen- und Römersinn aus der Zeit der Republik. Ich habe Stunden, wo ich meinen Vater so ganz zu verstehen und zu begreifen glaube; dann regt sich eine Art von Stolz in mir, den ich nur trauten Freunden aussprechen kann, der Stolz, sein Sohn zu sein."" —

Es hat den Anschein, diese Lobtiraden, welche Voß Sohn zu Ehren des Voß Vater wie leuchtende Raketen aufsteigen läßt, seien der Erguß eines liebetrunkenen Sohnesherzens, aber Herbst gibt uns einigen Aufschluß über die Stunden, in denen Voß Sohn seinen Vater so ganz zu verstehen glaubte, indem er berichtet (III. 195):

„Seine (des Voß Sohn) Kraft wurde durch übermäßige Neigung zum Weintrinken gebrochen; Wassersucht war die Ursache seines Todes."

So schreibt Professor Creuzer 26. Januar 1823:

„Kurz nach meiner Rückreise wurde unser Professor Voß begraben. Dirus Hydrops — in Folge seines über alle Grenzen gehenden Weintrinkens! Es war Schade um ihn, er hatte viel Gutmüthigkeit und schöne Talente und Kenntnisse. Als Lehrer hat er kein Gefühl einer Lücke hinterlassen; er las sehr wenig und nachlässig."

Es verdient alle Anerkennung, daß Dr. Herbst als Historiker seine Helden nicht mit Flittern ausstattet, daß er auch in wahrer historischer Treue die Mängel und Gebrechen an Voß und im Voß'schen Hause treu berichtet und nicht mit Vertuschen übergeht. Diese „übermäßige Neigung" des Sohnes erklärt uns die vorhergegangene und nachfolgende Uebertreibung und Phantasterei.

Voß Sohn fährt fort:

„Der Sohn seines Geistes zu sein, ist mir von Gott nicht gegeben, wohl aber der Sohn seines Herzens, und der will ich

immer mehr werden hier und jenseits! An den alten Schmelke schreibt Voß Sohn (Pfingsten 1821). „Ich glaube, das Gefühl, diese Schriften geschrieben zu haben, wird ihm einmal die letzte Stunde versüßen."

Den Voß Vater von Seiten seines Herzens rühmen, das konnte in der That nur Voß Sohn versuchen, und zwar auch nur in jenen Stunden, wo er seinen Vater so ganz zu verstehen und zu begreifen glaubte. Indem Voß Sohn die Hoffnung ausspricht, die Erinnerung an die Schmähschrift gegen Stolberg solle dem Voß Vater die letzten Stunden versüßen, vermeint Voß Sohn: unser Herrgott soll an den Wuthausbrüchen, Beschimpfungen und eklatanten Lügen des alten Voß auch noch eine theilnehmende Freude haben. Wir meinen aber durch diese „übermäßige Neigung" zum Loben seines Vaters, hat Voß Sohn in erster Linie sich selbst und in zweiter seinen Herrn Vater der Lächerlichkeit preisgegeben.

Gelzer (Neue deutsche National-Literatur 2. Bd., 461) mißbilligt im höchsten Grade das Benehmen von Voß senior und junior. Der junge Voß sah seiner Denkweise gemäß im Uebertritte Stolbergs nur „Abfall und Versinken". Er schreibt:

„Allgemein war das Erstaunen und das Mitleid, daß ein Mann wie Stolberg so tief sinken konnte,[1]) allgemein die Verwunderung über die Angehörigen, wie gleichgültig sie von dem Abfalle sprachen, wie lobpreisend von des Abgefallenen echt christlichem Gefühl." —

Die Vösse setzten demnach voraus, alle Angehörigen der Stolberg'schen Familie hätten von der Vossischen Höhe herunter einen Stein um den andern auf den Abgefallenen niederregnen lassen sollen.

An Gleim schreibt Heinrich Voß:

„Da steht das große Kind (Stolberg), das sein Müthlein gekühlt hat und forttrotzt, und um ihn her die hätschelnden Streicher u. s. w."

„Der Geschiedene (Stolberg) suchte seine Beruhigung dort, wo mit der Gallitzin ihr Fürstenberg, einst als Aufklärer berühmt, dunkelte, wo ein Bund von Adlichen und Priestern Roms zum Hohn der deutschen Denkfreiheit halbviehische Trap-

[1]) Diese Aeußerung gibt uns von der pyramidal-schwindelnden Höhe Kunde, auf welcher die beiden Vösse in ihrer eigenen Höhenmessung zu stehen vermeinten.

visten ansiedelte, ja vor gläubigem und ungläubigem Pöbel sogar ein Wunder hervorbrachte." „Die Phantasie sträubt sich: — hier jener düstere, einem Trappisten vergleichbare Pfaff, und vor ihm mit demüthiger Gebärde Fritz Stolberg sammt seiner Sophie? abschwörend den göttlichen von Luther wieder errungenen Glauben der Bibel, die Stolberg von nun an nicht lesen darf ohne Vergünstigung? abschwörend, was den Menschen über das Thier erhebt,[1]) wodurch der Mensch Gottes Ebenbild ward, die heilige Vernunft? O der tiefen, der jammervollen Entwürdigung." —

Ein Glück, daß die beiden Vösse nicht mehr lebten, als im Jahre 1840 die französische Regierung Trappisten nach Algier verpflanzte, und 1880 die protestantische Regierung Englands Trappisten aus Bosnien in das Capland berief, ihnen die Reisekosten zahlte und Ländereien schenkte, daß sie dort das Land cultiviren! Bei Banyaluka in Bosnien haben die Trappisten 1870 ein Kloster gegründet, Webereien und Handwerke die Bosniaken gelehrt, als Aerzte den Kranken unentgeltlich Arzneien verabreicht u. s. w.

Der Schreiber dieses hat im „Cisterzienserbuch" über das Leben und Wirken der Trappisten in Bosnien nach eigenem Augenschein ein kleines Bild entworfen und muß den Vossiden gegenüber sagen, daß es mit diesen „halbviehischen" Leuten nicht gar so arg ist, mit ganz viehischen können dieselben immer noch einen Vergleich aushalten! Und der arme Stolberg, welch entsetzliches Bild, er steht vor dem „einem halbviehischen Trappisten" gleichenden Pfaffen mit demüthiger Gebärde und schwört ab, was den Menschen über das Thier erhebt! —

Wenn Voß junior seine Hallucinationen schließt mit den Worten: „O der tiefen, jammervollen Entwürdigung!" so hat er sich nur in der Persönlichkeit geirrt, an welche dieser moralische Entrüstungsruf gerichtet worden ist.

---

[1]) Ein wissenschaftlich gebildeter Katholik wird an obiger Stelle nicht einmal ein Aergerniß nehmen, selbe ist ja geradewegs zum Lachen. Die Unterschiede von Mensch und Thier werden je nach dem Bildungsgrade der Menschen sehr verschieden aufgefaßt. Der renommirte Wiener Komiker Nestroy sagte einmal in einer Komödie: „Sehen Sie, das ist ja eben, was den Menschen vom Thier unterscheidet, — der Mensch sauft sich einen Harbeutel (Rausch) an, das thut das Thier nicht; welche Freude, ein Mensch zu sein!"

24. Auch der alte Gleim kommt ganz aus seinem „Hüttchen" heraus; als Dichter ein armer und als Philosoph noch ein ärmerer Teufel.

Alle Anerkennung verdient das Urtheil Gelzer's über die Auslassungen des Voß junior:

„Mit einer solchen Schreckensgestalt von Katholicismus trug sich Voß, glaubte seinen Freund von ihr verschlungen. In derselben Weise, wie Voß, urtheilte der hochbetagte Gleim. „Der Renegat war bei uns zweimal, und war schon Renegat, ließ sich aber nichts merken. Die Söhne sahen wie Katholiken aus (!), waren blöde, schüchtern u. s. w. Wir müssen den Arbeiten der Unvernunft entgegenarbeiten:[1]) Gestern las ich Jacobi's Briefe an Sophie von Stolberg und an den Gefallenen. Wäre ich nicht ein alter, kraftloser Mann, so würde ich ein Luther. — Der Wahnsinnige droht mit Kaisern und Königen![2]) Es ist unglaublich, wie weit die Sucht des Dummmachens sich ausbreitet!" —

Wir ersuchen den geneigten Leser, unsere Artikel über Gleim's Halladat, Kriegs=, Sieges=, Liebes= und Lobeslieder (Königs=Anleierungen) zu lesen, und derselbe wird mit Gleim's Bedauern über die unglaublich überhand nehmende Sucht des Dummmachens vollkommen einverstanden sein.

Später spricht Gleim

„von dem Abfall eines einst hochgeschätzten Mannes von seinem bisherigen Gott und von uns." „Wir müssen, um nicht der guten Sache, der Religion und der Vernunft — es ist eine doppelte Apostasie — zu schaden, uns öffentlich gegen den Apostaten erklären! Wir müssen uns selbst nicht verlassen!"

So schreibt der alte Gleim, der Verfasser des Halladat, und dieser alte Gleim nennt Stolberg einen Apostaten an Religion und Vernunft! der von seinem bisherigen Gott abgefallen!

Dieser alte Gleim hatte oft die Marotte, sich als Philosoph, als Theologe, als Seher Gottes, als Vertreter der Vernunft und der Religion breit zu machen. Und dieser arme Geselle hat 30 Jahre hindurch so lange mit einer Begeisterung

[1]) Wir haben in „Gleim, der Seher Gottes," nachgewiesen, wie dieser große Philosoph den Arbeiten der Unvernunft in die Hände gearbeitet hat.

[2]) Das ist zufällig erlogen!

das Schwungrad der Aufklärungsmaschine herumgedreht, bis er am Ende selber von einer Drehkrankheit erfaßt worden ist.

Wenn nun dieser alte Gleim fromm und erbaulich zu werden anfing, dann war es mit ihm gar nicht mehr auszuhalten. Er fängt in dem Briefe selbst um die Kinder Stolberg's erster Ehe an besorgt zu werden, ob sie denn auch in den Himmel kommen! Man weiß gar nicht, wo dieser Halladat-Verfasser, dieser Dichter von hunderten von (freilich ziemlich unschädlichen) Liebesliedern, auf einmal eine so engherzige Frömmigkeit hernimmt. Er schreibt:

„Sind die Kinder von unsrer Agnes katholisch? Ach wie mag im Himmel sie trauern, wie herabsehn auf den gefallenen Sünder." „Die gräfliche Familie hat entsetzlich ausgestanden, und kaum sich erholt. Scenen, wie Schiller sie nicht erdichten könnte, sind vorgefallen, Fußfälle geschehn, der Bräutigam vor dem Schwiegervater, die Braut vor dem Vater." „Könnt ich ein Atleth noch sein, so stritt ich gegen die Hottentotten, die uns das Licht des Evangeliums auslöschen wollen, wie einer der Tapfersten." —

Daß diese Scenen sämmtlich erlogen sind, haben die Mitglieder der Stolberg'schen Familie in eigenen Briefen nachgewiesen. Wenn aber Gleim aus seinem Hüttchen kommt, und als Athlet mit den Hottentotten streiten will, die ihm das Licht des Evangeliums (ihm, dem Koranverehrer!) auslöschen wollen, so kommt er mit dem Glaubensbekenntniß des alten Voß in einen argen Conflikt, denn der alte Voß hat ja die Gleichstellung der Hottentotten mit den Christen proklamirt in folgenden bekannten Versen:

„Ein edler Geist klebt nicht am Staube,
Er raget über Zeit und Stand;
Ihn engt nicht Volksgebrauch noch Glaube,
Ihn nicht Geschlecht noch Vaterland.
Die Sonne steig' und tauche nieder:
Sie sah und sieht ringsum nur Brüder;
Der Celt und Griech' und Hottentott,
Verehren kindlich Einen Gott!"

In der That, diese Aufklärer haben alles mögliche versucht, nicht nur um (jeder) sich selber, sondern auch, um sich gegenseitig lächerlich zu machen. Wäre Stolberg ein Muhammedaner geworden, so hätte sich Gleim höchlich gefreut, denn im Halladat hat er ja diese alte koranische „menschen-

würdige Weisheit" verkündigt; er hätte sagen können: Seht, das hat mein Halladat gemacht. Und wäre Stolberg ein Hottentotte geworden, so hätte sich Voß wieder höchlich gefreut und sagen können: Seht, wie meine Nivellirung des Christenthums zum Griechenthum, Celtenthum und Hottentottenthum bei Stolberg glücklich gewirkt hat! Ich habe nun als Hottentottenapostel eine glänzende Bekehrung aufzuweisen. Heil dem ersten Ehren-Hottentotten, der Frucht reinen Evangeliums und deutscher Denkfreiheit! —

Nun hat aber Stolberg das entsetzliche Verbrechen begangen und ist katholisch geworden! Und jetzt schaut auf einmal seine Frau Agnes vom Himmel herab auf den gefallenen Sünder! — Das ist ja rein zum Durchgehn. Gleim, der Späher Gottes, hat mit seinem großen Sehapparat (Refraktor) ein Loch im Himmel entdeckt und sieht die Frau Agnes auf den gefallenen Sünder herabschauen! Sind das Gesellen!

25. Wie sämmtliche Vossiden für ihren Herrn Vater die ausgiebigste Bewunderung an den Tag legen und ihn für nichts weniger als für einen Gesandten Gottes halten.

Daß sämmtliche Vossiden wirklich im Wahne lebten, der alte Voß habe vollkommen korrekt als „aufgeklärter Heide", als Biedermann, als Erleuchter der Menschheit und Befreier von Finsterniß gehandelt, geht aus dem Umstande hervor, daß sie noch selber, in der Meinung, den alten Voß zu rechtfertigen, Aktenstücke herausgaben, die den alten Krakehler und seinen Sohn vollkommen compromittiren. So hat Abraham Voß, Heidelberg 1833, den Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul herausgegeben; in dieser Sammlung kommen Briefe vor, die über die Bekehrung (Abfall, Apostasie, Sündenfall bei diesen Herren genannt) Stolberg's und über den Haß, der in der Voß'schen Familie gegen Stolberg geherrscht hat, den besten Aufschluß geben.

Heinrich Voß schreibt an Jean Paul 1819:

„Die Arbeit meines Vaters wird dich in Verwunderung, in Staunen und in die lebhafteste Theilnahme und Freude versetzen; es ist ein wahres Feldgeschrei für Vernunft und Freiheit." „Nie hat mein Vater eine Schrift derart ruhiger, gemüthvoller geschrieben." (!!!)

Dieses Urtheil ist die höchste Leistung des Voß'schen Patriarchalsystems und der sanftesten Luisenhaftigkeit.

„Mein Vater hat sich innerlich aufgefordert gefühlt zu reden, wo die Theologen schweigen; Nacht und Tag nicht hat er Ruhe. Es wohnt auch eine Freude in ihm, die mehr als irdisch ist, und nur mit dem Bewußtsein einer recht ausgezeichnet guten That bestehen kann."

Von den Abnormitäten der Voß'schen Haustheologie haben wir schon Beweise genug angeführt, hier haben wir auch ein Stück Voß'scher Hausmoral vor uns liegen!! Als ob Voß senior in seiner Schmähschrift als Theologe aufgetreten wäre! Es reiht sich ja in Vossens Schrift nur Schmähung an Schmähung, Verleumdung an Verleumdung, Persönlichkeit an Persönlichkeit; von einer theologischen Behandlung der Frage keine Spur und Voß Sohn sagt, sein Vater fühlte sich aufgefordert, zu reden, wo die Theologen schweigen!

Auf die Hausmoral wieder ein Stück Haustheologie. Voß Heinrich schrieb an Jean Paul ferner:

„Nicht Erbsünde pflanzte Gott in unsere Seele, sondern Erbtugend, und unsere Schuld ist's, wenn wir sie verlieren. — — Stolberg's ganzes Leben spricht, ja schreit dafür, denn immer ringt hier angeborner Geistesadel mit den Teufeln des hochfahrendsten Aristokratismus, und des finstersten Pfaffenthums, die ein so edles Herz (o welch ein Herz!), das ihnen ohne Widerstand sich hingab, am Ende ganz herunter gebracht haben." — —

Dieses neue Dogma war die unglücklichste Erfindung der Voß'schen Hausdogmatik. Der junge Voß befand sich ja oft in Umständen, in welchen ihm eine Ausrede auf die Erbsünde sehr gut zu statten gekommen wäre; er verkündigt mit obigem dogmatischen Satz, daß er als Erbtugend die Mäßigkeit überkam, und beschuldigt sich somit selbst, diese Erbschaft anzutreten einige wichtige Bedenken gefunden zu haben, die ihm aber nun nach obigem Dogma zur Schuld angerechnet werden müßten.

Jean Paul war eine humoristisch und gemüthlich angelegte Natur, er war bekanntlich dem Weine nicht abhold, aber bei ihm konnte der Wein die Liebenswürdigkeit des Mannes nicht zerstören; er war in hohem Grade versöhnlich, kein Zänker und kein Krakehler; ihn machte der Wein liebeselig, er versetzte ihn in eine Stimmung, in welcher er die ganze

Welt hätte umarmen mögen. Und solchen Weingenießern, wie Jean Paul, gegenüber muß auch der Moralist mit seinen Vorwürfen sich außerordentlich mäßigen, ja mitunter thut er gut, zu verstummen, denn bei Jean Paul und so vielen, die ihm im guten Humor (wenn auch nicht im humoristischen Geiste) gleichen, bringt ja der Wein die sogar in der Bibel nicht gerügte Stimmung hervor. „Der Wein erfreut des Menschen Herz“ (Ps. 103. 15). Wenn aber der Wein den Menschen in Wuth versetzt, daß er alles zerschlägt, was ihm in die Hände kommt, mit allen zankt, die ihm in den Wurf kommen, alle verlästert, die ihm zuwider sind, dann hört das Weintrinken in der That auf, eine — Erbtugend zu sein.

Dem überaus gemüthlichen Jean Paul war die Heinrich-Voß'sche Schimpferei von Herzen zuwider; er ließ das den Voß, um ihn nicht noch mehr aufzubringen, in den zartesten und gewähltesten Ausdrücken fühlen, indem er ihm schrieb:

„Stolberg's Uebertritt kann doch nur als ein Irrthum erscheinen, und sogar sein Verheimlichen und Fortpflanzen nur als dessen Folge, nicht als Sünde.“ —

Darauf gab Voß nicht nach, er erwiderte:

„Stolberg's Uebertritt als Privatsache kann nur als Irrthum gelten. — Aber er wirkt noch immer im Stillen, und gerade jetzt, da sein Anhang so sehr gewachsen ist, werden noch immer Proselyten gemacht.“ „Ich könnte dir (dem Jean Paul), wenn ich die Zeit fände, ein wahrhaft bezauberndes Bild von dem aufstellen, was ich ehemals mit dem Namen Stolberg verband. Und den Mann, den noch jetzt viele unchristliche und überchristliche Christen als Heiligen zu ehren vorgeben, den haben Aristokratismus und Afterreligion zu dem gemacht, was er nun ist.“ —

1819, 15. Dez.:

„Vor einigen Tagen kam die Nachricht, Stolberg sei tödtlich krank, und seitdem ist meine Seele betrübt in den Tod. — Mein Vater war sehr weich und sehr gefaßt bei der Nachricht. Zwar mir entstand kein halber Zweifel, ob mein Vater recht gethan mit der Herausgabe der Schrift. Sie war ihm von Gott eingegeben. Aber wird die Welt so denken?“ —

Daß die Welt vielfach anders dachte, hatte ja der Sohn schon erfahren, deshalb sprach er auch die obige bedenkliche Frage aus, eine Frage, die er selbst mit dem kühnen Ausspruch:

Sie war ihm von Gott eingegeben, nicht zu unterdrücken vermochte. Wenn der Voß'sche Hausrationalismus sich schon nicht mehr anders als mit Eingebungen Gottes zu helfen wußte, da mußte es mit allen andern Trost- und Hilfsmitteln schon sehr schlimm gestanden sein.

1819, 24. Dez.:

„Die Nachricht von Stolberg's Tode goß eine Ruhe ins Herz. — Friede sei mit Stolberg! Irdische Schwäche und Irrthümer wird er nun erkennen — Stolberg's besseres Sein lebe in treuer Erinnerung fort."

1820, 10. Januar:

„Als mein Vater Stolberg's Gegenschrift gelesen hatte, gleich darauf fuhr er in seiner grammatischen Arbeit fort. Wo gutes Gewissen ist, da ist wahre Ruhe." —

Sie sind längst auch schon hingegangen die beiden Vösse senior und junior. Das „Fegefeuer" haben sie als einen großen Blödsinn katholischer Finsterniß verschrieen; als aber Stolberg starb, wurden sie gleich wieder streng katholisch gläubig, daß sie ihm dasselbe (wie wir schon aus ihren Aeußerungen gezeigt haben) an den Hals wünschten!

26. Auch der sonst sanfte Jacobi ging Stolberg gegenüber eine Zeitlang unter die Wüthenden.

Jacobi, der wegen seiner Sanftmuth gewöhnlich hochgepriesene Mann, suchte es an wegwerfenden Aeußerungen über Stolberg und die katholische Kirche den beiden Vossen noch zuvor zu thun.

So berichtet selbst Gelzer:

„Strenger, verwerfender, als man es von dem sonst so milden Manne erwarten wird, hat Friedrich Jacobi über Stolberg geurtheilt. Die Briefe, die er in der ersten Ueberraschung bei der Nachricht des Uebertrittes schrieb, zeigen am besten seine damalige Empfindung."[1])

Am 2. August 1800 schrieb er an die Gräfin Stolberg:

„Ich kann es unmöglich für eine redliche Ueberzeugung halten, wenn ein Evangelischer Papist wird. Von dem ganzen Papismus

---

[1]) Der enragirte Rationalist Paulus hat dieselben in der Schrift: Voß und Stolberg, für die er nicht mit seinem Namen einzustehen sich getraute und die er unter dem Namen Schott publicirte, mitgetheilt.

steht kein Wort in der Bibel, und dieses einzusehen bedarf es nur Augen und eines gemeinen, menschlich unverrückten Verstandes. Wer also papistisch oder römisch katholisch wird, der geht aus der Bibel heraus zu etwas anderm; und dieses andere ist bei meinem unglücklichen Stolberg der Tyrannenscepter, der jeden Kopf, der nicht wie der unsere denkt, zerschmettern soll."

„Nein es ist kein unschuldiger Wahnsinn, der euch befallen hat; ein Gemische von Leidenschaften, die ihr in euren Herzen hegtet und pflegtet, hat allein euch die Verrückung möglich gemacht, in der ihr euch in diesem Augenblicke so wohl befindet. Ich aber höre das Hohngelächter der Hölle über eure fromme That. Bald wird es allgemein vernehmbar erschallen, und ihr werdet eure eigenen Ohren nicht davor verstopfen können." „Ein schreckliches allen euren Zwecken entgegenwirkendes Beispiel zur Warnung habt ihr Verblendete gegeben. Menschenvernunft müßte aufhören Menschenvernunft, Menschenherz müßte aufhören Menschenherz zu sein, wenn es anders käme."

„Was die römisch-katholische Religion zu einer besonderen Religion macht, ist rein ungöttliches Wesen, denn sie rottet als solche das Gewissen aus, unterwirft Unheiligen alles Heilige, macht den lebendigen Gott zum Lehensträger ihrer lächerlichen Götzen, will den engen Wahn ihrer Priesterschaft erhaben wissen über seine unendliche Wahrheit. Darum wie ich Gott und seine Wahrheit liebe, so hasse ich das Papstthum. Seine Gräuel, das weiß ich, haben nicht verhindert, daß es unter denen, die sich zu der Kirche dieses Namens hielten, nicht auch wahrhaft fromme, ächt gottselige Menschen gegeben.[1] Allein alle diese Menschen scheiden insofern auch nothwendig von dem Papstthum aus; sie scheiden, um wahrhaft fromme, ächte gottselige Menschen zu sein, eben so davon aus,[2] wie Christus aus dem Judenthum schied, um Christus zu sein, ohne förmlich seine Religion abzuschwören. Ebenso schied Sokrates aus dem Heidenthum."

„Es gibt nur eine Gemeinschaft aller Heiligen, nur eine, aber unsichtbare Kirche, zu welcher Christus, Epaminondas, Sokrates, Fénélon, Johann Arndt, Haman, alle Gott wahrhaft und über Alles liebende Seelen, welches Gewand der Meinung, der Gebräuche und Vorurtheile sie auch äußerlich bedeckte, in Gott allein und seiner Wahrheit, in seinem ebenso allgegenwärtigen als allein untrüglichen Lichte sich versammeln."

Es ist zu bedauern, daß Jacobi in seiner Kirche nicht auch die beiden Vösse, Basedow, Barth mit der eisernen Stirne, den Heidelberger Paulus, Robespierre, Marat, Danton aufge-

---

[1]) Wie gnädig und nachsichtig hier Jacobi wird, man sollt's gar nicht glauben.

[2]) Diese Beweisführung ist sehr gelungen.

nommen hat; sie haben ja auch alle im allgegenwärtigen untrüglichen Lichte Gottes gelebt! Ueber einige „Vorurtheile", die sie äußerlich gezeigt haben, muß man hinausgehen.

Nachdem Jacobi seinen Wagen voll theologischen Kehrichts ausgeleert, fängt er ganz ernsthaft an, darauf folgende Schlüsse zu bauen:

„Darum ist es eine grobe, und die schändlichste unter allen Lügen, daß es nur eine sichtbare Kirche gebe, und keine unsichtbare, weil die sichtbare die einzige und wahre sei, und außer ihr kein Heil."

Jacobi behandelt hier die wichtigsten theologischen Fragen mit der Naivität eines Handlungsreisenden, der sich bei einer Tarokpartie auf den Pagat ultimo vorbereitet und denselben mit einem Faustschlag auf den Tisch wirft. Der Pagat ultimo lautet:

„Diese tief ungöttliche, diese wahrhaft überschwenglich-atheistische Lehre[1]) ist die eigenthümliche auszeichnende Lehre der Römischkatholischen. Göttlich katholisch das ist die entgegengesetzte, die nach dem seligen Haman sich nicht scheut, zu sagen: daß alle förmliche Religion als solche nur Lamadienst — — sei!!"

Das geht doch alles noch weit über das theologische Bohnenstroh hinaus, was die beiden Vösse gedroschen haben. — Dagegen ist der ehrwürdige Pfarrer von Grünau, sein Herr Schwiegersohn, „der edle bescheidene Walter"; seine Gemahlin, „die alte verständige Hausfrau"; seine Tochter, „die rosenwangige Jungfrau"; die „gefällige Frau Susanne"; der „gefühlvolle Hausknecht Hans" und die „biederherzige Gräfin", kurz, das ganze Personal von Vossens Luise — immer noch eine respektable orthodoxe Kirchenversammlung!

27. Die Katholiken sind die Atheisten und Voß ist der Träger des aufgeklärten Christenthums, sagt Jacobi! Auch nicht übel!

Die Katholiken sind die Atheisten, und Voß, der aus seinem Homer die zwei vagen, verschwommenen, von ihm selbst ganz und gar nicht auf ihren Inhalt definirten Worte: „Gott und Unsterblichkeit" herausdestillirt hat, das ist der große Theologe, der wahre Gottesverehrer, der siegreiche Polemiker

---

[1]) Jetzt, Ende des 19. Jahrhunderts, würde ein Theologe, der mit derlei Behauptungen heraustritt, von allen Seiten als geisteskrank anerkannt werden.

gegen den Atheismus! der Träger „des aufgeklärten Christenthums", das er aber nicht in der Bibel sich gesucht, das er im Homer gefunden haben will.

Es gibt eine Menge von Leuten, die ein von ihnen gemachtes Kunstwerk nach der Qual und Mühe geschätzt wissen wollen, die ihnen die Hervorbringung verursacht hat.

Weil der Voß voll Begeisterung für den alten Homeros
Auf dem Ambos der Schmiede Hexameter mühsam geklopft hat,
Daß ihm über die Stirne der Schweiß in Strömen herabrann,
Weil er zugleich auch neue Worte gestampft aus dem Boden
Und die deutsche Sprache mit Mißgeburten begabt hat,
Weil er die Mühlsal der Arbeit so recht gefühlt in der Seele,

sollte es jetzt gar nichts mehr geben, als den Vater Homeros; im Homer sollten sich die Theologen ihre Theologie, die Jugend ihre Begeisterung, die Kranken und Sterbenden ihren Trost, die Historiker ihr Material, die Dichter ihren Schwung; und die Krieger nicht nur ihre Kampfeslust, sondern eine förmliche Wuth zum Dreinschlagen holen, für das letztere wäre in der That im Homer sehr ausgiebige Sorge getragen. Jacobi stellte sich mit seinem religiösen Bedürfniß ganz auf Vossens Seite und versuchte es mit vielem Glück, den Voß an Geistesverwirrung noch weit hinter sich zu lassen. Nun kommt nach der theoretischen Theologie die angewandte. — Jacobi macht es sich sehr leicht: er phantasirt sich das Bild eines Katholiken zusammen, macht aus dem Katholiken einen in Blödsinn versunkenen Menschen, und stellt denselben den andern an ihn glaubenden Aufklärungsfanatikern zum Spott und Hohne hin, als ein Ecce, catholicus!

Jacobi:

„Stolberg's Gegenwart würde mich tödten. — In andern Armen will ich über ihn weinen, den so tief Gefallenen. — Stolberg mit einem Rosenkranz und einer Kerze in der Hand, sich mit Weihwasser besprengend, irgend einem Pfaffen die Schleppe tragend, ein: „Gegrüßet seiest du, heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns" mitplappernd, wer weiß, wohl gar einmal in einer Prozession baarfuß das Kreuz schleppend, als Büßer, alle diese Mummereien, Andächteleien und Alfanzereien, Heiligen-, Hexen- und Teufelskram zu diesem Mann und um denselben! Er zerreißt mir das Herz, das Bild will mir nicht weg, dies nicht und noch ein anderes nicht. Ich sah ein Gemälde:

Salomo, von Weibern geschleppt und niedergezogen auf die Knie vor einem Bild, schwang andächtig das Rauchfaß. Wir sehen uns nicht wieder." —

„Ein Fanatismus, wodurch Jemand aus dem evangelischen Glauben in den papistischen, aus der Religion in den Bilder= und Ceremoniendienst zurückgetrieben wurde, ist mir von jeher als der ärgste, welcher sich erdenken ließe, erschienen, und es droht mir selber mit Verstandesverrückung, so etwas Ungeheures an einem Manne wie Stolberg zu erleben.[1]) Es läßt sich diese Erscheinung eines Unmöglichen durchaus nicht anders erklären, als aus der Verzweiflung, das Christenthum gegen die Angriffe einer durch Nachdenken und Geschichtsforschung erweiterten Vernunft zu retten." — —

„Ich möchte nicht, daß Jemand mich für tolerant in Absicht eines solchen Fanatismus, einer solchen ebenso unchristlichen als inhumanen Verirrung des Geistes und Herzens halten könnte. Eine solche Toleranz wäre Gleichgültigkeit gegen Vernunft und wahre Religion, das schlimmste, was ein Mensch haben und beweisen kann."

Der von Jacobi ausgesprochene Wunsch, er möchte nicht, daß ihn Jemand für tolerant halte, ist sehr überflüssig. Ueber diesen Verdacht haben sich beide Vösse und Jacobi sehr glücklich hinausgeschimpft! Nachdem er noch viele ähnliche Ergüsse seiner Herzensfrömmigkeit und Begeisterung für sublimirtes Christenthum losgelassen, zeigt sich Jacobi sogar bereit, freilich ohne sein unvertilgbares Aergerniß über das Katholischwerden Stolberg's zurückzunehmen, diesem selbigen Stolberg ein ihm entgegenschlagendes Herz anzubieten, und ihn sogar mit einer Umarmung zu beglücken:

„Mir ist es Religion, dem römisch=katholischen Kirchenglauben, der nach Hamans Ausspruch den Unglauben in petto hat, und sich zum Lutherthum verhält, wie das Judenthum zum Christenthum, ganz so widerwärtig zu sein, wie ich mich ihm widerwärtig erklärt habe, und es muß mir daher ein unvertilgbares Aergerniß an meinem Freunde bleiben, daß er eben diesem Kirchenglauben, diesem mir irreligiösen materialistischen Dogmatismus, Mechanismus, Despotismus in dem entgegengesetzten Maße hold und gewärtig ist. Aber in dem Manne ist (was?), womit ich dieses an ihm mir aus dem Sinne schlagen, worüber ich davon wegsehen, ja wohl allmählich es vergessen kann. Denn eine schönere Großmuth, ein reineres sich selbst Vergessen bei jeder persönlichen

[1]) Jacobi gab sich hier dem schmeichelhaften Gedanken hin, daß bei ihm die Verstandesverrückung erst noch in Aussicht stehe.

Beleidigung, auch der empfindlichsten, mehr Zartheit und Adel fand ich in keines andern Menschen Herz. Und o des Himmels voll Liebe hinter seinen beiden Augen! — — Kann er über das Aergerniß, das wir nothwendig an einander gegenseitig nehmen müssen, aus Freundschaft sich erheben, ich kann es geöffnet gegen ihn sein: meine Arme, und mein Herz schlägt ihm entgegen." (Eutin 1802.)

Jacobi mußte in der Sturmeseile, als er seinen abgründlichen Haß gegen den katholischen Atheismus niederschrieb, ganz auch die Schriftstelle vergessen haben: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen."

28. Jacobi gewinnt seine Fassung wieder und wird anderer Ansicht.

Man muß es übrigens anerkennen, daß ein paar Jahre später der unmethodische, aus Rand und Band gegangene „Glaubenseifer für sublimirtes Christenthum", in etwas verdampft erscheint, denn er schrieb an Stolberg (Eutin, 1. Septbr. 1804):

„Mein ewig geliebter Stolberg, das bleibst Du trotz dem Scheidebriefe, den Du mir vor zwei Jahren sandtest (Stolberg's Antwort auf Jacobis Erklärung im deutschen Merkur). Es gilt nicht, weil es vor Gott nicht wahr ist, wessen Du mich darin anklagst. Heute will ich dich nun bitten, daß Du meinen Söhnen, die morgen nach Münster reisen, vergönnst, Dich und Sophie zu begrüßen. Grüße die Fürstin und Fürstenberg von mir, wenn sie Grüße von mir annehmen wollen. Je älter ich werde, desto dankbarer wird mein Herz gegen jeden, der mir Gutes erwiesen hat. In diesem Sinne gedenke ich Deiner und Sophiens öfter und inniger, als ihr es ahndet."

Dieses letzte Schreiben ist ein wahres Ehrenzeugniß für Stolberg, und zugleich eine Bestätigung, daß Jacobi sich seiner früheren Expectorationen wegen zu schämen anfing. Das sagt auch Gelzer (Neue deutsche National-Literatur 2. Bd., S. 467):

„Jacobi hatte diese Briefe nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Er mißbilligte ihre Bekanntmachung. Seit dem Uebertritt waren zwei Jahre verflossen, das Herbe des ersten Eindrucks war verwunden; das Ereigniß, Stolberg, Jacobis damalige Empfindung traten nun in veränderter Beleuchtung vor sein Urtheil."

Ganz anders benahm sich der gläubige, religiöse Lavater; er sagte (Handbibliothek für Freunde, bei Gelzer II. 469, 179):

„Ich halte den konsequenten Katholiken für eines der verehrungswürdigsten und seligsten Produkte der Menschheit, für das wundervollste Wunder; könnt' ich nicht mißverstanden werden, ich würde die Hyperbel wagen, zu sagen: für einen anbetungswürdigen Anbeter. Welche Kraft und welche Demuth, welche Erhöhung und Vernichtung seiner selbst vereinigen sich in ihm! Welche magische Kraft hat ein Priester! Wie göttlich muß er sich im Gefühle seiner Würde fühlen! Welchen seligen Glauben an magische Kraft hat der Glaubende an des Priesters Würde! Welche Beruhigung findet er in seiner frommen Hingebung unter die Orakel einer unfehlbar geglaubten Kirche! Soll ich einem so selig Glaubenden den Genuß rauben? diesen Glauben, der ihm einen solchen innern geistigen Genuß verschaffen kann, bestreiten oder gar verspotten? Das sei ferne!"

Wenn Lavater hier die Worte magisch und Orakel gebraucht, so muß man wohl bedenken, daß ihn die Rationalisten ohnedies schon des Katholicismus beschuldigten und er in einigen Worten gegen den Ansturm derselben sich sicher stellen wollte. Schon 1787 fand sich Lavater durch einen Katholiken, der ihn zum Uebertritt bringen wollte, veranlaßt, um zugleich mancherlei ihn des Katholicismus verdächtigenden Anklagen zu entgegnen, schon um seiner Stellung willen, sich für den Protestantismus zu erklären. Darin, daß er 4 Jahre nach dieser Erklärung dennoch in obiger Weise über die katholische Kirche schreiben konnte, liegt das unumstößlichste Zeugniß, wie dieser Mann bei alledem die katholische Kirche von einem ganz anderen Standpunkte auffaßte als die rationalistischen Fanatiker.

29. Wie Herder, Lavater und Goethe über Voß und Stolberg urtheilen.

Herder, wenn er auch den Uebertritt Stolberg's, von der Freimaurerburg in Weimar sehr vornehm herabschauend, eine „Gemüthskrankheit" nannte, bezeichnete doch das Vorgehen von Voß und Comp. als intolerant, unanständig und äußerst unedel! und sagt:

„Gab und gibt es nicht in der katholischen Kirche die edelsten, frömmsten Gemüther? Sind Katholiken nicht Christen? O wie ich den niedrigen Eifergeist im Protestantismus hasse und verachte über allen Ausdruck! Auch Leibnitz war erwiesenermaßen Katholik; und wer wollte es nicht sein, wenn der platte Aberglaube und die Hierarchie nicht Dogmen wären! Luther selbst wollte gern katholisch bleiben."

Herder meinte bei seinem im Principe mild ausgesprochenen

Urtheile über Stolberg doch auch als Protestant sich nicht bloß stellen zu sollen, er unterließ es aber, den platten Aberglauben nachzuweisen, und über den guten Willen Luther's, daß dieser habe katholisch bleiben wollen, hat er sich mit der gelassen ausgesprochenen Behauptung begnügt und den etwas schwierigen Beweis für dieselbe bei sich zu behalten für gut befunden.

Lavater hat noch ein Jahr vor seinem Tode einen Brief an Stolberg geschrieben (5. April 1800), aus welchem wir die zwei wichtigsten Stellen hier anführen wollen; die eine, in welcher er sein Urtheil über die Kirche commentirt, und die zweite, in welcher er die Gründe angibt, welche ihn vom Eintritt in dieselbe abhielten. Er sagt:

„Werde die Ehre der katholischen Kirche! Uebe Tugenden aus, welche den Unkatholischen unmöglich sein werden! Thue Thaten, welche beweisen, daß deine Aenderung einen großen Zweck hatte, und daß Du den Zweck nicht verfehlst. Werde ein Heiliger wie Borromäus! Ihr habt Heilige, ich leugne es nicht. Wir haben keine, wenigstens keine, wie ihr habt. Die Heiligen, die Eure Kirche bildete, sind das Gegengewicht gegen zahllose Ceremoniensklaven, die sie hervorbringt und, wenn ich so sagen darf, geflissentlich zu unterhalten scheint." „Ich verehre die katholiche Kirche als ein altes reich beschnörkeltes, majestätisches, gothisches Gebäude, das uralte, theure Urkunden aufbewahrt. Der Sturz dieses Gebäudes würde der Sturz alles kirchlichen Christenthums sein. Ich verehre, liebe, bewundere viele einzelne Katholiken. Aber alle Bemühungen, mich zur katholischen Kirche übergehen zu machen, waren vergeblich und werden immer vergeblich sein, weil ich für meine Person durchaus nicht von Formen abhänge," „weil ich keines Sterblichen Sklave, wohl aber ein eigenwillenloser Knecht Christi werden möchte, weil ich keine Tugend, Vollkommenheit, Seligkeit in der katholischen Kirche denken kann, die der redliche Christ nicht außer derselben eben so leicht, wo nicht leichter, erreichen kann!"

Der sonst ganz fromme Lavater hat eben von der ganzen Construktion der katholischen Kirche ebenso schiefe Ansichten, als er selbe vom wirklichen Kirchenbau aus Steinen an den Tag gelegt hat; er sagt, die Kirche sei ein altes, reich beschnörkeltes, majestätisches gothisches Gebäude; nun gibt es aber bei der gothischen Baukunst überhaupt und absonderlich noch bei der majestätisch-gothischen Baukunst keine Schnörkel; die hat sich Lavater hier eben so dazu phantasirt, wie er sich solche Schnörkel zur katholischen Gesammtkirche

dazu phantasirt hat. So ist auch der folgende Satz an Schnörkeln reich:

„Ich werde nie katholisch, d. h. Aufopferer meiner Denkens- und Gewissensfreiheit, d. i. entsagend allen unveräußerlichen Menschenrechten, werden. Kein Mensch und kein Engel wird mich je bereden können, eine Kirche als unfehlbar zu verehren, und eine barmherzige Mutter zu nennen, die aus Blutscheu ihre irrend erklärten Kinder lebendig verbrennt. Eine intolerante Kirche kann mir nie nachahmungswürdige Schülerin dessen sein, der über die boßhaftesten Verwerfer des Besten die liebenswürdigsten Thränen vergoß."

Wenn man kurzweg die Verbrennung der Ketzer der allgemeinen Kirche in die Schuhe schiebt, so hat man eben keinen Begriff von der Kirche. Wir sind weit entfernt, die Ketzerverbrennung irgendwie vertheidigen zu wollen, eben so wenig als wir die Hexenverbrennung vertheidigen werden. Nur sind aber von protestantischer Seite, statistisch-historisch erwiesen, mehr Hexen verbrannt worden als von katholischer Seite; Calvin ließ den Servet verbrennen und schaute noch ganz gemüthlich dabei zu. Das hätte doch Lavater auch wissen können. Unter der Königin Elisabeth wurde über 200 katholischen Priestern der Bauch aufgeschlitzt, sie von Pferden geschleift und gerädert; bloß weil sie englischen Katholiken die Sakramente spendeten, die Albigenser haben Katholikenmorde hundertweise sich zu Schulden kommen lassen. Wir sind aber weit entfernt, diese allerdings kuriosen Ausschreitungen der „evangelischen Kirche" aufs Kerbholz schreiben zu wollen, nur ersuchen wir, in der Polemik sich daran zu erinnern, und nicht mit den Ketzerverbrennungen so absolut als mit Anklagepunkten daherzukommen und nicht der Kirche das auf die Schulden-Tafel zu schreiben, was in den damaligen Zuständen der Staatswesen seinen eigentlichen Grund gehabt hat.

Uns genügt es, hier nachgewiesen zu haben, daß auch Lavater mit den Schmähungen und der Handlungsweise von Voß und Comp. nicht einverstanden gewesen ist.

Interessant ist Goethe's Aeußerung über die Conversion Stolberg's (Julian Schmidt II. 221):

„Ich verlor nichts dabei, denn mein näheres Verhältniß zu Stolberg hatte sich längst in allgemeines Wohlwollen aufgelöst. Ich fühlte früh für ihn, als einen wackeren, liebenswürdigen,

liebenden Mann wahrhafte Neigung; aber bald hatte ich zu bemerken, daß er sich nie auf sich selbst stützen werde, und sodann erschien er mir als einer, der außer dem Bereich meines Bestrebens Heil und Beruhigung suche. Auch überraschte mich dies Ereigniß keineswegs, ich hielt ihn längst für katholisch, und er war es ja der Gesinnung, der Umgebung nach."

Goethe spricht hier deutlich genug aus, daß, wenn er mit irgend einem andern harmoniren wollte, dieser außer dem Bereich seines (Goethe's) Bestrebens Heil und Beruhigung nicht suchen durfte. Nur wer seinem Bestreben zugethan ist, könne Heil und Beruhigung finden. Etwas Aehnliches schrieb die Adele Schopenhauer an Holtei:[1]) „Kein Wunder, daß er (Goethe) nicht begreifen will, wie andere Menschen sich unterstehen mögen, auch noch zu existiren." „Es hatte ihn eben der viele Weihrauch manchmal schwindeln gemacht", erklärt dieselbe Schopenhauer.

Im 32. Bande der Werke Goethe's (Cotta-Ausgabe S. 177) sagt Goethe über den Voß-Stolberg-Streit Folgendes:

„Näher berührte mich die zwischen Voß und Stolberg ausbrechende Mißhelligkeit, nicht sowohl der Ausbruch selbst, als die Einsicht in ein vieljähriges Mißverhältniß, das klügere Menschen früher ausgesprochen und aufgehoben hatten. Aber wer entschließt sich leicht zu einer solchen Operation? Sind doch Ortsverhältnisse, Familienbezüge, Herkömmlichkeiten und Gewohnheiten schon abstumpfend genug; sie machen in Geschäften im Ehe- und Hausstande das Unerträgliche ertragbar. Auch hätte das Unvereinbare von Vossens und Stolberg's Natur sich früher ausgesprochen und entschieden, hätte nicht Agnes als Engel das irdische Unwesen besänftigt und als Grazioso eine furchtbar drohende Tragödie mit anmuthiger Ironie durch des ersten Akte zu mildern gesucht. Kaum war sie abgetreten, so that sich das Unversöhnliche hervor, und wir haben daraus zu lernen, daß wir zwar nicht übereilt, doch bald möglichst aus Verhältnissen treten sollen, die einen Mißklang in unser Leben bringen, oder daß wir uns ein für allemal entschließen müssen, denselben zu dulden, oder aus anderem Betracht mit Weisheit zu übertragen. Eins ist freilich so schwer, wie das andere, indessen schicke sich Jeder, so gut er kann, in das, was ihm begegnet in Gefolg von Ereignissen oder von Entschluß."

Daß Voß immer verbissener und griesgrämlicher wurde, bestätigt Düntzer und Goethe, (Düntzer: Freundesbilder aus Goethe's Leben S. 563) bei Gelegenheit des Streites Knebel's

---

[1]) Siehe drei Stichproben in Hau- und Bausteine. Von S. Brunner. „Goethe's Sohn". Nr. 10.

mit Voß. „Ueber den Brief, welchen Knebel an Voß zu schicken gedachte, bemerkte Goethe nach seiner Weise: Die Sache zusehn, würde er ihm (dem Knebel) gerathen haben, auch jetzt zu schweigen; nun wünsche er nur, daß ihm kein neuer Verdruß daraus entstehe: er fürchte, der haberechtige Griesgram (Voß) lasse es ihm (Knebel) nicht so hingehen." —

Aus diesen Aeußerungen auch von Seite der Freundeskreise ist ersichtlich, wie sich Voß einen wohlbegründeten Ruf als Zänker erworben hat.

30. Eine zweite Ladung unnennbarer Stoffe vom Voß'schen Katapult gegen Stolberg geschleudert. Wie Voß in der Geschichte seiner Zeit sehr trübselige Kenntnisse entwickelt.

Die zweite Schrift Vossens gegen Stolberg ist noch leidenschaftlicher und gehässiger als die erste. Wir haben uns dieselbe zu verschaffen gesucht[1]), und werden einige Extravaganzen daraus anführen. Vorerst aber ein protestantisches Urtheil über dieselbe.

Herbst III. 190 berichtet über die zweite Schrift Vossens gegen Stollberg (die Bestätigung der ersten):

„Stimmung und Ton in der Bestätigung sind schärfer als in der ersten Schrift. Der Tod Stolberg's hatte hier nicht versöhnend und mildernd gewirkt; vielmehr reizte die heftige Gegenrede der kurzen Abfertigung, und Voß war jetzt in der Lage, sich selbst und sein Verfahren rechtfertigen zu müssen. Auch das gehört zu den psychologischen Wunderlichkeiten unsers Dichters, daß er auf seinen tief verwundenden Angriff noch Reste und Zeichen alter Liebe von dem Gegner erwartete; sich von Pflichten dispensirend, die er andern zumuthete; und als er das Gegentheil erfuhr, sich befremdet und ungebärdig stellt."

So schreibt Ernestine (14. März 1820) an Esmarch:

„Stolberg's Abfertigung ist das Stärkste, was er gegen sich selbst schreiben konnte. Das eine darin hat uns schmerzlich berührt, daß auch nicht ein Zeichen alter Liebe ihm entwischt ist." —

Diese gemeinsame Familienverblendung, (welche die Sache des alten Voß nicht nur für edel, gottwohlgefällig und höchst gerecht, sondern auch noch den alten Voß mit allen seinen

---

[1]) Bestätigung der Stolberg'schen Umtriebe, nebst einem Anhang über persönliche Verhältnisse. Von Johann Heinrich Voß. Stuttgart, Metzler 1820. 217 Seiten.

Invektiven für unantastbar hielt), beklagte sich also förmlich, daß dem Stolberg „kein Zeichen alter Liebe entwischt ist.“ Diesem Vorwurf scheint also die schmeichelhafte Meinung zu Grunde zu liegen, dem alten Voß seien in seiner Schmähschrift so viele „Zeichen alter Liebe entwischt“, daß Stolberg in seinen Antworten zu ähnlichen Liebesäußerungen verpflichtet gewesen wäre.

S. 16 lobt Voß den Kaiser Joseph wegen „seiner Bestrebung für Gemeinwohl“, schiebt nach Le Bret (in der Berl. Monatsschrift 1795, Jan., S. 34) den Jesuiten die in Brabant entstandenen Unruhen in die Schuhe, spricht Seite 17 von der „Edlingen Geseufz“, die an Volksvätern freveln wie an Joseph II., der für Gemeinwohl gesorgt.

Die Forschungen über den Aufstand in Belgien haben selbst bei liberalen Historikern constatirt, daß der Aufstand in Belgien durch Joseph's II. muthwillige Zerstörung der von ihm beschworenen belgischen Verfassung herbeigeführt war. Le Bret war Freimaurer, das genügt, um den Bericht desselben zu kennzeichnen. Wenn aber Voß den Kaiser Joseph wegen seiner Aufklärung überhaupt und seines Strebens für Gemeinwohl insbesondere hervorhebt, so können wir authentisch nachweisen, daß es dem Voß mit seinem Deismus unter Kaiser Joseph sonderbar ergangen wäre. Man hätte ihn auf eine Bank gelegt (laut eines vom Kaiser Joseph gegebenen Gesetzes) und hätte ihm 24 Stockschläge applicirt, um ihm seinen Deismus a posteriori zu vertreiben. Das ist kein Scherz, sondern ein schlagender historischer Beweis. Mögen sich die „Liberalen“ noch so entrüstet stellen: der Schreiber dieses hat schon 1869 aus den Resolutionsbüchern Joseph's II. viele ähnliche Stücke zum ersten Male publicirt.[1])

Auf einen Vortrag: „Die von dem Brünner Kreisamte vorgenommene Untersuchung wegen einiger in dem Ansiedlungsorte Zaisendorf sich befindenden Familien, die sich zu keiner der tolerirten Religionen bekennen, betreffend, 19. August 1786.

[1]) Die theol. Dienerschaft am Hofe Joseph's II. Aus archivalischen Quellen. Von S. Brunner. Wien, Braumüller 1869. S. 440 u. 438.

Resolution: „Diese sind lediglich wie die Deisten zu behandeln, denn ob man einen Gott ohne Religion, oder eine Religion ohne Gott behauptet, so ist eines so absurd wie das andere. Indessen sind die Männer mit 24 Stockstreichen und die Weiber mit 24 Ruthenstreichen sogleich zu belegen, weil sie sich unterstanden haben, sich so zu nennen und sie sind dann nach Hause zu schicken." —

Im Vortrag vom 14. Dezember 1785 wird über einen Wenzel Grill im Prager Arbeitshause, als wider einen Religionsschwärmer (im Sinn fortgeschrittener Aufklärung) berichtet. Die Resolution des Kaisers besagt: „Grill und seine Anhänger hätten nach der katholischen oder der von ihnen gewählten tolerirten Religion zu leben, und sich von allen verbotenen Zusammenkünften um so gewisser zu enthalten, als sie ansonst unnachsichtlich mit den wider die sich erklärenden Deisten bestimmten 24 Stockstreichen sogleich abzustrafen sein werden, welches bei dem Gubernio zur Befolgung aufzutragen sein wird."

Nun da wäre der arme (auch in den politischen Zuständen und Gesetzgebungen seiner Zeit total unwissende) Voß mit sammt seinem tabakschmauchenden und -schnaubenden Verkünder der Hottentottentheologie, des Pfarrers von Grünau, und der ganzen Pfarrhofgesellschaft, Männlein und Weiblein, eines nach dem andern unbarmherzig auf die Bank gelegt worden, und der alte Voß hätte die zweite Strophe seiner Schwungode an den Pegasus deklamiren können, welche lautet:

„Und Begeist'rung strömt herab wie Wasser,
Ha! schone du Gott mit dem Lorbeerstock,
Voll tauml' ich, voll wie des Weines der Prasser,
Wie der Sünden voll der aaronische Bock."

Voß hätte ja auch wissen können, daß Joseph bei seinen „Streben für Gemeinwohl" auch der aufgeklärten Damen eingedenkt gewesen ist, indem er für dieselben in der kaiserlichen Resolution ebenfalls außerordentlich berücksichtigende Fürsorge getroffen hat.

Der Rationalismus im Christenthum führt ebenso consequent zum Atheismus, als der Liberalismus in der Regierung zur Revolution.

Die Geschichte besteht eben aus Thatsachen, selbige läßt mit sich keinen Spaß machen, ebenso wie der Kaiser in seiner Façon der Aufklärung auch keinen Spaß verstanden hat. Es ist freilich gar nicht schön, derlei Resolutionen bekannt zu machen, denn es wird durch derlei Kleinigkeitskrämerei dem schönen historischen Bilde, das dem aufgeklärten Volke vorgezaubert wird, in gar nicht zu rechtfertigender Weise ein trüber Fleck angekleistert. In Stolberg's-Reiseberichten hält sich Voß an jede Zeile, die allenfalls als katholisirend ausgelegt werden könnte, um seine Schimpfoden daran knüpfen zu können, z. B. S. 17: „In Heidelberg sah er (Stolberg) ein steinernes Marienbild mit dem Jesuskinde. Erzkatholische, lateinische Inschriften standen darauf, ihm aber gefiel der deutsche Reim:

„Noch Stein, noch Bild, noch Säulen hier,
Das Kind und Mutter ehren wir."

Auch dieser doch deutlich genug die Götzenanbetung abwehrende Spruch wird von Voß mit den Worten angebelfert: „Ob nicht erzkatholische Verehrung eines Bildes, das die Augen verdreht und weint, ihm der Entschuldigung würdig schien?"

31. Wie Stolberg von Voß angeschnarcht wird, weil er so unvorsichtig war, das Aussehen des Papstes zu loben.

Eine Hauptbeschuldigung findet Voß in der Betheiligung Stolberg's am Gottesdienst im Petersdom. Stolberg beging das Verbrechen, das Aussehen und das Benehmen des Papstes zu loben, wie folgt:

„Der Papst ist ein schöner Greis von 74 Jahren. Er verrichtet sein Amt mit vieler Würde, und, inwofern ich diesen Ausdruck auf eine heilige Handlung anwenden darf, mit angeborner Grazie."

„Als der Gottesdienst vollendet war, ward der Papst auf einem hohen Thron aus der Kirche getragen. Wache ging zu beiden Seiten und unmittelbar hinter dem Thron zwei Männer, welche große Wedel von weißen Pfauenfedern trugen. Die Kardinäle gingen vor dem Papst her, welcher das auf die Knie gesunkene Volk segnete. Wir und einige Protestanten knieten weder bei der Austheilung des Segens, noch als der Papst bei der Messe den gesegneten Kelch emporhob und ihn der Gemeinde zeigte. Wir ließen alle Menschen vor uns hinausgehen, und blieben noch etwa eine halbe Stunde in der Kirche. Diese erweiterte und

vergrößerte sich nach und nach vor unsern Blicken, je länger wir drinnen waren. Voll vom Eindruck, den sie auf uns gemacht hatte, gingen wir endlich hinaus.“ —

Ueber diese Beschreibung geräth Voß in einen großartigen Zorn, er setzt darüber den Stolberg förmlich in Anklagestand, und hält ihm (Voß hatte keinen Funken Witz und Humor, somit auch an sich selbst für das Lächerlichwerden und Sichlächerlichmachen gar keinen Sinn) komischer Weise den Herrn Consistorialrath Spalding zu Berlin als ein Gegenstück des Papstes zu Rom vor, wie folgt:

„Jener Anstauner des hierarchischen Pomps, unter welchem der schöne Greis Pius VI. das Hochamt mit würdevoller Grazie hält, wie kalt hätte der Spalding's, des auch ansehnlichen Greises, evangelisch einfache dem herzlichen Johannes geziemende Amtswürde betrachtet! Der bei päpstlichem Castratengesang erhobene und hinschmelzende, wie gefühllos hätte er in einer protestantischen Kirche die erhabensten Chöre von Händel und Bach angehört, er, der weniger Ohr hatte für Musik, als Nase für Weihrauchduft! Denket euch Spalding, den edlen Greis, wie wenn er in phantastischem Propstornat, von glänzenden Vornehmen und einem Kreise gigantischer Potsdamer in alter Grenadierrüstung umringt, eine heilige Handlung zur Schau böte, und sodann auf hohem Prachtsessel getragen, zwischen schnurrbärtiger Grenadierwache, hinten zwei Küster mit Pfauenwedeln, das ganze Ministerium in altmodischen Staatsperücken, Krausen und Festsamarien voran, den gaffenden Berlinern umher Segen mit Grazie zuschüttete. Meint ihr, solch ein Gepränge der Berlinischen Aufklärung hätte Stolberg feierlich genannt, oder ärgerlich? Wie denn konnte er in Rom, ich will nicht sagen als Evangelischer, sondern nur als Unbefangener, einen Schauer von Feierlichkeit empfinden, bei solchem afterchristlichen Gaukelspiel?“ —

Dieser Vergleich des Herrn Oberconsistorialraths Spalding mit Pius VI. ist Voß außerordentlich gelungen. Wenn Voß dem Stolberg die Alternative vorhält, Herrn Spalding, umgeben von den Potsdamer Grenadieren, auf dem Prachtsessel zu Berlin, feierlich oder ärgerlich zu finden, so hat Voß das wahre Wort hier nicht gefunden. Stolberg hätte hier ebenso gut lachen müssen, wie sämmtliche Berliner mit sammt dem Hofe und alle Minister auch gelacht hätten.

Das ganze Bild paßt ja durchaus nicht in den Berliner Rahmen. Warum hat Voß nicht gleich nach seinem Geschöpf und Liebling, nach dem ehrwürdigen Pfarrer von Grünau, als zu einem Gegensatz gegriffen? Dieser geistreiche Verkündiger

und Apostel der Voß'schen Hottentottenreligion, der bei der Verkündigung seines Glaubensbekenntnisses in einen solchen Eifer gerieth, daß ihm das Feuer in der langen Weichselrohrigen ausging, hätte sich im Großgeblümten, mit den geliebten Pantoffeln und der Langen, mit dem Knaster-, statt dem verhaßten Weihrauch-Gedüft, noch schöner auf dem Tragsessel ausgenommen, als der alte Spalding. Wenn ihn aber die alte verständige Hausfrau mit dem Pfauwedel an der einen, und die rosenwangige die ausgegangene Pfeif' unter Husten und Pusten mit dem Fidibus anzündende Jungfrau auf der andern Seite begleitet hätte, und Stolberg hätte diesen würdigen Völkerlehrer und Menschlichkeitsverkünder gesehen, so wäre Stolberg in seiner Verkommen- und Versunkenheit am Ende im Stande gewesen, den ehrwürdigen Pfarrer von Grünau und den poetisch-schöpferischen Gottvater desselben, Voß, als ein paar Prachtexemplare in der rationalistischen Kirchengeschichte zu bewundern!

32. Wie Voß sich selber über seine Werke begeistert, verhimmelt und über seinen „Pfarrer von Grünau" eine Lob-Ode anfertigt. Wuth auf Buchhändler Perthes, der Stolberg's Kirchengeschichte verlegt hat.

Daß Voß auf seinen Pfarrer von Grünau unendlich große Stücke hielt, ergibt sich schon aus einer eigens an ihn gedichteten Ode in 5 „Absätzen." Ein Dichter, der sein eigenes Werk wohlgefällig anredet! Da hört sich doch alles auf!

Auch Wolfgang Menzel fährt (Deutsche Dichtung 3. Bd.), nachdem er gesagt, Vossens Versuche, „anmuthig zu hüpfen", seien am Ende nur ein steifes Getrampel, weiter fort: „Sodann sein (Vossens) Lob der Dichtkunst überhaupt, Anrufungen der Muse, des Genius, Oden an die Laute u. s. w., jenes unglückliche Besingen des Singens, worin sich immer nur mittelmäßige und eitle Dichter gefallen. Nichts kann burlesker klingen."

Ein paar Proben:

Traulich auf ein schmal Gericht, — Seyd ihr eingeladen,
Auf ein friedlich Angesicht — Und auf diesen Fladen.
Hält man nur den Fladen feucht, — Dann verdaut und schläft man leicht.

Ausgeleert des Weines Gläser, — Den der Wirth erlas!
Edleres Getränks Erleser, — Schafft er reines Glas.
Fröhlich nun des stillen Wunsches, — Schlürfen wir gestählten Punsches
Volles Maß, volles Maß.

Wer könnte jetzt, Ende des 19. Jahrhunderts, den ganzen Quartband der Gesammtgedichte Vossens hinunterwürgen! So als Citat hier und da an geeignetem Orte eine oder die andere Strophe, das geht, und ist ein kleiner Beitrag, das Gemüth zu erheitern.

So wird nun über Stolberg durch 92 Seiten fortgeschimpft bis zum Kapitel: „Stolberg öffentlich erklärter Katholik"; nun ist bei Voß das Faß bei allen Dauben eingeschlagen!

„Freunde und Bekannte waren erstaunt, man bedauerte den so tief Gefallenen, man verwünschte die Weiberlist und den Pfaffentrug." „Zur Beförderung der edlen Stumm- und Tummmacherkünste hatte die Droste'sche Familie sammt andern Stiftsfähigen ein Kloster gebaut, hört es, evangelische und katholische Glaubensbrüder! für entmenschende Trappisten, deren Gräuel in den damaligen Zeitblättern uns erschreckten. Und das geschah mit weiser Zustimmung der Fürstin Gallitzin, unter dem Generalvikar Fürstenberg, dem einst durch Aufklärung so Ruhmwürdigen!"

Nachdem Perthes die Religionsgeschichte Stolberg's verlegt hat, geräth Voß in jenen Zustand, der an das Beobachtungszimmer einer Irrenanstalt erinnert. S. 127:

„Aber wir sollen das Gewimmel dumpfbrütender Molche, Kröten und Blindschleichen ungestört lassen, weil sie verächtlich sind!" —

Der grimmige Molchvertilger hat hier schon den ganzen Gedanken- und Sprachenbau niedergeworfen. Wie können denn dumpfbrütende Amphibien wimmeln? Und wie können wimmelnde Kröten dumpf brüten? Wer hat überhaupt Kröten wimmeln gesehn?

So hat der Mensch in seinem Zoren
Gar oftmal den Verstand verloren!

Und wie können Kröten sich schlängeln? Voß ruft sich in seinem Krötengift selber hochbegeistert zu:

„Steh auf, rief mir der Geist, gegen die schlängelnde Brut der Finsterniß! Jener einst werth geachtete Mann, der, abfallend von der Wahrheit, abfiel von dem Wahrheitsfreund (Voß), er prahlt vor der Welt, nach siebenjähriger, täglich mit Gebet begonnener Prüfung habe er den Glaubensvorschriften des römischen

Stuhls gehuldigt. Er lästert blind seiner Väter und Freunde Religion, in deren Inneres, des Lichts und des Rechts Heiligthum, der Lichtscheue nie eindrang! Er lobpreiset blind, als Gottes Tempel die Vorhalle der Ablaßkrämer, der Opferer, der Pharisäer, und weiß nicht: im innern Heiligthum sei dort wie bei uns und den griechischen Glaubensbrüdern das ewige Licht altkatholischer Christuswahrheit. Zeige der Welt die fesselnde Leidenschaft, an der eine schlaue Verlockerin ihn allmählich fortzog unter die entweihte Tempelhalle, wie ein folgsames Opferthier, damit seinem unsinnigen Frevel am gemeinsamen Heiligthume der ursprünglichen Christusreligion, damit seiner tobenden Wuth gegen gemeinsames Menschenwohl Einhalt geschehe; wohlan enthülle die unlautere Leidenschaft, die ihn, wie den erstgefallenen Engel entwürdigte — den Hochmuth!" —

Wenn Voß so in die rechte sassische Bauernhöflichkeit sich hineingearbeitet hat, kommt dann hinter der Flegelei immer noch der Möros mit dem Dolch im Gewande, die perfide Denunziation der Katholiken an die Regierenden und Machthaber, als ob die Katholiken die wahren, einzig zu fürchtenden Thronumstürzer wären und Voß und seine Logenbrüder die unzerbrechlichen Thronstützen. Da ruft sich Voß nun auf einmal selber seinen Beruf als bezahlter Polizeiagent wieder ins Gedächtniß mit den Worten:

„Du, warne vor dem Zischeln der schlängelnden Eigensucht die Weisen, der Zeit und der Vorzeit kundigen Anordner Deutschlands, und die Hüter der heiligen Fürstenmacht, die auf heiligem Gemeindewohl ruht!"

Voß, der Zujauchzer der französischen Revolution, der fürstenmordsüchtige Prahler, (versteht sich, ohne Gefahr für die Fürsten), hier wieder als Thronstützer, das ist gerade so, als ob der ehrwürdige Pfarrer von Grünau mit seinem Weichsel-Pfeifenrohr einen zusammenrumpelnden Palast stützen wollte!

33. Wie am Schlusse der Schrift Voß erklärt, Gott habe ihm den Beruf zum Schimpfen verliehen und wie er den Stolberg als armen Sünder behandelt.

Voß schließt seine gegen Stolberg nach dessen Tode publicirte Anklageschrift mit folgender Deklamation:

„In Gottes Beruf also, warm für Ordnung und Rechtlichkeit, stand ich auf wider die Unbillen Stolberg's und seiner Verbündeten. Nicht leicht noch war die Aufhellung erdunkelter Ver-

gangenheit durch gleichzeitige Urkunde und Hülfe der mitwissenden Frau (Ernestine), um in den kleinsten Umständen wahrhaft, genau in der Zeitfolge, im Vortrage gerecht und leidenschaftslos (das auch noch!) jedem Aufmerksamen es klar zu machen: Wie Stolberg's in Vorurtheilen erzogene Phantasie, Selbsturtheilenden gram, Nachmeinenden zugeneigt, auf Herkommen, Förmlichkeit und Gepräng haltend, früh an Lavater sich erhitzte gegen evangelische Denkfreiheit und nach Abschaffung der französischen Lehnrechte bei Berlins mystischen Hofweisen gegen gesetzmäßige Staatsfreiheit aufloderte, wie er hierauf, von der Fürstin Gallitzin geleitet, Zwangherrschaft in Kirch und Staat immer nothwendiger und begehrlicher fand, und endlich aus dem Freischeinenden ein Unfreier ward." — —

Hier haben wir also das ganze Urtheil über den armen Sünder Stolberg — von seinem Richter Voß — dessen zelotisch hottentottisches Christenthum auf die zwei undefinirten und ohne Offenbarung auch undefinirbaren Worte: Gott und Unsterblichkeit eingeschmolzen ist, der sich auf den Richterstuhl über Lebendige und Todte setzt und mit seiner Theologie, die in einer Zahnstocherbüchse vollkommen Platz findet, alle richten und zu Grunde richten wollte, die sein Geschwätz nicht für Weisheit, ihn nicht für unfehlbar, seine Homerübersetzung nicht homerähnlich oder eigentlich noch viel besser als das Original und ihn nicht für den größten Dichter Deutschlands halten wollten.

Voß gibt aber auch dem Briefe einen „Anhang über persönliche Verhältnisse", in welchem er sehr nobel dem todten Stolberg noch eins ums andere anhängt. S. 135 beweist Voß, daß er dem Stolberg für die Anstellung in Eutin keinen Dank schuldig sei; das Quartier war zu klein, miserabel feucht, Stolberg hätte ihm ein besseres verschaffen können. — S. 189 erzählt Voß Millern:

„Stolberg ist seit Agnes' Tode immer tiefer gefallen. Schon als er mit der italienischen Reise umging, war in unsern Gesprächen nicht mehr das persönliche Verständniß. Oft war Anstoß, oft gegenseitige Erklärung, oft die Miene des Verdeckenden, und einmal (der Tag ist mir unauslöschbar) erzählte ich meiner Frau: Heute sah ich in Stolberg's Gesichte, da er auf meine Worte zu achten schien, aber etwas anders dachte, einen Zug wie das verzerrte Lächeln eines Fauns, ich möchte sagen eines Teufels." „Stolberg's zweite Gemahlin, sehr reich, aber nicht wie Agnes geliebt, wirkte gemeinschaftlich mit der klugen Fürstin auf Stolberg's Phantasie, die immer, wie du weißt, seinen Verstand über-

schattete. — Bei der Zurückkunft fand ich einen durchaus veränderten Stolberg, mit welchem ich fast über nichts mehr zu reden wußte." — —

34. Wie Voß die von ihm und Paulus heimlich verfaßte Lobschrift auf sich selbst als eine fremde Autorität citirt.

Am Schlusse spricht Voß homerisch gerührt über die Schrift des Dr. Schott: „Voß und Stolberg" als „eine Schrift, die durch erwiesene Anmaßungen der dunklen Papstgewalt jeden Wächter der Religion und des Staats aufschrecken muß".

Der aufschreckende Nachtwächter Voß verschweigt aber sehr klug, daß er mit seinem Freunde Paulus im Bunde diese schreckschüssige, schreckliche und aufschreckende Schrift fabricirt hat.

Zum Glück hat der ehrenhafte Protestant Herbst diese Finte der beiden Biedermänner bestätigt. Voß und Paulus haben in ihrem mit Sprengstoffen gefüllten Laboratorium diese Denunziationsrakete mit Pulver und Eisenfeilspänen in einer Pappenstylhülse angefertigt, um durch den Knall derselben die Fürsten auf die thronumstürzlichen Tendenzen dieser bösen Ultramontanen aufmerksam zu machen.

Wenn Voß und Comp. in unseren Tagen eine ähnliche Denunziation losließe, so könnte er vom Gros des Publikums, welches jetzt weiß, wo die Wurzeln der Revolution zu suchen sind, nur ausgelacht werden.[1])

Voß bezeichnet in seiner Schrift S. 197 die Sonde, mit welcher Stolberg in das ganze Geschlecht der damals oben auf schwimmenden, toleranzwüthigen Rationalisten auf die geschwürigste Stelle der Wunde gestoßen.

Stolberg sagt im ersten Theil seiner Religionsgeschichte:

„Des Glaubens Tempel, die Kirche, steht auf göttlicher Urkunde und heiliger Ueberlieferung, in diesem Tempel allein werden wir unterrichtet über unsere wahre Bestimmung, Verähnlichung mit Gott, Vereinigung in Liebe mit Gott durch Liebe."

---

[1]) Wir haben in „Die vier Großmeister" den außerordentlich komischen und Heiterkeit erregenden Vorgang, mit dem diese Schrift sehr heimlich von Paulus und Voß abgefaßt, aber der Pfiff zum Gelächter über beide entdeckt worden ist, des Ausführlichen gebracht.

S. XVII. führt Stolberg die zweierlei Erscheinungen des Unglaubens an:

„Diese Unglaubens-Lästerung ist nur seinem Unsinn zu vergleichen, einem Unsinn, den ich einst aus dem Munde eines seiner Herolde vernahm, der mit schmachtendem Entzücken mir die Seligkeit des Hinsinkens durch den Tod in den Schooß des großen Nichts anpreisete."

Voß setzt hier sehr naiv bei:

„Den Bezeichneten hatte er (Stolberg) mir (Voß) mehrmals genannt, Hofrath Moriz in Berlin. Wahrscheinlich trieb er seinen Spaß mit dem Glaubenseiferer, als er die selige Miene des Einschlummernden ihm vormachte."

Diese Ausrede Vossens ist geradewegs läppisch, die consequenten Rationalisten müssen auf diesen Trost oder diese Trostlosigkeit am Ende kommen. Dr. Strauß in seinem alten und neuen Glauben spricht am Ende seiner Theologie und Philosophie dasselbe ganz gelassen aus, was der Herr Berliner Hofrath gesagt hat, der jedenfalls viel consequenter dachte, als der Heide nach homerischem Zuschnitt. Viel mehr ärgerte Voß folgendes Urtheil Stolberg's:

„Gefährlicher aber ist der Unglaube, der mit Ansprüchen des Stolzes von dem Erbe der Demuth Besitz nehmen zu können uns schmeichelnde Hoffnung gibt. Er nimmt auf von der Religion, was ihm ansteht, aber er legt bei Seite, was ihm in ihr mißfällt. — Was er in ihren Urkunden fand und nutzet, will er in dem Staube seiner Schule gefunden und ergrübelt haben. — Er verachtet die Boten, welche der erbarmende Vater seinen verirrten Kindern nachsandte, aber er belauschte sie; er belauschte, wie wohl er ihn verläugnet, den erstgebornen Sohn des Vaters, welcher seinen Brüdern nachging, und ihnen den Weg zur Wahrheit und zum Leben, Er selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben, zeigte. Dieser ärgste, weil gefährlichste, weil mit täuschendem Zauber, mit der lebenden Wahrheit ausgerissenen Federn geschmückte Unglaube führt die Sprache des Glaubens, wenn er von ursprünglicher Würde der Menschheit, von der Tugend, von der Unsterblichkeit redet." — „Ein Sohn der Erde, will er uns glauben machen, daß er den Vorhang der Zukunft gehoben, eine Furth im schauervollen Strome des Todes erspäht, und eines Rechts auf selige Inseln sich versichert habe, die sein Stolz sich träumte." — —

Das schnitt dem Voß in die Seele; wie er am Größenwahn litt, bezog er diese Stelle auf sich allein. Stolberg mußte aber damit doch die ganze damals in der Mode gewesene Freimaurerlehre im Auge gehabt haben; daß sich

Voß dadurch sehr unangenehm berührt fühlte, ist ganz natürlich, daß er sich aber allein für den privilegirten Erfinder dieses im Verlaufe des 19. Jahrhunderts abgethanen Unsinns hielt, das ist ein neuer Beweis von der maßlosen Eitelkeit dieses Mannes, welcher der Meinung war, Stolberg könne nur ihn allein im Auge gehabt haben.

Voß meldet sich demnach förmlich zu dieser Stelle als der Getroffene. Er springt auf und sagt: das bin ich!

35. Wie Voß in seiner Drehkrankheit so weit kommt, sich das Lorbeersträußchen der „Rechtgläubigkeit" dem Stolberg zum Trotz in das Knopfloch zu stecken.

Voß:

„Wie jener gottläugnende Unglaube seinen bestimmten Herold hat, so auch dieser ketzerische (Voß meint Stolberg's Unglaube), der an Gott und Unsterblichkeit christlich zu glauben vorgibt, aber nicht ganz mit Stolberg's allein rechtgläubiger Kirche glaubt."

Wie zart und schonend hier Voß von seinem Glauben redet. In Gedichten, in seinem Liebling, dem Voß'schen Generalvikar des fadenscheinigsten Rationalismus, d. h. dem redlichen Pfarrer von Grünau, dem Luisenpapa, hat er den hohlsten Rationalismus verkündet — mit den zwei Worten Gott und Unsterblichkeit wie mit zwei in die Luft geworfenen und aufgefangenen Hohlkugeln sein Spiel getrieben, alle Lehren der Kirche weggeworfen, sich auf Pindar und Homer zurückgezogen, und jetzt heißt es auf einmal, daß er: nicht ganz mit Stolberg's rechtgläubiger Kirche glaubt.

Ferner sagt uns Voß:

„Und welchen Herold des Ketzerunglaubens dachte sich Stolberg eher, als seinen vieljährigen stets siegreichen Widersacher (d. i. Voß selber; jetzt nach dem Tode Stolberg's nennt er sich den stets siegreichen), dessen dreistündiges Religionsgespräch, dessen Grünauisches Gedicht ihm Thränen entpreßt hatte, den er (Stolberg) seinen Zwanggläubigen (d. i. den Katholiken) wie einen ausbündigen, einen Erzprotestanten zu bezeichnen pflegte? Dieses Ungläubigen (Vossens) erzprotestantische Warnung hatte sich tief eingeprägt. Sie lautete so: forscht Licht und Wahrheit mit unknechtischem Sinn, und thut was recht ist." —

Wenn Voß irgendwo in die Enge kam, ließ er immer eine in ein Phrasenpapierchen eingewickelte Knallerbse los: in

diesen Worten „forscht Licht" us.w. soll das ganze Streben der Menschheit in der Geschichte enthalten sein. Diese Worte enthalten ungelöst, wie sie dastehen, auch jeden Unsinn, erst durch ihre rechte Lösung werden sie zum Sinn; so lange sie nicht gelöst sind, kann jeder Thor sich derselben bemächtigen und sie auch als Waffe gegen Licht, Wahrheit und Recht gebrauchen. Er sagt dann eben: das ist mein Licht, meine Wahrheit, mein Recht, wie ich mir in meinem unknechtischen Sinn das alles zusammenstudirt habe.

Mit diesen Worten kann man das Maul voll nehmen, aber den Kopf und das Herz dabei leer haben. —

Das Kostbarste ist am Schlusse das Selbstrühmen seiner Großmuth und seines noblen Benehmens dem Stolberg gegenüber. — Voß sagt S. 203:

„Daß immer Er (Stolberg) der Kränkende war, immer Wir (Voß und seine Ernestine) die Verzeihenden, dies sollt' ihn weich machen, dies verhärtete des Muckenden starren Unmuth. Es bestätigte sich der Erfahrungssatz: Mehr als der Beleidigte, hegt Groll der Beleidiger, der zurücknehmen mußte."

In der That, dieser Stolberg war ein entsetzlicher Mucker, er ließ sich nicht weich machen. Die Melange von Celt-, Griech- und Hottentotten-Religion, auf welche theologische Chemie Voß sich so viel einbildete, kam Stolberg ungenießbar vor. — Das Kochbuch der Luise, wo mit dem Hexameterquirl alleweil Kaffee, Bischof, Thee mit Theologie und Philosophie herumgerührt wurde, bis die Milch des frommen patriarchalischen Unsinns aufschäumt, die ganze Luise kam ihm, wie auch vielen andern, in hohem Grade lächerlich vor, trotzdem daß der Herzog von Gotha dem Voß ins Gesicht sagte, daß er als Dichter größer sei, wie Napoleon als Feldherr!

Was für ein Glück, daß Voß als Student nicht nach seinen damaligen Gelüsten sämmtliche Fürsten ermordet hat!

Kein deutscher Unterthan hätte einen solchen Lobspruch über die Lippen gebracht; nur ein großmüthiger Fürst konnte einen derartigen Lobpreis zu Stande bringen. Voß hat mit seiner Bestätigung der Stolberg'schen Umtriebe, die er dem Stolberg nach dem Tode desselben als

einen papiernen Grabstein gesetzt, allerdings sehr viel bestätigt, — vor allem aber, ohne es zu wollen, dem Stolberg ein Ehrendiplom ausgestellt. Denn wenn man über einen Mann mit aller heiß aufkochenden Bosheit und mit echt heidnischer Schonungslosigkeit nichts anderes nachsagen und ihn selbst mit solchen Mitteln nicht schädigen kann, wie dies in der Voß'schen Schrift der Fall ist, so muß das, abgesehen von allen konfessionellen Fragen, ein Ehrenmann gewesen sein.

36. Noch ein protestantischer Nachbeter und ein protestantischer Nichtnachbeter, sondern Verurtheiler Vossens zum Schluß.

Roquette wäre in seiner Geschichte der deutschen Dichtung im Ganzen so ziemlich gemäßigt, aber bezugs des Kampfes Voß-Stolberg kommt er über die alte Voßschablone nicht hinaus. Er verliert hier die Ruhe, läßt sich von Vossens winddverdrehter Anschauung über diesen Handel mit fortreißen und deklamirt wie folgt (II. 216):

„Der Gedanke an Freiheit war ihm (Vossen) seit seiner Jugend ein Heiligthum gewesen; freie Forschung, freie Gesinnung und Selbstbestimmung waren ihm die höchsten Pflichten des Mannes." —

An und für sich ist es schon ein Unsinn: freie Forschung, Gesinnung und Selbstbestimmung höchste Pflichten zu nennen; denn die Freiheit ist ja nur eine Gabe, sich für Wahrheit und Recht zu entscheiden, der Mensch kann aber mit dieser Gabe sich auch für Lüge und Unrecht entscheiden.

Nun war aber Voß nur immer für seine Entscheidung und wollte allen andern eine Pflicht daraus machen, seinen Ansichten beizustimmen. Jeder, der durch seine freie Bestimmung zu einem andern Resultat kam als Voß, ob dieser ein Katholik oder Protestant war, den verfolgte er bis in den Tod hinein. Voß kam hierbei zur Verrücktheit, wie es der von ihm auch verfolgte Niebuhr ausgesprochen hat.

Stolberg bestimmte sich selbst und wurde katholisch; das war bei Stolberg ein Akt seiner Freiheit, diesen Akt sollte Stolberg dem Voß zu Liebe annulliren.

Roquette deklamirt weiter:

„Als Fritz Stolberg zur kath. Kirche übertrat, berührte ihn (Voß) dieser Schritt tief schmerzlich, doch schwieg er noch dazu; als dieser

aber seine Geschichte der Religion Jesu schrieb und dabei mit unduldsamem Renegateneifer sich Ausfälle auf den Protestantismus erlaubte, konnte Voß sich nicht mehr halten, und trat mit der ganzen Wucht des Zornes gegen den Abgefallenen auf."

Es ist aber nicht wahr, daß Voß geschwiegen nach Stolberg's Uebertritt; er begann sogleich, seinen Toleranzkrakehl loszulassen und wartete nicht bis zum Erscheinen der Kirchengeschichte. Ferner ist es nicht wahr, daß Stolberg mit unduldsamem Renegateneifer sich Ausfälle auf den Protestantismus „erlaubte", er suchte nur Ausfälle, welche sich protestantische Kirchenhistoriker „erlaubten", in aller Ruhe zurückzuweisen. Sicher hat Roquette, den wir einer Lüge nicht für fähig halten, die Kirchengeschichte Stolberg's gar nicht gelesen.

Was soll die Phrase mit dem „Abgefallenen" und „Renegaten" bedeuten? Voß brauchte dieselbe, um schimpfen zu können. Von was ist denn Stolberg abgefallen? Und für was hat Voß gestritten? Voß ist ja vollendeter Heide gewesen, Homer, Griechenthum waren ihm alles gewesen, Lebensfreude und Todestrost. Wahr ist nur, daß er mit der ganzen Wucht seines Zornes gegen den „Abgefallenen" aufgetreten ist. Warum ist denn gerade Stolberg ein Abgefallener? Voß war ja von der ganzen christlichen Grundlehre abgefallen; ihn, den Heiden, könnte man somit mit weitaus mehr Recht einen Abgefallenen nennen. Der sonst ziemlich ruhige Roquette verliert aber ganz den Boden der Toleranz unter seinen Füßen, wenn er fortfährt:

„Die Schrift Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier ist das bitterste und schwerste Strafgericht, was wohl jemals ein Mann über einen einstigen Freund verhängt hat." —

Ein Strafgericht ist diese Schrift Vossens allerdings; wir haben aber nachgewiesen aus den Stimmen der ehrenhaftesten Protestanten, daß dies Strafgericht auf Voß selber zurückgeprallt ist. Voß hat durch diese Schrift seine eigene Ehre gerichtet, seinen Charakter gekennzeichnet und sich selber ruinirt. Wir setzen voraus, daß Roquette auch diese Schrift nicht gelesen, sondern sein Urtheil darüber irgend einem Fanatiker wie Kurz nachgeschrieben hat. Auch wir wollen uns das Recht der Forschung, des nicht vergewaltigten Urtheils

über Zustände und Persönlichkeiten nicht nehmen lassen. Wir schmähen nicht und behaupten nicht und schimpfen nicht, wir bleiben auf dem Boden der Geschichte stehen und beweisen.

Wir führen für unsere Anschauung auch immer wahrheitsliebende Protestanten an, die sich vom Strom der Voß'schen Wuthnachfolger nicht fortreißen lassen.

So können wir auch hier der Voß'schen Bestätigung der Stolberg'schen Umtriebe eine protestantische Bestätigung unsers Urtheils über Voß anfügen.

In der Schrift Hermes IX. (in der Klagebegründung des Perthes gegen Voß citirt) finden wir folgendes Urtheil über die Voß'sche Bestätigung:

„Was Voß bestätigt, ist des Bestätigens nicht bedürftig, als:

1. daß Stolberg ein Graf war;

2. daß er katholisch zu sein längst Neigung in sich fand und nährte, bis er endlich katholisch wurde;

3. daß er hierbei der „Warnung" Vossens wie dessen übrigen höhnisch lieblosen Lehren keine Folge leistete;

4. daß der Graf Stolberg, welcher sich nicht nur Gleichgesinnten, sondern auch andern Edeln längst anschloß, mit der herben Persönlichkeit des Voß nicht fertig werden konnte;

5. daß es außer dem Grafen Stolberg noch gar manchen Ueberläufer zum Katholicismus gibt und geben wird;

6. daß der Papismus noch heut zu Tage seine Existenz zu behaupten sucht;

7. daß besonders verabredete Stolberg'sche Umtriebe loser Voß'scher Spuk sind;

8. daß die ganze Anklage des Voß durch das verwerflichste Verfahren und durch zahllose ungehörige Klatschereien verfehlt, verdorben und verworren ist." —

Dieses Urtheil eines Protestanten in einer protestantischen Zeitschrift über das zweite Schmählibell Vossens gegen Stolberg verdient alle Achtung und Beachtung. Es ist der letzte und haltbarste Nagel zum Deckel am Sarge der Voß'schen Ehrenhaftigkeit, die er im Kampfe gegen Stolberg zur Schau getragen. Dieser Nagel ist auch für Kurzens Literaturgeschichte — ein eingeschlagener Beweis für die Glaubwürdigkeit und Gerechtigkeit desselben.

Fürst Pückler und Ludmilla Assing.

Sie wollte das Pückler-Grabmal zieren
Mit seinen hinterlass'nen Papieren,
Hat aber nur ein Schandmal errichtet,
Das ihn und sie moralisch vernichtet.
Nehme ein jeder den Spruch als Lehre:
Mit der Sitte versinkt auch die Ehre!

1. Wie das Leben des Fürsten Pückler-Muskau als ein beständiges Ringen und Raufen mit dem „Pfaffenthum" (d. h. eigentlich mit den positiven Lehren und Sitten des Christenthums) sich herausstellt.

Einen sehr eklatanten Beweis, wie das praktische sittliche (oder jenachdem unsittliche: negativ-sittliche) Leben mit dem Annehmen oder Nichtannehmen der christlichen Offenbarung gewöhnlich auf demselben Niveau steht, liefert uns das Leben des europamüden Roué-Fürsten, Pückler-Muskau genannt. Dieser Herr, der von der Noblesse der Gesinnung und der Handlungsweise eines echten Cavaliers sehr verzwickte Anschauungen manifestirt hat, ist nach seinem Tode durch seine Memoiren und seine Correspondenz, die er der ebenfalls mehr als sehr bekannten Ludmilla Assing zur Publikation überlassen hat, nach Seite seiner Sittenhaftigkeit und auch seiner Ehrenhaftigkeit, nach seinem Tode zum zweitenmal (diesmal moralisch) todtgeschlagen worden.

Die Assing hat in gewohnter Unverfrorenheit Bekenntnisse, Geständnisse und Briefe veröffentlicht, die ihre jungfräuliche Seelenblüthe nach dem Sonnenuntergang zeigen.

Hören wir einige Stellen aus Briefen Pückler's an Bettina Arnim.[1]) Die Bettina hat den Fürsten Pückler scherzend mit

[1]) Briefwechsel des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau. Herausgegeben von Ludmilla Assing. Hamburg, Hofmann Campe 1873. 9 Bde. 1. Bd.

einem Strauß verglichen, „der in seiner Eitelkeit gleich dem Magen eines Straußen mit Leichtigkeit Kiesel und Eisen zu verdauen im Stande sei".

Wir senden diesen trefflichen, charakteristischen Vergleich voraus und werden sehen, wie Pückler den Beweis dafür liefert. Dieser Herr, mit seinem Leben hinter sich, hält sich nicht nur für einen großen Denker, sondern liebt es auch noch, auf seine Manier sich in sittliche Entrüstungen hineinzuarbeiten; besonders scharf hat er es auf „Pfaffen" abgesehen, die ihm durch ihre „Märchen" geradewegs in seiner maßlosen Eitelkeit und seiner eben so maßlosen Sucht, alle Lüste des Lebens bis auf den Boden des Bechers auszuleeren, unangenehme Augenblicke bereitet haben. Er schreibt an Bettina, Muskau 22. Juli 1832 (I. S. 102):

„Daß doch diese Pfaffen, und auch die besten von ihnen, wie verdammt sind, in Lieblosigkeit und Intolerantismus unterzugehen! Liegt das Böse nicht auch zuweilen in der Tiefe, und ist es nicht seine gefährliche Seite, gut zu scheinen, ja sich selber für gut zu achten?" [1])

„Welche gräulichen Worte, eines Torquemada würdig! Kannst du Pfaff damit vor deinem Christus stehen, und nicht vor Scham hundert Klafter tief unter die Erde sinken."

„Nein, ich bin nicht unschuldig, und du liebste, reine, vollgesogene Schwärmerin, aber keine sind wir, keine Pfaffen, und darum können wir Hölle und Verdammniß nicht fordern, nur bald mehr, bald weniger verdunkelte Seligkeit und Liebe. Wir (er und Bettina) glauben, daß das Gute überall in der Tiefe liege, ja beim Räuber und beim Mörder, und selbst beim Pharisäer, dem Erkältetsten Aller in seinem geistlichen Stolze, der ihm alle andern Laster reichlich ersetzt. Ja wir glauben auch an das Gute in der Tiefe, auch bei uns selbst, wenn wir auch, hingerissen durch Erdenmächte, es wie die Weisheit, die eins mit ihm ist, oft verschütten. Aber es ist dennoch leichter Stoff nur, den wir darauf häufen, kein zäher geistlicher Schleim, der nur durch eine Ekelkur davon abgelöst werden kann, kein Hochmuth, der, sich als Diener für den Herrn ansehend, zum chronischen Uebel geworden ist, welchem nur der Tod gewachsen ist. Glaube mir, ich habe es hundertmal erfahren: in jedem protestantischen Geistlichen liegt das Embryo eines katholischen Papstes. Ich aber bin freisinnig und stolz, und darum sind sie mir in der Seele zuwider, wie ihre dürftige Erscheinung, ihre geschmacklose Tracht, ihr unzierliches

---

[1]) Diese Worte Schleiermacher's haben, wie sich zeigt, die Durchlaucht besonders gebrannt!

und unbeholfenes Wesen sie meinem Schönheitssinn unerträglich macht, und noch tief unter ihre katholischen Mitbrüder stellt."

„Dieser kleine Zwitter ist nun gar noch obendrein ein halber Revolutionär oder Reformer, ein halber Plato, in Wahrheit aber nur ein ganzer Pfaff. Amen."[1])

2. Wie dem Pückler auch der Schleiermacher noch als ein „Pfaff" erscheint, wegen zu arger, den Pückler genirender „Liberalität".

Es ist interessant zu sehen, wie diesem prononcirten „Lebensbecher- bis auf die Hefen-ausschlürfer" und in echter Schweinebehaglichkeit noch bis in seine alten Tage hinauf, tragische Erinnerungsgrunzer über dahingeschwundene Genußtage loslassenden Standesherrn, selbst noch der Atheologe Schleiermacher zu sehr „Pfaff" und zu intolerant gewesen ist; der doch ohnedies die ganze christliche Glaubenslehre in seinen pantheistischen Retorten zu verdampfen suchte; und der sehr consequenter Weise darnach in seiner Lucindevertheidigung in der unverfrorenen Blosstellung seines Liebesverhältnisses mit der Predigergattin und durch die sehr ungenirten Enthüllungen der Bettina u. s. w. sich zum renommirtesten theologischen Roué des 18. und 19. Jahrhunderts hinunter geschwindelt hat. Man kann nicht leicht in weniger Worten das kleine ausgewachsene, aber trotzdem, wie es selber wiederholt hat drucken lassen, „außerordentlich liebebedürftige" Individuum zusammenschimpfen, als es Pückler in den Worten gethan:

„Dieser kleine Zwitter ist nun gar noch obendrein ein halber Revolutionär oder Reformer, ein halber Plato, in Wahrheit aber nur ein ganzer Pfaff. Amen."

Die Erbitterung gegen Schleiermacher hatte aber ihren Grund nicht in den strengen Lehren oder Forderungen Schleiermacher's, denn solche gab es bei diesem Herrn ja gar nicht, sondern nur in der maßlosen Eitelkeit Pückler's, der trotzdem

---

[1]) Dieser Gallenerguß geht Schleiermacher an, der doch selber ein starker Verehrer Bettina's gewesen (siehe „Die vier Großmeister der Aufklärungs-Theologie"), der die Briefe zur Vertheidigung der Schlegel'schen Lucinde geschrieben und der nach seinen eigenen Briefen sich mit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre völlig zertragen und in äußerster Nachsicht mit seinen eigenen Schwächen noch weit widerwärtiger als toleranzig — geduftet hat.

daß er die ganze Frauenwelt als einen ihm gehörigen Harem betrachtete, doch weiter bei jeder dieser Damen allein und ausschließlich verehrt und hochgeschätzt werden wollte.

Auch im nächsten außerordentlich lehrreichen und den Fürsten, die Bettina und den Schleiermacher charakterisirenden Brief zeigt sich die Galle und die Eifersucht gegen Schleiermacher.

Pückler an Bettina, Muskau 9. August 1832:

„Ich hoffe, Dein Fieber wird vorüber sein, wenn dieser Brief Dich erreicht, Liebe. Das niedliche Gipsfigürchen ist diesmal glücklich angelangt und schmückt meinen Schreibtisch. Die Zeichnung habe ich als Copie bei Seite gelegt, da das Original Deinem sechsten Geliebten gehört, denn von denen, die mir bekannt worden sind: 1. Goethe, 2. Schinkel, 3. Schleiermacher, 4. Rumohr, 5. Ich, 6. Carolath — aufrichtig gesagt, steigt die Scala immer abwärts; Du machst dies aber nur Christus nach, der auch erst im Tempel und mit den Schriftgelehrten in seiner Jugend verkehrte, zuletzt aber gemeine Leute[1]) im Reich des Geistes auswählte. Er beklagt sich daher auch oft über ihre Beschränktheit, ließ aber hernach den heiligen Geist über sie ausgießen; thue dergleichen mit uns letzten Nummern. Wir bedürfen es. Apropos aber von Schleiermacher, so muß ich gestehen, daß mich sein Gespräch mit Dir etwas frappirt hat, nämlich: „Liegt das Böse zuweilen nicht auch in der Tiefe, und ist es nicht seine gefährliche Seite, gut zu scheinen, ja selbst sich für gut zu achten?"[2]) — Wahrlich Worte eines Torquemada würdig, denn wer kann damit nicht verdammt werden? Ist das ein Ausspruch christlicher Liebe? — aber Schleiermacher n'est pas prêtre pour rien. Glaube mir, dies ist ein finsteres Amt. Der Contrast des fast überirdischen Berufs mit dem schwächeren, den Naturkräften unterthänigen Menschen ist zu gewaltig.[3]) Sie scheitern alle mehr oder weniger an dieser Klippe und fallen entweder in Heuchelei oder arrogante Intoleranz. Es gibt wenige protestantische Geistliche, in denen nicht ein katho-

---

[1]) Der Fürst hätte doch wissen sollen, daß Volksmänner, „gemeine Leute", vor Gott einen hohen Werth haben können, und hätte auch aus der Bibel wissen können, daß vornehme Lumpe in den Rahmen des Evangeliums nicht hineintaugen.

[2]) Gerade dieser Ausspruch ist einer der treffendsten unter dem vielfachen wort- und an gefälschter Salbung reichen Gewäsche, das uns Schleiermacher hinterlassen hat. Pückler hat sich deshalb auch deutlich getroffen und verwundet gefühlt, wie es sein Aufschrei und sein Geschimpfe bezeugt, mit welchem er den Eindruck zu egaliren versucht.

[3]) Bei allem ausgesprochenen Stolz und Hochmuth Pückler's pflegte er sich vor den Naturkräften immer bis in den Staub und Koth herunter tief zu verbeugen, mit der alten Höflichkeitsformel: Ich bleibe Ihr gehorsamster Diener.

lischer Papst im Embryo läge, und dein halber Luther und halber Plato wird am Ende nicht besser sein. Doch genug hiervon."

Pückler hätte sicher den Schleiermacher ganz ignorirt, und ihn deshalb auch sicher nicht verschimpft, wenn Bettina nicht den Versuch gemacht hätte, ihn vor Pückler in etwas zu bevorzugen. Das genirte die neugebackene Durchlaucht weitaus mehr, als die ganze nebelhafte dissolving-views-Theologie Schleiermacher's.

(I. 125) schreibt Pückler der Bettina, Jagdhaus 15. August 1823:

„Grüße Deinen Beichtvater, den ich sehr liebe (Schleiermacher), und terrassire durch so viele Bonmots den impertinenten Steffens, der gesagt hat, der einzige Flecken in Rachelsbuche sei der schmeichelhafte Brief an mich, einen Menschen, der keine Religion hat. Dummes Frömmlergezücht!"

Hier ist die unersättliche Habgier Pückler's auf dem höchsten Punkt angelangt: „Religion wollte er auch noch haben", und weil ihn Steffens in diesem Punkt für einen Proletarier hielt, mußte Steffens sich das schmutzige Bündel: „Dummes Frömmlergezücht" auf den Rücken werfen lassen!

3. Wie der Pückler mit großer Selbstgenügsamkeit seine Ignoranz mit Hohn über den „Ablaß" manifestirt.

Vollkommener Ablaß nach Pückler (II. 188). In einem Briefe, Domo Dossola in der Lombardei, 18. Januar 1808, schildert Pückler eine Prozession in Mailand:

„An der Hauptpforte des Domes war dem heutigen großen Festtage zu Ehren eine Tafel aufgehängt, auf der man die wichtigen Worte: Indulgentia plenaria las; wir eilten ebenfalls, von dieser allgemeinen Vergebung der Sünden zu profitiren und bei dieser Gelegenheit die schöne Kirche nochmal zu sehen. Es war große Messe und Musik, die feierlich in den weiten Gewölben widerhalte, eine große Menge Menschen besonders Weiber lagen auf den Knien umher, um der Indulgentia plenaria theilhaftig zu werden, und (wie ich einst in einer Predigt über die Vortheile des Abendmahles von einem protestantischen Geistlichen rühmen hörte) nach erlangter Vergebung wieder von vorn anfangen zu können."

Wenn in einer katholischen Schule der Katechet oder der Lehrer einen Jungen fragt: Was ist ein Ablaß überhaupt, oder was ist ein vollkommener Ablaß? und der Junge erwidert: Das ist eine allgemeine Vergebung der Sünden, so

wird der Fragesteller, je nachdem er höflicher oder derber ist, entweder antworten: Rede nicht so albern, du hast ja gar nicht in den Katechismus hineingeschaut, oder derb: Du Dummkopf, wer hat dich denn einen solchen Unsinn gelehrt!

Bei dem jungen Pückler ist es natürlich ganz was andres. Pückler war damals 23 Jahre alt. Er hatte seine erste Bildung im Herrnhutischen Institut zu Uhyst erhalten; hat Pückler dort seine theologischen Anschauungen über die Indulgentia plenaria profitirt, so müßte diesem Institute und den Zöglingen desselben ein vollkommener Ablaß bezugs ihrer Unwissenheit ertheilt werden.

Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß Pückler, der erst Graf war, nicht vielleicht wegen seiner Verdienste in den Fürstenstand erhoben wurde, sondern der König von Preußen machte ihn 1822 zum Fürsten, weil die Grafen Pückler durch die Einverleibung der Lausitz in den preußischen Staat verschiedene alte Privilegien verloren hatten. Im Jahre 1817 heirathete Pückler eine verwittwete Reichsgräfin von Pappenheim, eine Tochter des preußischen Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. Diese Ehe wurde 1826 getrennt; sie war begreiflicher Weise keine glückliche.

4. Wie Pückler einen armen Teufel von Dichter, statt ihm ein Almosen zu geben, mit schmutziger Roheit abspeist.

Auf derselben Seite erzählt Pückler, daß in einer Restauration ein Improvisator hereinkam und mit den Worten: Illustrissimi Signori, Poeta io sono, e dal mio talento vi voglio dar la prova. — Ueber diesen armen Teufel (wer kennt dies Geschlecht nicht, das in Neapel und Rom sehr oft vorkommt?) macht Pückler 2 Seiten lang eben so armselige Witze, als das schäbige Geständniß, daß er und sein Freund dem armen Menschen trotz des Bettelns desselben keinen Soldo Almosen, und nur ein Stück Käse gaben, nach dem er in seinem Hunger verlangte. Als er aus den Schmutzsäcken nichts herauslocken konnte, ging er fort und sagte: „Ebbene, la virtù non cerca il denaro, un poeta si contenta del onore.“ — Da fragt man sich: Wer war hier der Cavalier? Was muß Pückler schon in seiner Jugend von der Macht seines Witzes gehalten haben, wenn er meinte, er könne durch zwei Seiten lang über den

armen Kerl ausgegossenen Hohn die eigene eingestandene Schundigkeit zudecken! — Wer über einige Soldi zu verfügen hat, der gibt schon nach dem ersten Reimpaar einem solchen Dichter dieselben, und sagt ihm, ohne ihn zu verletzen, lächelnd, er solle nun seine Gaben weiter anderwärts verwerthen.

Daß Pückler dem armen Kerl nichts gegeben, das ist einfache Schmutzerei, daß er sich aber noch rühmt, nichts gegeben zu haben, daß ist unverschämte Schmutzerei. Es ist übrigens hier nicht das einzige Mal, daß Pückler auf die Pflichten eines hohen Cavaliers vergessen hat!

5. Wie Pückler im Wahne, daß er sehr witzig sei, wieder Witze über den Ablaß (von dem er nichts versteht) anfertigt und eine Freude hat, einen armen Savoyarden und Kapuziner zu verhöhnen. Aufklärungs-Pharisäer.

(II. 212) läßt Pückler wieder seine reiche, aber sehr billige Witzquelle über den Ablaß und einen Savoyardenknaben spielen, Luzern 2. Juli 1808:

„Neben einer Quelle ist eine Kapelle erbaut, über deren Thüre: „Allgemeiner und vollkommner Ablaß" angeschlagen steht. Der kleine Savoyarde, welcher bei jeder Kapelle, bei jedem Kreuz (und es gibt deren nicht wenige auf dem Rigi) stehen blieb, die Knie beugte, sich bekreuzigte und ein Stoßgebet hermurmelte, fiel hier, nachdem man ihm die Aufschrift übersetzt hatte, auf sein Angesicht nieder und betete eine solche Anzahl Vaterunser und Aves, daß wir eine Viertelstunde auf den letzten Ausbruch seiner Frömmigkeit warten mußten."

Daß der Savoyarde als Führer eine Viertelstunde betet und die Reisenden damit passen läßt, und diese Reisenden sich ruhig dabei verhalten, das gehört eben in die ähnlichen oft vorkommenden Witze, mit denen der erhabene Philosoph sich über das arme katholische Volk erlustrirt und seinen Lesern einige Unterhaltung und einigen Trost über ihre Aufklärung zu verschaffen sucht.

(II 215.) Weiter ein köstlicher Witz über die armen Kapuziner am Rigistaffel:

„Hundert Schritt unter dem Wirthshaus führt der Weg bei der größten Kapelle auf dem Rigi der „Maria im Schnee" vorbei; in einem Nebenhause wohnen 5 alte Kapuziner, wovon der eine, die ächteste Mönchsfigur an Feistheit und Boshaftigkeit, mit starken Schritten vor der Kapellthüre auf und abging und wüthende Blicke auf uns schoß, die wir unsern Weg fortsetzten, ohne dem Beispiel unsers Savoyarden gemäß ein Gebet verrichtet zu haben."

Wer das Wesen und die notorische Lebensheiterkeit der Kapuziner kennt, wird sich seinen Theil auch bei diesem auf den feisten und boshaftigen Kapuziner geworfenen Stein denken können:

Lasse den Witz immer strahlen helle,
Wenn du vorbeigehst an einer Kapelle.
Und wer als ein echter Aufgeklärter reist,
Dem erscheint jeder Kapuziner boshaft und feist.
Wer über die Mönche kann schimpfen, höhnen und spassen,
Der kann seinen Witz sehr billig brilliren lassen!
Wie dumm ist dieser Mönch, und wie gescheit sind wir,
Wir läuten unsere Glocke und er betet sein Brevier.

In Italien findet man öfter auf Madonnenbildern eine Inschrift wie folgt:

Virginis intactae dum veneris ante figuram
Praetereundo cave, ne sileatur: Ava.

Im Neapolitanischen findet man öfter dasselbe italienisch:

O Peregrin, che passi per la via
Non ti scordar di salutar Maria.
(O Pilger, der du wandelst hier auf diesen Pfaden,
Vergiß nicht zu grüßen die Königin der Gnaden.)

In das Pückler-Muskauische übersetzt, könnte das lauten:

O Pilger, wenn du an einer Kapelle gehst vorbei,
So schimpf wie ein Rohrspatz über die ganze Clerisei,
Das thu um so mehr, wenn dir auf deinen Wegen
So ein verfluchter Kapuziner kommt entgegen.

Das Verschimpfen von Geistlichen, katholischen und protestantischen, ist des Pückler höchste Lust; ja es ist ihm als einem echten Aufklärungspharisäer ein Bedürfniß. Bei einem Manne, der sich mit der größten Ungenirtheit seiner Ehebrüche rühmt und die verschiedenen Gemähler, in deren Hürde er eingebrochen, noch als dumme hinter's Licht geführte Kerle, als Staffage seiner Romantableaus verhöhnt und verlacht, ist diese Wuth gegen den Clerus, der die Pflicht hat, diese Pückler'sche Handlungsweise nach dem Maßstabe der 10 Gebote Gottes zu verurtheilen, sehr erklärlich. Um seine Handlungsweise nach seiner Art zu rechtfertigen, muß er alle, welche dieselbe verurtheilen, als Dummköpfe oder Schurken

darstellen; und das hat er auch immer sehr gewissenhaft gethan, die einzige Gewissenhaftigkeit, die er sich hat zu Schulden kommen lassen. Wir werden noch mehrere ähnliche Beispiele anführen.

(I. 256) beschreibt Pückler die Verheerungen eines Bergsturzes am Lowerzersee. Die Wogen des Sees überschwemmten die Insel, auf welcher ein Einsiedler hauste. Dieser wäre ertrunken, wenn er nicht gerade zur selben Zeit nach Maria-Einsiedeln gewandert wäre. Seine Einsiedelei und die Kapelle schwemmten die Wasserfluthen hinweg. Pückler versäumt nicht, in diese Fluthen noch einige Tropfen seines Wasserwitzes hinein zu werfen:

„Der Einsiedler selbst befand sich glücklicher Weise auf einer Pilgerreise nach Maria-Einsiedeln, deren Wunderkraft er gewiß seine Rettung zuzuschreiben nicht ermangelt haben wird."

Vor den wunderbaren Witzen Pückler's gibt es keine Rettung, man muß sie eben über sich ergehen lassen. Nicht einmal seinen Dank an die Vorsehung vergönnt er dem armen Einsiedler.

6. Pückler legt einem Prediger in Bern, der einem Delinquenten zuspricht, offenbare Lügen in den Mund, und verschimpft einfältige Pfaffen.

Doch fordert Pückler-Muskau für seine Berichte einen weitaus stärkeren Glauben, als die Kirche und die christlichen Prediger von den Gläubigen beanspruchen.

Er erzählt, wie er in Bern (II. 227) 10. Juli 1808 der Execution eines 60jährigen Mannes beigewohnt, der wegen des Diebstahls von einigen Franken nach dem Cantonsgesetz gehängt wurde. Pückler macht Betrachtungen über die Todesstrafe und fährt fort:

„Ohngeachtet dieser ernsthaften Betrachtungen war es doch schwer, ein Lächeln zu unterdrücken, als der Geistliche, der den Delinquenten vom ersten Augenblicke, wo er am Fuße des Galgens ankam, bis zum letzten, wo er den tödtlichen Streich empfing, allerlei Gebete vorsagte, die jener nachsprechen mußte, unter anderm folgende Worte soufflirte: „Lieber Jesus, gib mir mein tägliches Brot, so wie heute, Morgen und alle Tage." Der arme Teufel war zu sehr decontenancirt, um die bêtise zu bemerken, und sprach allen Unsinn des Pfaffen mit der größten Hastigkeit nach, sich womöglich selbst bis zum letzten Augenblicke

zu betäuben; auch blieb ihm das letzte Wort buchstäblich im Halse stecken, als dieser mit dem Stricke zugezogen wurde."

Wer mag glauben, daß der Prediger dem Delinquenten das Gebet so wörtlich, wie es Pückler zu seinem Hohne braucht, vorgesagt hat?

In Lyon freut sich Pückler, seinem erleuchteten Publikum wieder einen recht dummen Pfaffen hinstellen zu können (II. 288), Lyon, 30. August 1808:

„Der gute Priester verließ uns hier, nachdem er sich vorher erkundigt hatte, wo wir her wären; als ich ihm Sachsen nannte, gab er einige komische Aeußerungen über die Geographie unsers Landes von sich; so frug er z. B. ob Kursachsen am Meere läge, und wie die Hauptstadt heiße; am Ende wünschte er noch zu wissen, ob es groß sei, mais, unterbrach er sich hier selbst, la Saxe aura bien trente lieues de long, je pense. — O sancta simplicitas, erste Vorschrift der christlichen Religion, du hattest sie immer, ehrlicher Pfaffe, aber wider Vermuthen scheinst du mit der Unschuld der Tauben nicht die empfohlene Klugheit der Schlangen zu verbinden!"

Auffallend ist es, daß Pückler das Glück hat, durchwegs mit „Pfaffen" zusammen zu kommen, die einer dümmer und miserabler sind, als der andere. Dieser Umstand allein und die permanente Wuth, mit welcher er über diese Leute seine Witze macht und seine Aufklärung leuchten läßt, läßt auch an seiner Glaubwürdigkeit einige Zweifel aufsteigen.

7. Pückler ist sehr bitter auf Bettler zu sprechen, verschimpft die Kirchenväter, die den Wohlthätern einen ewigen Lohn verheißen, und meint vielleicht, die Tausende, welche er Damen der Sing- und Springkünste zugeworfen, seien ein Entree zum Himmel.

Auf Bettler aller Art ist Pückler noch mehr erbost, als auf Pfaffen. Auch Bettler sind der Gegenstand seiner eingepökelten Witze. II. 289:

„Auf dem Rückwege nach unserm Hotel begegneten wir einem Bettler, der, auf der Straße hingelagert, eine auswendig gelernte Predigt recitirte, über das freudenvolle Leben der Wohlthätigen jenseits, die auf dieser Welt den Armen gäben; seine Verheißungen waren nicht viel geringer als die der Kirchenväter vom himmlischen Jerusalem und verfehlten eben so wenig ihren Zweck — reichliche Dupes zu machen, denn welcher Vorübergehende hätte nicht gerne willig ein Soustück bezahlt für das Entree zum

Himmel? Nicht weit davon machte ein Taschenspieler seine Kunststücke und suchte nicht ohne Erfolg seinem religiösen Collegen den Rang abzulaufen; beide machten eine bessere Ernte als ein armer Teufel daneben, der mit einem Auge und auf Krücken größtenteils vergebens sein weißes Haupt stillschweigend vor den Vorübergehenden entblößte."

Diese albernen Verheißungen, welche von diesen finstern Kirchenvätern den Wohlthätigen vorgegaukelt werden, die sich für ein Soustück die Entrees zum Himmel erkaufen wollen!

Pückler-Muskau hat bekanntlich an Tänzerinnen, Sängerinnen und anderes lärmendes Volk tausende und tausende hinausgeworfen. Wir hoffen, daß er wenigstens so gescheit gewesen ist, einzusehen, daß diese Tausende „als ein Entree zum Himmel" nicht gelten können. Ueber Akte der Wohlthätigkeit und über die Verheißungen dafür zu spotten, das ist doch eher Art und Weise eines „reisenden Hauses", das seine Pfennige für andere Freuden zusammenspart, als für jene, die über das Jenseits hinausliegen.

8. Pückler macht auch über Luther seine Glossen und ist so gnädig, der Kirche doch einige Culturelemente zuzugestehen.

Aber auch Luther wird nicht geschont; Pückler sucht sich, den sehr vielfach und eben so erfolgreich Versuchten, mit einem Spott auf Luther zu trösten. Er schreibt von der Wartburg (II. 350):

„Es existirt nämlich eine, wie man behauptet, ganz gut beglaubigte Tradition auf der Wartburg, daß der versuchende Teufel, der unsern biedern Luther so zudringlich incommodirte, eigentlich in der Gestalt eines jungen Fräuleins von Berlepsch, Tochter des Kommandanten, den Junker Georg zu verführen suchte, weshalb es dem keuschen Reformator, der, wie bekannt, keineswegs unempfänglich für das weibliche Geschlecht war, desto höher anzurechnen ist, daß er zum Dintenfaß seine Zuflucht nahm, um das lockende Teufelsgesicht durch eine Ladung Dinte aller seiner gefährlichen Reize auf einmal zu berauben. Dies läßt in der That den berühmten Juden Joseph noch weit hinter sich zurück."

Es ist sehr begreiflich, daß Pückler für sein notorisches Unbekümmertsein um die christliche Ethik alle möglichen Entschuldigungsgründe und Ausreden und Ausflüchte zusammensuchte und sich im Nothfalle des Nichtfindens auch selber vorlog, wenn sich doch dann und wann in seinem Gewissen

Zweifel an der Berechtigung zu seiner Art Leben zu regen begonnen haben!

S. II. 329 macht Pückler einige Bemerkungen über die Kirche, ohne in die gewohnte Galle auszubrechen, was sicher einige Anerkennung verdient:

„So möchte man denn auch am Ende gewahr werden, daß der Geist des Christenthums nicht nur im höchsten Grade liberal, sondern wirklich demokratisch ist, denn weist er nicht auf möglichste Gleichheit und Brüderschaft der Menschen hin, auf gleiche Menschenwürde und gleiche Menschenrechte ohne allen Unterschied äußerer Verhältnisse? ja werden nicht die Geringen und Armen zu ihrem Troste geradezu im Himmelreiche über die Reichen und Mächtigen gestellt? Es ist bemerkenwerth, daß auch im Katholicismus alle Institutionen in der Hauptsache demokratisch, oder, wenn man es lieber so nennen will, republikanisch sind? Wird nicht das Oberhaupt der Christenheit gewählt, und steht nicht dennoch die Kirche, als die Gemeinheit repräsentirend, selbst über dem Papst, gibt es ein Vorrecht der Geburt, hat irgend Jemand ein kirchliches Eigenthum, das er vererben kann? So weit ist also alles streng im christlichen Princip; daß nachher diese wundervoll gegliederte Hierarchie, durch die Ehelosigkeit ihrer Mitglieder noch strenger zusammengehalten, ihre ungeheure Macht über die Geister vielleicht mißbraucht, Gut und Blut aller außer ihr Stehenden wie ihr rechtmäßiges Eigenthum betrachtet hat, mag weniger christlich gewesen sein, liegt aber in der menschlichen Natur, so lange diese nicht durch ein allgemeines unzerreißliches Band höchster Cultur rationell durch sich selbst gefesselt sein wird, was dann eben Christi Reich auf Erden in Wahrheit sein würde."

Kaum hat sich der Gedankenstrom eine Zeitlang im logischen Bette verlaufen, so fängt er auch schon wieder an, sich anschwellend über die Ufer hinaus im Sande zu verlieren. Wo und wann hat denn die Kirche Gut und Blut aller außer ihr Stehenden (also der Heiden, Juden und Akatholiken) wie ihr rechtmäßiges Eigenthum betrachtet? —

Wer wird statt der Kirche ein allgemein unzerreißbares Band höchster Cultur zusammenweben, ein Band, das die menschliche Natur rationell durch sich selbst zu fesseln im Stande ist? —

Die verschiedenen philosophischen Systeme sind hundertweise wie eben so viel rationelle Bandfabriken aufgetaucht und eine nach der andern hat bankerott gemacht und ist insolvent geworden! Pückler will ein Reich Christi auf Erden in Wahrheit — in Aussicht stellen und sagt damit, daß die

Kirche Christi auf Erden in ihrer jetzigen Repräsentanz nicht wahr, also erlogen ist! Die Anläufe zum Baue dieser neuen Kirche sind seither alle verunglückt!

Sehr merkwürdig bleiben immer folgende, in lichten Augenblicken geschöpfte Urtheile über die Kirche (II. 330):

„Dem Katholicismus bleibt immer der unsterbliche Ruhm, zuerst ein sichtbares, palpables, und doch in seinem Princip rein geistiges Reich auf der Erde gestiftet zu haben, und ohne ihn gäbe es vielleicht heute weder wahren Liberalismus noch eine öffentliche Meinung. Wir wären immer noch in den Händen der rohen materiellen Gewalt. So wie dem großen Napoleon Niemand mehr Dank schuldig ist als die Deutschen, so schulden alle Anhänger des Vorwärts dem Katholicismus die größte Erkenntlichkeit, und wer weiß, welche unerwartete Rolle diesem, durch irgend einen großen Genius sich selbst regenerirend, auch noch jetzt im allgemeinen Fortschritt vorbehalten ist. Schon der Kampf der Päpste mit den Hohenstaufen ist vielleicht in seiner am tiefsten liegenden Idee noch nicht gehörig anerkannt worden. Bestand er nicht, von allen zufälligen, persönlichen Interessen gesondert, hauptsächlich in der Verfechtung des Princips völliger Unabhängigkeit aller religiösen Dinge von der weltlichen und Staatsgewalt? Daß die Kirche sich hier mit Egoismus an die Stelle des Staates setzen wollte, ist gewiß, die Folgen indeß kommen doch der ganzen Menschheit zu Gute. Freilich begehrt aber die neue Zeit noch einen Schritt weiter zu thun. Sie will in Sachen der Religion ganz frei sein, sie will nach dem Ausspruche des unsterblichen Friedrich, daß künftig Jeder nach seiner Manier selig werden dürfe.“

Wenn die Kirche nicht vom heiligen Geiste geleitet würde, so stände es sehr übel mit der Hoffnung auf einen großen Genius. Alle Geniusse, welche sich in ihrem Größenwahn über den heiligen Geist, der in der Gesammtkirche herrscht, stellen wollten, haben bisher nur ein glänzendes Fiasko gemacht. Die Zeit wird kommen, wo man darüber lachen wird, daß man einst die treuen Unterthanenseelen auch nach ihrem Tode noch bis in den Himmel hinein regieren wollte.[1])

[1]) Daß man hier und da getreue Unterthanen wenigstens bis zum Tode (noch im Leben) mit dem alten rostigen, darum aber eben um so gefährlicher verwundenden Cultursäbel verfolgt hat, ist eine traurige Thatsache. Die Zeit zum „Lachen“ ist jetzt noch nicht da, aber sie wird hoffentlich nicht ausbleiben.

9. Was Pückler für wunderliche Ansichten vom Gebete hat und wie er die „Quelle alles Werdens“ anruft, die ihn aber selbstverständlich durch lästige Gebote und Anforderungen nicht geniren darf. Gebetbücher sind ihm ein Unsinn! sicher, weil darin von Sünde und Buße die Rede ist.

Merkwürdig ist, was sich bei Pückler-Muskau für eine Ansicht über das Gebet entwickelt. Der gute hohe Herr braucht nämlich ein Gebet, das ihn durchaus in seinem Leben nicht genirt; Sünde gibt es für ihn keine; in diesem Gebiete oder auf diesem Tummelplatze, wie es Bettina sehr sinnreich nennt, hat er sich mehr als genug herumgetrieben; aber dem fatalen Namen dieses Tummelplatzes ist er stets scheu aus dem Wege gegangen. Er macht sich also einen Gott und ein Gebet zu diesem Gott, ebenso wie er sich seine Moral gemacht hat, und sein Gott und sein Gebet muß dieser Moral an den Leib passen und derselben völlig angemessen sein. II. 365:

„Auch das Grab hat seine Schönheit für den, dem Welt und Sein ein ewiges Schauspiel des Beginnens und Vergehens, der Freude und des Schmerzens sind, in dem doch überall Gottes Glorie strahlet, im Tage wie in der Nacht, im Licht wie in der Finsterniß, im Himmel wie in der Hölle. Darum warf ich mich, von kindlicher Rührung überwältigt, an dieser Scheidewand auf die Knie, und betete recht inbrünstig zu der Quelle alles Werdens. (!!) In einem Gebete dieser Art liegt Seligkeit, weil man sich im All vergißt, und in solchen Momenten ist auch der Mensch göttlich, denn nur der göttliche Geist lebt in ihm. Schmach darüber, daß man das heilige Gebet herabgewürdigt durch eingelernte Formeln! Gebetbücher, welcher Unsinn! Nur aus der innersten Seele kann man beten, auch ohne Worte, wie nach vorgeschriebener Redaktion. Man werfe mir hier nicht das Vaterunser ein, Christus sagt nichts als: Wenn ihr mit Worten beten wollt, so gebt ihnen diesen Sinn. Versteinern will Christus nichts, der das wahre ewige Leben ist.“

Merkwürdig ist es schon, wie dieser Fürst, wenn er im Gebiet der Theologie einige Zeit etwas ruhig herumgegangen ist und einige wirklich vernünftige Gedanken zum besten gegeben hat, gleich wieder zu rasen und zu toben anfängt, wenn an ihn irgendwie feste Formen des Moralgesetzes oder feste Formen der Lehre oder des Gebetes herankommen, die mit dem Moralgesetz in innigster Beziehung stehen!

Schmach über Gebetbücher! — In diesen schmählichen

Gebetbüchern ist von Sünde und von Buße die Rede, nach dieser „vorgeschriebenen Redaktion“ will er nicht beten, ebenso wenig als er nach der vorgeschriebenen Redaktion des Dekalogs leben will. Selbst auf Christum den Herrn beruft er sich, denn „in ihm lebt der göttliche Geist“ (in Pückler, meint er), er betet recht inbrünstig „zur Quelle des Werdens“. Wenn Gott nur eine Quelle des Werdens ist und nicht ein selbstbewußter Schöpfer, so ist ja das gerühmte Gebet Pückler's eine pure Komödie; die Seligkeit seines Gebetes (sagt er) liegt darin, daß (weil) er sich im All vergißt! Und bei all dieser Vergeßlichkeit ist der Mensch göttlich und der göttliche Geist lebt in ihm. Da vergißt also dieser arme göttliche Geist, der in ihm lebt, auch sich selbst. Man weiß nicht, wer da in einem größern Dusel des logischen Unsinns sich befindet, dieser Fürst oder sein von ihm in Vergessenheit gerathener Gott, mit dem er zugleich lebt und zugleich mit ihm in Vergessenheit geräth.

Der große Fritz hätte aus seinem hingeworfenen Gedanken: Jeder kann in meinem Reiche nach seiner Façon selig werden, auch die Consequenz ziehen sollen, welche lautet: Jeder kann in meinem Reiche einen beliebigen Unsinn über Religion zusammenschwätzen. Pückler hat von diesem Privilegium sicher den ausgiebigsten Gebrauch gemacht.

10. Wie Pückler als großer Kirchenlehrer die Welt mit seinem Glaubensbekenntnisse beglückt, wobei er sich für seine Moral den allerweitesten Spielraum gnädigst gestattet.

II. 372 beglückt Pückler die Menschheit mit seinem Glaubensbekenntniß. Der große Denker und Gelehrte steht in seinem Leben, und wie er dasselbe sich nach seinen Launen einrichtete, und in seiner Lehre hoch, hoch, hoch über aller positiven Religion; er ist der allerhöchste Denker, der größte Theologe, der scharfsinnigste Philosoph; er legt ganz kühn seine Riesengedanken nieder unter dem Titel: Mein Credo:

„Ich glaube von der Gottheit mit tausenden der jetzigen Zeit und aller Zeiten eine ihrer Erhabenheit würdigere Vorstellung gewählt zu haben, als die Haufen mannigfaltiger Sektierer, welche die Welt erfüllten, sie mögen sich Götzendiener, Buddhisten, Bramanen, Feuerverehrer, Juden, Christen, oder wie sie wollen nennen, und eben deshalb wage ich es nicht, an Gott den kleinen

menschlichen Maßstab zu legen, noch den Begriff des Allmächtigen in den beschränkten Kreis menschlicher Qualitäten hinein zu zwängen. Ich lasse Gottes Natur und Wesenheit dahingestellt sein, dekretire ihn weder einfach, zweifach noch dreifach, und ertheile ihm weder die noch jene Eigenschaft aus dem sehr natürlichen Grunde, weil ich als Mensch nicht die Fähigkeit besitzen kann, Gottes Wesen zu beurtheilen noch zu ergründen, und dies auch zu meiner Glückseligkeit gar nicht erforderlich ist. — Aber ich glaube, gestützt auf Erfahrung dessen, was mir zu sehen gestattet ward, und auf das allein untrügliche Bewußtsein innerer göttlicher Offenbarung, die Jedem gegeben ist, der sie gewahr werden will: daß alles, was lebt und ist, zum Wohlsein geschaffen ward, mit der nöthigen Zugabe des Schattens zum Licht! Ich halte demnach auch den Tod nur für einen Uebergang zur neuen Jugend, wie ich überzeugt bin, daß jedem Uebel sein richtiges Ziel gesetzt ist."

„Unsere geistige Aufgabe betreffend, denn wo Geist ist, muß es auch eine solche geben, begreift sie meiner Meinung nach nur zweierlei Dinge: uns selbst zu regieren, und das Gebäude der Gesellschaft, in dem zu leben wir bestimmt sind, zu bauen und fortwährend zu vervollkommnen, so lange die Menschheit existirt. Daher glaube ich ferner, daß wir unsern Pflichten und der Moral immer auf das vollständigste genügen werden, wenn wir das gehörige Gleichgewicht zwischen dem, was wir uns selbst auf der einen und dem was wir der Gesellschaft im weitesten Sinne genommen, und auf alles mit uns Existirende ausgedehnt, auf der andern schuldig sind, in unserer Handlungsweise herzustellen vermögen. Jede Abweichung davon straft sich nothwendig, und bringt Leid für Andere wie für uns selbst hervor.

Es ist sehr instruktiv, was hier Pückler über Moral zum Besten gibt. Ein meilenumfassender Rahmen aus dem allerdehn- und unzerreißbarsten Gummi elastikum. Das ganze bewegte Leben und Treiben kann dieser Rahmen umfassen. Die sehr kostspieligen Liebschaften, die Verhältnisse mit Frauen hinter dem Rücken und die noch kostbareren vor dem Rücken, d. h. vor den Augen der Herren Ehegatten, die Ehescheidungen zu dem Behufe, sich mit einer sehr reichen Frau — aus Liebe zu ihrem Geld — zu verheirathen, um sich aus einem Abgrund von Schulden herauszuarbeiten, die in maßloser Genußsucht und in ebenso maßloser Eitelkeit, sich durch den Park in Muskau einen Weltruf zu verschaffen, contrahirt worden sind u. s. w. u. s. w.

Pückler brauchte somit eine für seine Verhältnisse brauchbare, sehr strapazirbare Moral, und für diese Moral auch

eine convenirende Theologie. Da erzählt er nun weiter, was ihm sein von ihm entdeckter Gott für geistige Fähigkeiten und für Begierden auch noch dazu gegeben hat, und nach dieser Theologie und Moral construirt er sich als praktisches Moment eine Pflichtenlehre, was außerordentlich erheiternd zu lesen ist. (II. 373):

„Als Hülfsmittel zu diesem vorgestellten Zwecke, und zugleich als reiche Quelle unerschöpflichen Genusses gab uns ein liebender Gott zwei andere geistige Fähigkeiten und Begierden, den heiligen Drang nach Erforschung und nach Nachahmung der Natur: Wissenschaft und Kunst."

11. Wie Pückler in der Begeisterung für seine zusammengestoppelte Religion eine ganze Predigt hält, was ihm außerordentlich gut ansteht: „Die Liebe zu Gott ist Naturnothwendigkeit des ganzen menschlichen Seins" und anderer ähnlicher und noch größerer Unsinn wird aufgestellt und behauptet.

Jetzt stellt sich Pückler auf einmal auf die Kanzel und fängt zu predigen an. Er verurtheilt andere Religionen als die, welche er uns in der Haselnußschale vorgezeigt hat, specifisch das Christenthum mit seinen unliebsamen, einengenden Forderungen geradewegs als gotteslästerlich!! Er verurtheilt alles als Fanatismus, was seinem Genußfanatismus im Wege steht, und ruft laut:

„Hierin liegt deine Pflicht und dein Beruf, o Mensch! Nicht in einem imaginären Himmel und abgeschmackten Ceremonien; und mit solchen Ansichten wird die Liebe zu Gott und zu seiner ganzen Schöpfung noch mehr als Pflicht, sie wird Naturnothwendigkeit deines ganzen Seins, während man wohl die Furcht, aber schwer die Liebe zu einem Gott begreifen kann, wie ihn doch so manche Religionen noch heute, in meinen Augen gotteslästerlich, darstellen."

Die Liebe zu Gott ist Naturnothwendigkeit des ganzen menschlichen Seins! Für diese Behauptung ist Pückler, wie für alle seine Behauptungen, den Beweis schuldig geblieben. Die in Europa mit mehr als einer Million angestopften Zucht- und Criminal-Häuser beherbergen somit lauter Heilige, die Gott lieben aus Muß- und Naturnothwendigkeit, denn die Liebe zu Gott ist Naturnothwendigkeit! Pückler verwirft den imaginären Himmel; es ist sehr schlau, daß er von der Hölle gar nicht redet, die ist sub una clausula auch mit dem Himmel als imaginär verurtheilt! nur keine

Furcht vor Gott; Gottesfurcht ist Unsinn, die herrscht nur in „gotteslästerlichen Religionen“ (worunter die christliche die widerwärtigste, die gotteslästerlichste ist), und die naturnothwendige Religion Pückler's ist die Liebe, er muß naturnothwendig Gott lieben, und unser Herrgott, was will er denn anders thun — der über allen positiven Religionen stehende große Theologe Pückler hat es ihm vorgeschrieben — Gott muß den Pückler auch wieder lieben; und die alberne von Gottesfurcht faselnde Religion ist als gotteslästerlich abgethan! Wie strenge und gebieterisch dieser große Gottesgelehrte aus Muskau auftritt! Er muß diese Theologie in einem der berühmten Glashäuser zu Muskau, auf seinem eigenen Mistbeete, ausgebrütet, und an der Sonne seines Geistes in die Höhe gezogen haben! Auf einmal fällt aber dem Großgärtner von Muskau ein, daß er doch kein vollkommenes Wesen sei, — er wird mitten in seinen theologischen Vorlesungen etwas bescheiden; leider dauert das nur zwei Zeilen lang. Dann geht's wieder im gewohnten Größenwahn fort (XI. 373):

„Der Mensch ist kein vollkommenes Wesen, denn er ist nicht Gott, und Schwäche hundertfacher Art ist daher sein Loos. Man darf aus diesem Grunde keinen Glauben verdammen, der auch nur Einem von ihnen Beruhigung und Stütze gibt, wenn man ihn auch nicht für sich zu gleichem Zwecke passend findet.[1]) Toleranz ist nur billig, und Gott gestattet sie Jedem im weitesten Grade! — Dürften wir uns mehr anmaßen? Ich möchte hier mit jenem Franzosen ausrufen: Ne soyons pas plus Royalistes, que le Roi! — Wenn also der oben ausgesprochene Glaube mich vollständig beruhigt und befriedigt, ohne mich dahin zu zwingen, Vernunft und Verstand in ihm gefangen zu nehmen, so bitte ich einen Jeden, der anderer Meinung ist, mir dieselbe Toleranz zu erstatten, die ich keinem versage.“

12. **Wie Pückler unsern Herrgott belehrt, was Toleranz ist, und jeden der Unredlichkeit anklagt, der es wagt, sich der Weisheit und den Aussprüchen Sr. Durchlaucht zu widersetzen. Die Pückler-Muskauische Religion und Toleranz in Reime gebracht.**

Pückler steht schon durch sein gottseliges Leben in einem so intimen Verkehr mit unserm Herrgott, daß er in seinem und

[1]) Das ist außerordentlich lustig: zwei Zeilen früher nennt er sämmtliche Religionen (man weiß, was er darunter versteht) gottes-

Gottes Namen Wechsel ausstellt und behauptet: Toleranz gestattet Gott Jedem im weitesten Grade! Natürlich meint Pückler auch in der Sitte; zu seinem Leben brauchte er naturnothwendig die größte Toleranz, und so war er so gütig, unsern Herrgott zum allertolerantesten Manne im weitesten Grade zu machen. Der Mensch kann glauben (Theorie) und nach diesem von ihm sich construirten Glauben auch thun (Praxis), was er will, das genirt die Toleranz Gottes nicht im mindesten. So braucht es Pückler, so construirt er sich seinen Glauben und so lebt er nach diesem Glauben!

Das Schönste hat sich Pückler zum Schluß aufbehalten. Wahrscheinlich um seine Toleranz gegen jeden Glauben zu beweisen, verdächtigt er jeden der Unredlichkeit seiner Absicht und der Unächtheit seines Glaubens, der dem Pückler'schen Gallimathias nicht allerunterthänigst beipflichtet, als der Seiner Durchlaucht gehorsamst ergebenste Diener N. N.

Da heißt es II. 374:

„Doch Diskussion sollte stets frei bleiben, und seine Ansicht auszusprechem wie zu vertheidigen, Einem wie dem Andern erlaubt sein. Wer dies nicht gelten lassen will, macht die Aechtheit seines Glaubens, wie die Redlichkeit seiner Absicht gleich verdächtig."

Diese ganze Toleranz, sehr Pückler-Muskauisch,
Macht den logischen Menschen sehr stark mißtrauisch!
Sein System darf nicht werden angestritten
Sonst kommt er gleich mit der Reitpeitsche herangeritten:
„Wartet nur, ihr Kerle, ich will Euch lehren
Wenn ihr euch nicht wollt zu mir bekehren,
Zu meinem Glauben, zu meinem Handeln, zu meiner Moral,
Die mich unbehelligt läßt von jeder Qual.
Ich will mein Gewissen abstumpfen und ja nicht schärfen,
Sonst hätt' ich mir allerhand vorzuwerfen!

---

lästerlich, die eine Gottesfurcht betonen, und zwei Zeilen später soll man keinen Glauben verdammen, der auch nur Einem Beruhigung und Stütze gibt. Bei dieser Beweisführung und Vergeßlichkeit braucht der logische Leser auch eine Stütze, um nicht umzufallen, wenn man diesen Glauben auch nicht für sich zu gleichem Zwecke passend findet! Pückler brauchte somit nur einen Glauben „für seine Zwecke" passend!!

Glauben und Moral, die müssen mir passen —
Mein Herz ist leer, so wie meine Kassen,
Ich brauche Trost und Geld und will beides mir selber schaffen,
Ich bin selbst Hoherpriester und brauch durchaus keine Pfaffen.
Ich hab mir meinen eignen Gott gemacht,
Der mich in Ruh läßt bei Tag und Nacht,
Drum erklär ich alles als Blödsinn und Bethörung,
Was mir verursacht die mindeste Störung!
Und wer an mich kommt mit der Logik Daumenschrauben,
Der ist unredlich und unächt in seinem Glauben.
So halt ich mir alle weit vom Leibe,
Auch wenn ich den größten Unsinn schreibe!
Ich bin nicht nur der Gründer von Muskauer Park,
Sondern auch der Erfinder vom toleranzigen Quark;
Ich werde doch als Gärtner von der höchsten Bedeutung
Mich auch verstehen auf die Düngerbereitung:
Ich werd' mir meine Moral auf dem eigenen Mistbeet ziehen,
Es sollen mir daraus duftige Blumen erblühen.
Wir brauchen Toleranz, ich und meine Genossen,
Toleranz für den Mist und für die Blumen, die darauf sprossen,
Toleranz für unser Wirken und auch für unser Treiben,
Wir werden dafür schöne Bücher schreiben.
Des wahren Fortschritts Weg zu Licht und Glanz
Das ist „die allerweiteste Toleranz“,
Und unser Herrgott in seiner höchsten Gnade
Hat sie Jedem gestattet im weitesten Grade.[1])

13. Wie Pückler in Constantinopel den Sultan Mahmud einen Martyrer nennt, woraus zu ersehen ist, auf welche Weise auch Pückler nicht abgeneigt wäre, nach der Martyrerpalme zu ringen. Wie er seinem Förster, der sich erschossen, eine Leichenrede hält.

(II. 392). Pückler weilte Mitte 1839 in Konstantinopel

[1]) Wir erinnern an Muskau's früher angeführte Worte. Er sagt allen Ernstes: „Toleranz ist nur billig und Gott selbst gestattet sie Jedem im weitesten Grade“. Offenbar ist Pückler einmal bei seinem gottseligen Leben in eine Extase gerathen, während welcher er seine eigenthümlichen Offenbarungen überkommen hat.

und sah kurz vor dessen Tode den Sultan Mahmud auf einer Barkenfahrt in eine Moschee:

„Ein schmerzliches Lächeln schwebte, während der Sultan einige freundliche Worte zu seiner Umgebung sprach, auf seinem schönen, leidenden Gesichte, das, um seinen Zustand zu verbergen, nach hiesiger Etikette zwar roth und weiß bemalt war, aber nur um desto greller, von dem Kranze eines rabenschwarzen, kurzgeschnittenen Bartes beschattet, verrieth, wie bald der diese sinkende Hülle noch belebende Geist sich von ihr zu trennen bestimmt sei. Ich war so bestürzt über diesen Anblick und fühlte eine so innige Wehmuth über das herbe Schicksal dieses großen Martyrers, wie es alle werden müssen, die der Menschheit Wohl ihr Leben weihen.“ — —

II. 393:

„Auch war Mahmud's letzte Erscheinung vor der Welt, und seine letzten öffentlichen Handlungen dergestalt, wenn auch von geringerer Bedeutung, doch die der Frömmigkeit und des Wohlwollens.“ — —

Wir sehen hier bei Pückler die höchste Toleranz: der Sultan wird ihm zum großen Martyrer und er rühmt dessen Frömmigkeit. Dieses Martyrologium, von Pückler geschaffen, ist wieder außerordentlich weit; in dasselbe hat auch Pückler-Muskau durch seine Frömmigkeit das Recht des Eintritts sich erworben.

Pückler berichtet an Varnhagen, Muskau, 25. April 1834 (III. 220):

„Ich habe dieser Tage einen großen Kummer gehabt. Mein bester Förster, ein schöner junger Mann von 35 Jahren, voller Muth und übertriebenem Ehrgefühl, ein Mensch, der mir so attachirt war, daß ich ihm unbedenklich mein Leben anvertraut hätte, wie ich gottlob deren noch einige habe, hatte einen unbedeutenden Exceß mit einem Bauern gehabt, in dessen Folge er in eine Criminaluntersuchung gerieth. Das Höchste, was ihm geschehen konnte, wäre vielleicht ein 14 tägiges Gefängniß gewesen. Er zog sich diese Perspektive aber so zu Gemüth, daß er sein hiesiges Dasein zu enden beschloß und die That mit einer beispiellosen Energie ausführte. In Gegenwart seiner Frau und Kinder, wie eines Jägerburschen, die ihm 2 Gewehre aus der Hand rissen, durchschoß er sich mit einen dritten, und als er davon nicht todt war, lief er noch in die Kammer, ergriff einen Hirschfänger, rannte ihn sich durch die Brust, daß ein ganzes Stück aus dem Rücken heraussstand, und mit den letzten Worten: das war gut, nun ist's vollbracht zog er ihn selbst wieder heraus, warf ihn auf die Erde, und fiel todt nieder.“

„Er hatte glücklicher Weise die Pulsader ober dem Herzen getroffen. Ich folgte gestern der Leiche auf den Kirchhof, und da kein Priester zugegen war, griff ich der Klerisei ins Handwerk und hielt eine unvorbereitete Rede, die auf die versammelte Menge einen so großen Eindruck machte, daß ich selbst davon sehr frappirt war. Alles zerfloß in Thränen und schluchzte laut, woraus ich zum ersten Mal gesehen, wie leicht es ist, wenn die Gelegenheit glücklich ergriffen wird, einen Eindruck aufs Volk hervorzubringen. Sehr theologisch mag ich übrigens nicht gesprochen haben, aber menschlich."

Was Pückler gesprochen, darüber läßt er nichts verlauten. Daß die Leute im Anblick der unglücklichen Witwe und der Kinder auch geweint haben, ist sehr leicht zu glauben, dazu hätte es nicht die Rede Pückler's nöthig gehabt. Wenn Pückler die theologische Rede der menschlichen entgegenstellt zu seinen Gunsten, so beschuldigt er die Theologen, daß sie unmenschlich reden.

Gegen Skorpionbiß gibt Pückler ein Recept, das weitaus mehr Werth hat, als alle seine theologischen Abhandlungen. Er schreibt aus Dongola, 26. April 1837:

„Auch Skorpione sind häufig; 10 Tropfen Salmiakgeist, in Zuckerwasser genommen, heben alle üblen Folgen ihres Stiches in 10 Minuten auf, ohne daß es einer äußeren Behandlung bedürfe."

14. Wieder eine theologische Vorlesung, in welcher Pückler seine moralische Ungeheuerlichkeit wie in einem Riesenmagazin ganz bequem unterbringen kann. Seine „behaglichen Vorstellungen" über das Jenseits.

Wieder eine theologische Vorlesung Pückler's; wie er eine solche für sein sehr unterhaltliches Leben benöthigt.

(III. 395). Pückler an Varnhagen Muskau, 26. April 1842:

„Ihr lieber Brief hat mich um so mehr gefreut, einmal weil die feste „göttliche Hand" mir Ihre volle Genesung verbürgt, zweitens weil Sie darin Gefühle und Ansichten ausdrücken, mit denen die meinigen so sehr übereinstimmen, denn auch für mich hat der Tod durchaus nichts Abschreckendes, weil ich gleich Ihnen immer nur das Leben im Auge behalte und mich daher ganz natürlich im Tode nur auf die neue Jugend freue. Daß aber der göttliche Funke, der in einer Form gewonnen, auch nach dem naturgemäßen Ende dieser Form wieder eine andere gewinnen müsse, wie könnte ich daran zweifeln! Von welcher Art sie sei, ob Erinnerung an dieses Leben damit verbunden, das

lasse ich alles sehr ruhig dahingestellt. Aus Gott sind wir, und in Gott bleiben wir, das ist mir genug, und weder die Dreieinigkeit, noch die Satanologie halte ich für meinen Beruf zu ergründen. Ich nähre Menschen und Tiere und pflanze Bäume mit Zoroaster, gebe zuweilen Almosen mit Muhamed, und liebe mit Christus, was schon einiger Maßen compensiren wird, was ich als Mensch sündige." — —

Diese Pückler'sche Theologie ist eine beständige Nothwehr gegen Gewissensbisse; die Lehre von der Sünde ist ihm in der göttlichen Offenbarung die allerwiderwärtigste; er sucht den Weltrichter und sein Weltgericht zu verleugnen, indem er Christus mit Zoroaster und Muhamed auf eine Stufe stellt. Daß er mit Christus liebt (wie kann er aber Christus lieben, der als Zeugniß dieser Liebe verlangt, daß man sein Wort hält?), das allein, meint er, ist schon genug, um seine (Pückler's) Sünden zu compensiren. Und diese seinen Umständen sehr angepaßte Theologie sucht er sich immer als die ächte einzureden, in den verschiedensten Sprachwendungen sagt er hier wieder:

„So ist meine Ansicht des Lebens durchaus heiter, dankvoll und resignirt. Ich wüßte in der That nicht, was mir irgend eine Religion oder Philosophie Besseres bieten könnte."

Wie glücklich, er selbst hat sich eine Religion geschaffen, die über alle Religionen und Philosophieen, die über alle philosophischen Systeme herausragt! In all seinem Philosophiren kommt merkwürdiger Weise immer und immer der Gedanke an seine Sünden und die Abwehr dagegen heran. So schreibt er an Varnhagen, Dresden, 14. Januar 1850 (III. 433):

„Was nun mehrere einzelne Fragen betrifft, die uns freilich recht nahe angehn, wie z. B. persönliche Fortdauer nach dem Tode mit Erinnerung, Kompensation hiesiger Uebel in einer andern Welt, allmähliche Vervollkommnung des Einzelnen jenseits oder des ganzen Menschengeschlechtes noch auf dieser Erde u. s. w., so zerbreche ich mir darüber den Kopf nicht sehr, und sage mit unserer lieben, unvergeßlichen Rachel, gleich Ihnen, der liebe Gott ist jedenfalls klüger, und wird es damit schon so eingerichtet haben, wie es möglich und am besten ist."

Die Stimmung Pückler's 5. März 1857 kennzeichnet Varnhagen in seinem Tagebuche (III. 452):

„Langer Besuch vom Fürsten von Pückler. Was bei uns geschieht, läßt ihn sehr gleichgültig, aber an dem Fall des dummen

Ehescheidungsgesetzes hat er doch seine Freude. Die Pfaffen, die Finsterlinge, die blinden Eiferer sind ihm in die Seele hinein verhaßt. Aus den neuesten Ansichten über Stoff und Kraft will er sich gern geistige Aufschlüsse und behagliche Vorstellungen über ein Jenseits, oder weiter hinaus entwickeln.“ —

Aus diesen Aeußerungen ist ersichtlich: daß dem guten Fürsten die christlichen Vorstellungen vom Jenseits, besonders der Gedanke an einen Rechenschaftsbericht vor einem ewigen Richter, eine unbehagliche Vorstellung gewesen sind.

15. Wie die Orthodoxen leeres Stroh dreschen', und nur der Pückler mit seinen theologischen Dreschflegeleien immer das reinste Korn der Erkenntniß seinem Stroh abzugewinnen weiß.

Die Herausgeberin der Briefe und Tagebücher Pückler's, Ludmilla Assing, veröffentlicht im 4. Bande auch ihre Correspondenz mit Pückler (S. 1—188). Pückler. Schloß Branitz, 17. August 1858:

„Vergebenes Streben ist unser Leben, ob wegen der Erbsünde oder aus Naturnothwendigkeit, mag der „Orthodox“[1]) entscheiden, der vielleicht noch sicherer leeres Stroh drischt als ich.“

16. Oct. 1858 schreibt Pückler der Ludmilla über den Tod ihres Onkels Varnhagen und schließt:

„Ihr treu ergebener H. Pückler, bis auch ich ins göttliche All zurückgekehrt bin zu neuer Verwendung.“

Ein gelinder Unsinn! Wie kann man denn aus dem All heraus? Wenn man nun aus dem All nicht herauskann, so kann man auch ins All nicht zurückkehren; und wozu hat sich denn Pückler hier auf Erden verwenden lassen? Die alte Verwendung ist sicher nicht derartig, daß sie ihm als ein Empfehlungsbrief für eine neue Verwendung „im göttlichen All“ dienen könnte.

Sehr interessant (freilich für den Charakter der Assing und Pückler's nicht so vortheilhaft) ist die Correspondenz Pückler's über die Herausgabe des Briefwechsels Humboldt's mit Varnhagen, in dem der greise Freimaurer Humboldt die Rolle eines erbärmlichen Wichtes spielt. Dieser Humboldt, der Günstling des königlichen Hofes, mit Geld und

---

[1]) Das Auslassen des e (Orthodoxe) ist eben einer von den Witzen Pückler's. Unangenehme religiöse Gedanken sucht er zumeist mit einem Witz ähnlichen Werthes abzuthun.

Ehren überhäuft, mit Aufmerksamkeit, Noblesse und Schonung behandelt, gießt während dieser Zeit hinterm Rücken an Varnhagen in Briefen seinen Geifer und Spott über seine königlichen Wohlthäter aus! Diese Handlungsweise verschafft dem Charakter Humboldt's einen Namen, welchen sich jeder ehrenhafte Mensch selber denken kann, man braucht ihn nicht erst auf's Papier zu bringen. Und diese Assing, die in ihrer „Pietät" für ihren eben so schmähsüchtigen Onkel Varnhagen, der jahrelang von der preußischen Pension zehrte, diesen ganzen Schand- und Spottplunder der Oeffentlichkeit und sich, ihren Herrn Onkel und seinen Correspondenten der öffentlichen Verachtung preisgegeben, sucht Pückler noch zu entschuldigen. Er stellt sich deutlich in dieses Drei-Personen-bündniß noch als Ehrenmitglied, als das vierte hinein.

Pückler will es mit seiner künftigen Biographin und Herausgeberin seiner Papiere nicht verderben; er kann aber doch nicht umhin, ihr zu bemerken (IV. 42), 30. März 1860:

„Denn an Humboldt's Briefen brauchten Sie nicht ein Jota zu ändern, aber die Anmerkungen aus dem Tagebuch Varnhagen's durften nur so weit gehen, als sie zur Erläuterung jener Briefe, wie auch der von fremden Personen an Humboldt ergangenen unumgänglich nothwendig waren. In diesen Tageblättern sind ein halb Dutzend Stellen, die ohne dem Werk sein außerordentliches Interesse im mindesten zu schmälern, jedenfalls weggelassen werden mußten, da sie die ganze preußische Königsfamilie außerordentlich choquiren müssen. Humboldt schreibt, so deutlich er seine Gesinnung zeigt, doch immer mit Vorsicht; Varnhagen, der in seinem Tagebuche nur zu sich spricht, ist natürlich (!) rücksichtslos, und vieles davon, auch wo er Humboldt sprechend aufführt, mußte sehr behutsam behandelt werden."

Pückler theilt einen Brief an einen Hofherrn, seinen Vetter Hofmarschall Pückler, mit; in diesem sucht er die Assing auf eine kuriose Weise zu entschuldigen.

16. Allarm über die unglaubliche Niedertracht Humboldt's, der vom Hofe jahrelang Gehalt bezieht, Orden und Titel bekommt, gehätschelt wird, und hinterm Rücken den König und die Königin verhöhnt und in gemeinster Weise verspottet.

(IV. 45):

„Das Buch des Tages, Humboldt's Briefwechsel mit Varnhagen betreffend, ist gewiß schon in Ihren Händen. Seine Wirkung wird ohne Zweifel groß, fast unberechenbar sein, wie es auf

der andern Seite nicht wenige tief verletzen wird. Fräulein Assing, deren milder und edler Charakter im Leben von ihren nähern Bekannten nur hoch geehrt wird, hat sich hier buchstäblich der reinen Pietät für den Wunsch ihres so hoch (ach!) in unserer Literatur stehenden Onkels, wie auch den des großen Humboldt selbst gewissermaßen geopfert, indem sie nicht glaubte, auch nur ein Wort des ihr Ueberlieferten unterdrücken zu dürfen, worin ich allerdings nicht derselben Meinung bin."

Pückler macht zu diesem Passus aus dem Briefe an den Hofmarschall für die Assing die Bemerkung:

„Ich glaube wohl, daß Ihre Autoren-Eitelkeit einer Demokratin diese Aeußerung mißbilligen wird, aber für mich paßt sie, und hat Ihnen gewiß nicht geschadet, möglicher Weise etwas genützt."

Sie, die Assing, soll sich der reinen Pietät geopfert haben! Sie hat vielmehr ihren Onkel und den Humboldt und auch den Fürsten Pückler durch ihre Allesherausgabe geopfert; denn diese Herren erscheinen, wenn man in die dunklen Tiefen ihres Seelenlebens hineinschaut, allesammt als sehr charakter- und ehr-bedürftige Herren. Und sie, die Assing, die „Demokratin", welche von der königlichen Pension jahrelang mitgezehrt und die Ersparnisse Varnhagen's geerbt hat, gleicht dem Knebel und dessen Schwester im Goethekreise. — Wir haben dies Geschwisterpaar aus seinen Briefen als eben so begeisterte Demokraten und Verehrer der französischen Revolution, wie als Pensionsgenießer und Pensionserhöhungssucher und Fürstenanbettler kennen gelernt. In dieser Richtung des nach vorn Lächelns und sich Verbeugens, und den offenen Bettelsack vor sich, und das verschlossene Schmutz-Herz in sich Hertragens hat Humboldt bei dieser Affaire das Höchste geleistet.

Weiter fährt Pückler in der lahmen Entschuldigung seiner Ludmilla an den Hofmarschall fort (IV. 46):

„Ich glaube jedoch nicht, daß es politisch sein möchte, gegen dies Buch zu schroff und feindlich aufzutreten, denn im Ganzen werden gewiß ³/₄ des Publikums dafür sein, laut oder im Stillen, und mit wenigen Ausnahmen hauptsächlich nur die Frömmler und andern Dunkelmänner dagegen."[1])

---

[1]) Allerliebst!! Wenn es nun einer wagt, das Benehmen Humboldt's (der mit Syrupmiene süß und lächelnd sich vor den hohen königlichen Personen verbeugt und bei den Prinzen herumschleicht, und sich hinterdrein, mit Geld gestopft, mit Orden behangen, mit dem Excellenztitel begnadigt, für seine Kriecherei durch Hohn und Schimpf

„Die Kreuzzeitung hat in dieser Richtung, freilich ganz wider ihren Willen, Fräulein Assing einen großen Dienst geleistet; denn jeder, der nur einen Zoll von einem Gentleman an sich hat, muß sich mit Abscheu von einem solchen Pasquill gegen eine Dame abwenden, und für die so pöbelhaft Beleidigte, selbst wenn er manches in dem angegriffenen Buche mißbilligte, ein edles Interesse fühlen. Was ist aus unserm ritterlichen Deutschland geworden, um solche Gemeinheit zu erleben! Aber einen weiß ich wenigstens, der gleich uns hier fühlen wird, und das ist unser ritterlicher Prinz-Regent."

17. Einige Daten, welche die Pöbelhaftigkeit des Kleebatts Humboldt-Varnhagen-Assing in scharfer Beleuchtung darstellen. Humboldt selbst von Pückler als ein niedriger Heuchler anerkannt.

Die Kreuzzeitung hat aber für diese Dame und ihr Skandalbuch kein edles Interesse gefühlt, und hat sich gedacht, wer so pöbelhaft sein könne, für ein Füllhorn von Gnaden, das man über sein Haupt ausgegossen, mit heimtückischem Hohn und Spott hinterm Rücken zu danken, den muß man auch nach Gebühr behandeln.

Die Assing und ihr liebenswürdiger Herr Onkel Varnhagen, welche in Weimar sehr gut und zuvorkommend vom Großherzog behandelt wurden, haben diesem guten Herrn, der eine durch seine vitriol-tintigen Tagebücher, und die andere, die tugendreiche Ludmilla, durch die schamlose Publikation derselben, einen schönen Dank erwiesen. Das war ganz natürlich eine ausgewählte Noblesse der Gesinnung und keine pöbelhafte Gemeinheit.

Pückler gesteht das sehr zart und schonend gegenüber der Ludmilla, aber doch deutlich genug vor dem schriftkundigen Leser selber ein (IV. 47).

Pückler an Ludmilla, 14. März 1860:

„Ich freue mich sehr, wie tapfer Sie in diesem Kampfe dastehn, eine wirkliche Minerva;[1]) ich gehe davon nicht ab: Jedenfalls

---

entschädigt) als charakter- und ehrlos zu bezeichnen, so ist dieser Wagehals ein Frömmler und ein Dunkelmann!! Nun, da möge Gott jeden Hof und alle Könige vor dieser Qualität freisinniger Lichtmänner bewahren!

[1]) Eine saubere Minerva, die in ihrer Göttinnenweisheit berechnet: je mehr Skandal, desto mehr wird gekauft — und je mehr Druckbogen, desto mehr Honorar! Es ist psychologisch merkwürdig, daß die Mitglieder

werden Sie bei der Sache zuletzt am besten lachen können, aber Einige, die Sie weinen machen, thun meinem zu weichen (weiblichen) Herzen doch leid, so z. B. der Großherzog von Weimar, ein gutmüthiger Mann, der so entzückt von Ihrem Besuch in seinem Ländlein war, für den hätte ich um Schonung gebeten. Es ist ihm wie ein Schneeball an seinen Kopf geflogen, um so mehr, da er auch Humboldt, der, wie Sie wissen, ins Gesicht immer mündlich und brieflich mehr schmeichelte als nöthig, für seinen treuesten Freund und Verehrer hielt. Ich fürchte, dieser Herrscher wird darüber zum Mysanthrop, und accaparirt noch eine Affektion mehr. Ja, Ludmilla, Sie sind grausam. Dies steht fest!!"

Ein schöneres vollgültigeres Zeugniß für Humboldt's und Varnhagen's und auch des alten Kindes, der Ludmilla, wahren Charakter hätte Pückler nicht ausstellen können. Diese Briefstelle braucht keinen Commentar.

Und bei alldem schreibt Pückler an die Assing 17. März 1860 (IV. 50):

„Auf Deutschland wird auch Ihr Buch trotz allem jetzigen Enthusiasmus gar nichts wirken, nicht mehr als die Schillerfeier; aber auf die Welt, und das ist besser, besonders in religiöser, mehr noch in politischer Hinsicht, da jene überall auf empfängliche Gemüther trifft, die danach streben, sich von dem schlimmsten aller Joche zu befreien. Die Humboldt'sche Autorität wird da wie ein Riese aufwachsen."

Nach einem Vierteljahrhundert ist das Monument dieses Riesen schon halb und halb vom Flugsand überwirbelt! Die gegenseitigen Verhimmlungen dieser hochliberalen Tugendgenossen halten nur eine kleine Zeit! Die verhimmelte Ludmilla, ach, sie ist auch in Florenz, wo sie 1874 in ihrem 47. Jahre einen jungen Herrn Grimelli mit ihrer Hand glücklich zu machen suchte, nicht als die von Pückler proklamirte Minerva anerkannt worden. Grimelli, dem ihre 20 Jahre früher gerühmten Eigenschaften schon zu alt geschienen haben, fand es gerathen, ihr ihre schöne Hand wieder zurückzugeben.

Die Enttäuschte starb tief gekränkt in einer Privatheilanstalt.

---

einer Schwefelbande, wenn dieselben von der noch ehrenhaften Welt mit den so gehörigen Namen bezeichnet werden, sich dann gegenseitig selber durch erlogene Anschmeicheleien zu trösten versuchen.

Pückler fuhr fort, die erwählte Herausgeberin seiner Papiere und eigenartige Lobrednerin seines verwickelten Lebens über ihren Schmähbrief zu trösten, ja sie sogar zu verhimmeln.

18. **Wie Pückler der Ludmilla für ihre Skandal-Bücher — die Weltberühmtheit zuerkennt, worüber die ganze Welt offenbar lachen muß. Pückler wird Schopenhauerianer. Das System genirt ihn gar nicht in seinem Thun und Treiben.**

28. März 1860:

„Uebrigens gratulire ich zu Ihrem in Deutschland noch gar nie dagewesenen Succeß, der die tapfere Nichte Varnhagen's zu einer historischen Weltberühmtheit erhebt!"

Sehr gut!! Wenn Jemand ein rechtes Skandalbuch ohne alle Censur von Seite einer ehrenhaften Gesinnung herausgibt, in welchem hohe Personen durch niedrige Personen so recht prostituirt und dem Hohne preisgegeben werden, und wenn sich so ein Jemand oder eine Jemandin durch die Freude des Publikums am Skandal und durch den guten Absatz dieses Skandalbuches eine schöne Summe verdient, und wenn diese Jemandin gar nichts gethan hat, als diesen vorhandenen, fertigen Skandal rücksichtlos, ungestrichen, unverfroren und unverschämt in die Oeffentlichkeit herauszuwerfen, so wird diese Handlungsweise als Tapferkeit gescholten und der Heldin, welche diese Großthat verübt hat, der Lorbeer historischer Weltberühmtheit auf die Locken gedrückt! —

Am 21. April 1860 wirft sich Pückler, der, wie wir gelesen, gegen den Atheismus und Pantheismus sich erklärt, wieder ganz der Schopenhauer'schen Desperation in die Arme. Er schreibt der Ludmilla (IV. 56):

„Kennen Sie Schopenhauer und seine Philosophie, der zu seinem Motto Dante's schauerliche Inschrift auf den Thoren der Hölle hätte wählen können? Der ist jetzt mein Mann![1]) Gestern schrieb ich an einen Freund, was Ihnen meine Stimmung am besten vor Augen bringen wird."

„„Gott erhalte Sie gesund, das ist am Ende die Hauptsache. Gibt es wahre Güter in dieser uns bekannten Welt, so sind es

[1]) Wir sehen, wie Pückler seine Weltanschauung mit den Mondesvierteln wechselt; es finden aber immer nur Weltanschauungen vor ihm Gnade, die seinen Naturcultus — nicht beunruhigen!

nur eine eiserne Gesundheit und sehr viel Geld, als Mittel zu Allem, was die Welt bietet, leider wenig genug! Alles andere, bei rechtem Lichte besehn, erscheint als Chimäre. Genie und Talent geben mehr Qual als Genuß, Eitelkeit und Liebe sind zu drei Viertel Narrheiten, Tugend und Sünde problematische Convention, Wissenschaft noch das Beste; doch in letzter Tiefe verschleiert wie das Bild zu Saïs, der liebe Gott selbst nur ein Phantasiebild in hundert verschiedenen Editionen,[1]) alles Sein ein furchtbares Räthsel."" — —

""Es ist gar nicht so absurd, daß indische Philosophen und neuerlich auch ein deutscher dahin gekommen sind, die wahre Seligkeit in der völligen Vernichtung, im absoluten Nichtsein zu suchen, nur mit der Verzweiflung, daß sie unmöglich sei. Der einzige Trost bleibt, daß in dieser Ewigkeit des Seins wenigstens die Existenzen fortwährend wechseln, letzte und beste Hoffnung also in jeder immer der Tod.""

Nach diesem Citat aus einem angeblichen oder wahren Brief an einen Freund wendet sich Pückler mit seinem immer sehr verwirrten und bedrängten Gewissen an die Ludmilla, in demselben Thema auf einer etwas anderen Tonweise fortspielend:

"Vielleicht stirbt auch diese Stimmung. So lange sie dauert, tauge ich nichts für Sie, lebensstarke, liebenswürdige Ludmilla (geboren 1827, dieser Brief von 1860). Es wäre mir ganz unmöglich, jetzt an den frivolen Geschichten meines so jugendlichen und damals so glücklich leichtfertigen Lebens zu schreiben. In mir wechselte aber auch schon in jener Zeit Tag und Nacht im Innern, selbst ohne äußerliche Ursache, die ich jetzt freilich in vielfacher Hinsicht vollauf habe. Während diesem Regiment der Nachtseite meines Wesens ist mir nur Einsamkeit wohlthätig, aller Verkehr mit der Welt lästig, und ich muß selbst Sie, theure Ludmilla, sehr lieb haben, um Ihnen so weitläufig zu schreiben. Gräßlich aber sind mir die Geschäfte, denen ich mich nicht entziehen kann. Also haben Sie etwas Geduld mit Ihrem alten Invaliden, bis mein Inneres wieder die helle Tagessonne bescheint, oder jener alles verschlingende Wechsel eingetreten ist, nach welchem ich mich so oft, aber doch nicht immer sehne."

---

[1]) Zum Kennenlernen der Original-Ausgabe gehört auch der gute Wille — und ein gutes Gewissen. Der Sucher, dem es an beiden mangelt, sucht sich selbstverständlich immer irgend eine Edition, die seinem vergangenen Treiben nicht Selbstverurtheilung und Buße auferlegt und seinem künftigen Treiben kein hemmendes Gebot gegenüberstellt. So viel auf den jedenfalls eher gottlosen und blöden als göttlichen und geistvollen Witz.

19. Pückler gibt der Ludmilla die sehr unnöthige Mahnung, sie solle aus ihren Schriften mehr Geld herausschlagen. Er wählt die Ludmilla zu seiner Biographin, lobt ihren Onkel, den Varnhagen, über Gebühr.

Pückler mahnt die Ludmilla, aus ihren Schriften mehr Geld herauszuschlagen, eine Mahnung, die bei dem angebornen Talente der Ludmilla, auch alle Skandale zu verwerthen und keinen Bogen zu streichen, wenn er auch ihre pflegebefohlenen Biographirten und sie selbst höchlich blamirte, sehr überflüssig gewesen ist. Er schreibt ihr 28. Mai 1860 (IV. 59):

„Schreiben Sie, wie es Ihnen geht, bei der wievielten Auflage der Briefe (von Varnhagen) Sie angelangt, und ob der Buchhändler, der so viel daran gewinnen muß, den Kontrakt nicht zu sehr zu seinem Vortheil gemacht hat? Hätten Sie mich bei diesem zu Rathe gezogen, so wären Sie jetzt gewiß um viele Tausend reicher, denn ich kenne diese Klasse Leute und habe mit meinen Scharteken einige 30 000 Thaler von ihnen einkassirt, bis ich kein Vergnügen an solchen unbedeutenden Schriftstellern hatte, und selbst ihnen den Kauf aufsagte."

Diese Ludmilla hat sich specifisch nur durch die Herausgabe von Skandalen „berühmt" gemacht. Sie hatte keine Rücksicht weder auf ihre jungfräuliche Würde (sie heirathete erst im 47. Jahre) noch auf die durch Lügen und Verleumdungen in diesen Briefen geschädigten Personen.

Pückler schreibt ihr aus Danzig, den 30. October 1861, am 76. Geburtstage (IV. 64):

„Meine liebe, sehr hochgehaltene, berühmte Freundin!

Von allen nicht ganz unbedeutenden eigenen Briefen konservire ich Copien, von den erhaltenen die Originale, wenn es der Mühe werth ist, die auch alle für Sie bestimmt sind, doch behalten Sie dies für sich, weil mir sonst Niemand mehr vertraulich schreiben würde, was Ihrer künftigen Biographie meines armen Ich schaden würde,[1]) und daß ich auf diese Biographie rechne, ist meine letzte Eitelkeit, denn Ihr Scharfsinn, der nach Goethe's Vorschrift ins wahre Menschenleben zu greifen versteht, wird mich interessant machen,

---

[1]) Ob die vertraulichen Briefe seiner Freunde diesen schaden und die Veröffentlichung derselben ihnen unangenehm wäre, darum kümmert sich die edle Seele nicht, wenn sie nur zu seiner Verherrlichung und „der Biographie seines armen Ich" als Folie dienen können. Sehr edel!

und wir werden uns auch vorher noch im Leben vielleicht noch immer besser kennen lernen.“ [1])

Besonders zu beachten ist die Lobhudelei der Ludmilla für die Herausgabe der Tagebücher ihres Onkels Varnhagen, in dem viele damals lebende Personen mit rücksichtsloser Bitterkeit, manche durch ganz gemeine Lügen und Verleumdungen, tief gekränkt worden sind.

(IV. 66.) Pückler schrieb im 2. Theil dieser Tagebücher am Ende (wie er es der Ludmilla 1. Febr. 1862 mittheilt):

„Welchen tiefen Dank schulden wir doch seiner Nichte, daß sie den Muth hatte, [2]) eine so bedeutende Individualität, wie die seine, mit all ihrem Licht und Schatten aus dem Innersten heraus der Welt bekannt zu machen, trotz aller verwundenden Pfeile, die aus ihr hervorblitzen. [3]) Und doch wie viel edler, gefühlvoller, ächt menschlicher, die herzlichste Theilnahme gewinnender, ja selbst geistestiefer und charaktervoller erscheint Varnhagen in diesen hinterlassenen Schriften als der frühere geglättete, stets zurückhaltende, sich nur halb aussprechende, geistreiche, hochverdiente aber immer diplomatisirende Schriftsteller mit klassischer Vortrefflichkeit in Styl und Form! Viele mögen ihn früher sehr geehrt, viele sehr bewundert haben, die ihn vielleicht jetzt erst hassen oder lieben lernen werden, und ich gehöre in mancher Hinsicht zu den letzteren.“

Welcher Korb voll süßen Backwerks über den Onkel der künftigen eigenen Biographin! Wenn Pückler den Varnhagen als charaktervoll lobt, so bezeichnet dies Wort offenbar eine Gattung Eigenschaften, die auch Pückler an sich selber zu bewundern ein sehr muthiges Selbstgefühl besessen hat. Auch er war charaktervoll, d. h. eine Menge von Charakteren nach außen kehrend, wie man selbe eben braucht!

---

[1]) Als ob Pückler und Ludmilla an der oberflächlichen gegenseitigen Bekanntschaft nicht schon vollkommen genug gehabt hätten!

[2]) Muth? — Wozu einen Muth? Ist eine brutale Rücksichtslosigkeit auch ein Muth?

[3]) Das heißt: trotz der Darstellung gemeinen Undankes, dessen sich z. B. der bei Hof gehätschelte alte Humboldt schuldig gemacht, trotz der Verhöhnung und der Verspottung wohlwollender Fürsten und Herren, wie z. B. des Großherzogs von Weimar, der den Varnhagen und die saubere Nichte mit vieler gastfreundlicher Aufmerksamkeit behandelte und leider das Mephistogrinsen des Varnhagen — für aufrichtige Liebe und Achtung gehalten hat!

20. Wie der 3. und 4. Band der Memoiren Varnhagen's einen abscheulichen Geruch verbreiten und man bei Hofe in Berlin über den süßen Höfling Humboldt zu spät die rechte Werthschätzung gewinnt. Welchen Dank der Großherzog von Weimar von Varnhagen und Ludmilla für freundliche Aufnahme einärntet.

Als der 3. und 4. Band der Memoiren Varnhagen's durch die edle, sanfte, jungfräuliche Ludmilla erschienen war, wurde selbst Pückler durch die mehr als niederträchtige Rücksichtslosigkeit des Onkels und der Nichte in eine große Verlegenheit bei Hofe gebracht. Er mußte nun die Ludmilla tadeln; er that es freilich in der allerschonendsten Weise, aber der Leser wird herausfinden, was vom Charakter der Ludmilla und des Varnhagen bei allem Verputz eigentlich zu halten ist.

Pückler schreibt der Ludmilla aus Berlin, 10. April 1862, (IV. 67) nach Neapel. (Sie ging nämlich, nachdem sie den abscheulich duftenden Nachlaß Varnhagen's noch sehr aufrührerisch behandelt, um das Parfüm ja durch alle Spalten der bezüglichen Hofgemächer hineindringen zu machen, nach Italien.)

„Hier in Berlin geht es Ihnen aber gar nicht so gut, wie es scheint. Ich war ganz erstaunt, als ich in Berlin, um mich nach Ihnen zu erkundigen, zu der Dame ging, die Sie mir als Ihre vertraute Freundin genannt, und ich in diesem Sinne zu ihr sprechend die Antwort erhielt: „„Oh, wir sind gar keine Freunde mehr mit Fräulein Assing, doch habe ich Ihrer Durchlaucht an mich adressirten Brief für sie sogleich an deren Dienerin geschickt."" Noch mehr aber erstaunte ich, als sie fortfuhr: „„Fräulein Assing hat auch ihre besten Freunde von sich entfernt durch die nicht zu entschuldigende Art, mit der in dem letzten Theil ihres Werkes selbst unsere geliebte Königin so schonungslos angegriffen worden ist."" „Mein Gott, sagte ich, wie ist das möglich, und in welcher Weise ist das geschehen, doch gewiß nur in politischer Hinsicht?" „„O nein, das wäre nichts, die Königin ist in ihrem Privatleben angegriffen, und selbst ohne alle Schonung des Herrn von Schleinitz Namen in einer Art erwähnt und mit ihr in Bezug gebracht, die Jedermann empört. Denken Sie sich, wie schwer selbst eine geringe Frau so etwas kränken müßte, und erst eine Königin!""

„Ich verließ die Dame höchst bekümmert wegen des Vernommenen, um mich weiter zu erkundigen, und leider hörte ich, wo ich auch anfragte, immer dasselbe und auch dieselbe lebhafte Mißbilligung. O Ludmilla, wie haben Sie, die ich so gut und

wohlwollend kenne, von so treuer Gesinnung im Leben, solche Dinge im Manuscript ihres Onkels nicht unterdrückt, und haben Sie denn dabei meiner auch gar nicht gedacht, da Sie wissen, daß ich mich, als die Polizei Sie aus Berlin vertreiben wollte, durch Herrn von Auerswald speciell bei der Königin für Sie auf das Lebhafteste verwandte, und der Erfolg sofort der erwünschteste war. Wie oft habe ich schon früher persönlich mit der Königin mit größter Anerkennung von Ihrem Onkel und Ihnen gesprochen, ja Sie Beide mit voller Ueberzeugung der Königin sehr zugethan geschildert, wie denn in der That Varnhagen sich gegen mich stets nur vortheilhaft und ihre ausgezeichneten Eigenschaften anerkennend über die Prinzessin von Preußen geäußert hat, ja er schien in den letzten Zeiten oft wahrhaft besorgt um sie, weil er sie übel umgeben glaubte. Ich kann mir nicht denken, daß er darin nicht aufrichtig gegen mich gewesen sein sollte."

„Ich habe seitdem eine Audienz bei der Königin gehabt und ihr Benehmen gegen mich verändert und befangen gefunden. Ihres Buches ward mit keiner Silbe erwähnt, auch der König war weniger freundlich gegen mich als sonst. Der Königin kann ich es ja gar nicht mehr verdenken, wenn, nachdem sie von Personen, die sie als meine nahen Freunde kennt, so sehr verunglimpft worden, nun auch an meiner doch so tiefen Ergebenheit für sie, wozu, wie Ihnen bei meinem Charakter bekannt ist, deren höchster Rang gar nichts beiträgt, zweifeln mußte, ja mich vielleicht einer niederträchtigen Falschheit gegen sie fähig hielte. — Sie, die ich seit ihrer Kindheit kenne, und die nie sich in ihrem Wohlwollen gegen mich verändert hat, und in der langen Zeit, wo ich wegen der Feindschaft des vorigen Königs gegen mich an dessen Hofe nur Gegner fand und Nichtbeachtung, allein mir durch ihr Benehmen eine Stütze blieb, wie sie denn gegen alle ihre Freunde mit seltener Treue stets gehandelt hat. Denn sie ist eine edle Frau, die, wie wir alle, von menschlichen Unvollkommenheiten und Schwächen nicht frei sein wird, die mir aber nie Veranlassung gegeben hat, nur einen Augenblick aufzuhören, ihr die liebevollste, dankbarste Verehrung zu widmen, als einer seltenen Erscheinung, wie sie mir in jenen höchsten Sphären besonders nirgends schöner vorgekommen ist, und ich würde wahrlich mich sehr unglücklich fühlen, so unschuldig ich auch daran bin, dem Argwohn einer solchen Frau verfallen zu sein, und das doppelt, als durch Sie herbeigeführt, Ludmilla!"

„Erinnern Sie sich, daß ich nach der Attaque gegen Weimar im ersten Theil der Memoiren, die ich ebenfalls nach der Freundlichkeit und vollkommensten Anerkennung, welche Ihr Onkel wie Sie selbst vom ganzen Weimarischen Hofe erhalten haben, nicht billigen konnte,[1])

[1]) Warum denn gar so rücksichtsvoll? Nur: „nicht billigen konnte" — und sonst nichts? Wer, der noch einen Ueberrest von Ehren-

Sie, liebe Ludmilla, inständig bat, wenn in der Fortsetzung der Memoiren ähnliche verfängliche Stellen vorkämen, mich vorher damit bekannt zu machen, wo Sie voraussetzen könnten, daß ich ernstliche Bedenken dabei finden würde. Warum haben Sie das nicht gethan? Mir hätten Sie Kummer erspart und dem Interesse Ihrer Schrift hätten Sie nicht das mindeste geschadet, wohl aber sich selbst nicht ein neues Heer von Feinden zugezogen, die am Ende doch sehr unbequem werden können, besonders wenn man Sie in jugendlichem Uebermuth selbst auf Thronen aufsucht."[1])

21. Wie die Ludmilla den mephitischen Topf im Königspalaste zu Berlin, von ihr ausgeleert, mit einem Fläschchen Eau de Cologne (Liebe zum Fortschritt und zur Freiheit) zu paralysiren sucht.

Die Ludmilla sucht sich in einem Briefe aus Florenz, 8. Juni 1862, zu entschuldigen. Sie sieht in der Veröffentlichung der Tagebücher nichts Arges. Sie sagt, sie habe „einzig nach eigenem Ermessen, nach Pflicht und Gewissen" die Herausgabe eingerichtet, nicht muthwillig, sondern aus tiefster Ueberzeugung.

„Lesen Sie mein Vorwort, in dem habe ich meine Ansicht, meine Gesinnung klar ausgesprochen. Nichts anders leitet mich dabei als das Gefühl der Pflicht, die mir das Vermächtniß eines geliebten Verstorbenen auferlegt, und die Liebe zum Fortschritt zur Freiheit."

Ihre Begeisterung, sagt sie einmal, sei „unverwundbar, gefühllos gegen die Waffen der Feinde".

„Sie werden verstehen (sagt sie zum Fürsten); begreifen, daß man in der Begeisterung für eine Idee freudig das eigene Leben hingibt, alle persönlichen Vortheile hingibt, an sich gar nicht mehr denkt." — —

So phantasirt die Heldin für Freiheit und Fortschritt noch lange weiter; man meint schon eine Jungfrau von Orleans mit Schwert und Fahne vor sich zu sehen; und so schreitet

---

haftigkeit in seinem Herzen hat, wird die ausgesuchte Gemeinheit Varnhagen's in dem boshaften Berichte des Tagebuches, und die noch gemeinere Niedertracht der Ludmilla, die Skandal und mit dem Skandal Geld zu machen gesucht, zu vertheidigen wagen? Wo ist ein Ehrenmann, der, die edle Gastfreundschaft eines Fürsten mit solchem Danke lohnend, sich vor die Welt hinstellen möchte!

[1]) Ludmilla zählte 1862 35 Jahre, also die Zeit des Uebermuthes könnte sie ja doch schon hinter sich gehabt haben!

sie fort bis in ihr 47. Lebensjahr, in welchem sie den jungen, schönen Grimelli heirathet — in todesmuthiger Begeisterung für die Freiheit —; der aber verläßt die gar zu weit Fortgeschrittene wieder. Sie meint auch, ihr Herr Onkel habe durch diese seine Memoiren mit seinem flammenden Patriotismus zur neuen Bewegung beigetragen und ruft aus: Und für diesen Gedanken sollte seine Nichte nicht stolz und freudig Alles, Alles hingeben?

Im selben Briefe (Frauen sind sehr vergeßlich) berichtet sie, man werde ihr in Berlin am 4. August wegen des Buches einen Prozeß machen. Sie läßt aber die Sache ruhig in ihrer Abwesenheit abhandeln.

„Ich werde die etwaige Gefängnißstrafe nicht antreten, sondern in dem schönen Italien oder der Schweiz den nächsten Umschwung abwarten."

Statt also stolz und freudig Alles, Alles hinzugeben, wie sie in einigen Zeilen früher geprahlt hat, bleibt sie lieber in dem schönen Italien!

22. Wie Pückler schon wieder in Theologie macht und unsere Religion komisch findet und alle Religionen von seiner Höhe vogelperspectivisch betrachtet. Vogelaugen aber Spatzenhirn.

Wieder die Religion Pückler's. Das Thema läßt ihm keine Ruhe. Am 15. Juni 1862 (IV. 79) schreibt er der Ludmilla, er wolle sich keiner unbedingten Autorität unterordnen, und

„die Dinge aus der Vogelansicht von oben betrachten, um möglichst alle Vorurtheile dadurch abzuschütteln. Dies führt zur höchsten Toleranz gegen alle verschiedenen Ansichten auf der einen Seite, und bewahrt vor Ueberschätzung auf der andern,[1]) verhindert aber nicht die Bewunderung des wahrhaft Großen, und führt endlich zum lebendigen Gefühl der Gottesidee in der Welt, deren wahre Offenbarung eben diese Welt selbst ist, die freilich jeder denkende Mensch nur auf seine eigene Weise zu erforschen suchen kann."

„Als Grundsatz finde ich darin stete Veränderung im ewigen Leben, welche Ewigkeit so komisch unsere Religionen immer

---

[1]) Wenn man sich in seiner Einbildung in die Vogelperspektive hoch über das Treiben der Menschen hinaufschwindelt und meint, man habe die höchste Toleranz und alle Vorurtheile abgeschüttelt, so hat man doch immer noch einen schönen Rest von Ueberschätzung zurückbehalten.

erst von unserem Tode an datiren wollen, und daß alles in der Welt auf stets wechselndem Entstehen und Vergehen beruht, anders ausgedrückt, auf Geburt und Tod.“ —

Was dieser große Philosoph alles komisch findet, in der Meinung, seine Philosophie sei nicht komisch! Was Pückler hier über Ewigkeit und unsere Religionen (?) sagt, und über das, was diese unsere Religionen datiren wollen, das ist doch alles ein heilloses Durcheinander, eine gerüttelte Stiefelwichsflasche. — Der gute Herr hat, wie es sein Herum-philosophiren zeigt, eigentlich nie etwas Gründliches studirt, nur so oberflächlich herum-gegeistreichert, philosophische Salon-wichse fabricirt und sich in dem Luftballon maßloser Eitelkeit selber in die Lüfte steigen lassen, um hoch, hoch von oben herab alle philosophischen Bestrebungen und alle „Religionen“ vogel-perspectivisch zu betrachten.

Nachdem er noch eine Weile über Geburt und Tod, neues organisches Leben und Zerstörung mit Nutzanwendung auf politische Zustände, Uebergangsperioden u. s. w. geschwefelt, treibt ihn sein beständiges Verhängniß wieder, die christliche Offenbarung in Christus, ihrem Haupt, zu verläugnen; das ist immer der Kern der Frage.

Er sagt über Revolutionen:

„Diese Perioden gleichen den Recensenten, die erstern (die organisirenden) den Autoren, und sind daher vielleicht reicher an sich bewußter Intelligenz, aber leider weit ärmer an der That. Sie sind das Alter, jene die Jugend, aber beide gleich nöthig in der ewigen Weltordnung des Wechsels. Doch die schöpferischen Genies kommen naturgemäß erst zur Entscheidung, und werden meistens dennoch ihr Opfer, bewirken aber das Neue, wie z. B. Jesus, obgleich auch dieser größtentheils jetzt schon ein vergehendes Altes ist.“ — —

23. Wie Pückler u. Comp. das neue Testament ganz besonders verhaßt ist. Pückler wirft sich jetzt ganz auf die erhabene Natur und proklamirt einen neuen erhabenen Unsinn.

Sehr begreiflich bei dem alten Roué, dem die Erinnerung an seine Vergangenheit, mit dem Maßstabe der Anforderungen, die Christus der Herr und sein Apostolat an den Menschen stellen, gemessen, nicht in einer erfreulichen Glorie erscheinen kann! Warum diesem Herrn und allen seinen Genossen das ganze neue Testament gründlich verhaßt

ist, das kann Jeder in demselben neuen Testament auf hunderten von Stellen selber nachlesen. Das System Schopenhauer's machte ihm in dieser Richtung keine Schmerzen, darum rief er auch aus: Das ist mein Mann! Also Schopenhauer, der moderne Welterlöser! Jesus und die ganze Welterlösung mit ihm sind veraltet! — Das ist das Resultat nicht so sehr der Philosophie, sondern des Lebens, dessen sich der Fürst Pückler so lange erfreut hat, so lange es eben anging, und zu einer Reue über sein Leben sich herbeilassen, das wäre zu komisch, über derlei Alfanzereien ist der Mann weit hinaus, der die ganze Welt und alles, was Religion heißt, aber spezifisch die Anforderungen, welche die Kirche an ihre Glieder stellt, von der „Vogelperspective" seiner Höhe herab, tief tief unten liegend betrachtet.

Nachdem nun der erhabene Fürst die Kirche und die ganze positive Erlösungslehre glücklich sich vom Halse geschafft, gibt er an, daß er nunmehr mit „sympathischen Persönlichkeiten" (hier mit der Herausgeberin seiner Memoiren, der Ludmilla) und mit der „erhabenen Natur" zu thun haben wolle. Wenn er nur noch herausspeculirt hätte, warum die Natur, und über was die Natur erhaben ist! Es kann auch einen erhabenen Unsinn geben, wenn der Besitzer des Unsinns mit demselben in die Vogelperspective hinauffliegt (in der Phantasie versteht sich) und sich einbildet, alles, was er sagt, sei hoch über den Sinn erhaben.

Hören wir das letzte System dieses Herrn, der in jedem Briefe fast ein anderes, nie aber eins aufgestellt hat, das ihn irgendwie im Leben und in der Erinnerung an sein Leben hätte geniren können. Darin liegt eben die Psychologie seines ganzen Philosophirens.

„Mit solchen Ansichten verstehen Sie wohl, daß ich, meine eigene Schwäche wie die allgemeine fühlend, an dem, was die Menschen so lächerlich die Welt-Begebenheiten nennen, nämlich die von ihnen selbst im kleinsten Maßstab angefertigten Schicksale, unter dem Zwang ewiger Naturgesetze, die ebenso zwingend für sie sind, wie für die Ameisen, nur wenig lebhaftes Interesse nehmen kann."

„Dieses widme ich dagegen lebhafter allen mir sympathischen Persönlichkeiten und der erhabenen Natur, in der ich höchste Liebe, wie höchste Kunst, diesen Abglanz Gottes, täglich mehr

bewundernd inne werde, und in ihr selbst zu schaffen, wenn auch nur als geringe Eintagsfliege, doch nie müde werden kann!"

24. Die vogelperspectivische Confusion Pückler's in logischer Beleuchtung.

1. Die Menschen und ihr Schicksal stehen unter dem Zwang ewiger Naturgesetze, die für sie eben so zwingend sind wie für die Ameisen! Welche Erniedrigung!

2. Der Ameisenmensch findet aber doch wieder die Weltbegebenheiten von der Vogelperspective aus lächerlich, und das, was „unsere Religionen" Ewigkeit nennen, findet er „komisch". Welcher Hochmuth dieses Ameisengeistes!

3. Dann bewundert er die erhabene Natur aus seiner noch erhabeneren Vogelperspective, in der er die höchste Liebe wie die höchste Kunst — als Abglanz des (nicht erhabenen) Gottes — täglich mehr bewundert. — Warum aber kommen denn die Ameisen nicht zu derselbigen Bewunderung, da sie doch auch unter dem Zwang ewiger Naturgesetze stehen? Und warum kommen nicht alle Menschen zur gleichen Ansicht wie jener Pückler's?

Welche Erniedrigung in Nr. 1, welcher Hochmuth dieses Ameisengeistes in Nr. 2, und welcher Unsinn von der Eintagsfliege gesungen in Nr. 3!

Die Pointe zur versuchten Selbstberuhigung Pückler's liegt in der Behauptung, der Mensch stehe unter dem Zwang ewiger Naturgesetze, die für den Menschen ebenso zwingend sind, wie für die Ameise! Was Pückler in seinem vielfachen Verkehr mit ihm zeitweilig (eintagsfliegenartig) „sympathischer Personen" durchgelebt hat, dafür hat er keine Verantwortung zu geben, denn das ist alles unter dem Zwang ewiger Naturgesetze geschehen, ein Gesetz für den Geist gibt es nicht. Freiheit hat der Mensch keine, seine Handlungen sind so naturnothwendig, wie die Evolutionen der Ameise; ein Gericht über das Thun und Lassen des Menschen ist eben so unmöglich, als ein Gericht über die Handlungsweise der Ameise, die mit dem Menschen unter dem gleichen Zwange absoluter Naturnothwendigkeit steht! Das ist der Ameisengeist aus modernen philosophischen Apotheken, für den alten Lebemann von ihm selbst bereitet.

Das charakterlose Beginnen der Memoiren-Herausgabe Varnhagen's bringt auch den Fürsten Pückler in neue Verdrießlichkeiten; er kann nicht umhin, wenn auch mit einer sicher hier ganz unverdienten Schonung, seine Meinung darüber zu sagen.

(IV. 83.) Branitz, 1. August 1862.

„Und deßwegen thut es mir leid, daß unsere Weltansichten so verschieden sind, und ich fortwährend besonders bedauern muß, daß Sie den 4. Theil der Tagebücher so ganz rücksichtslos herausgegeben. — Ach, wäre ich nur damals um Sie gewesen, Love! gewiß hätten Sie mir gefolgt, und durch Cassirung nicht nur der schlimmsten Stellen, gegen nicht allein höchste, sondern edle Personen gerichtet, die wahrlich nicht zu beneiden sind, wären sowohl die ungerechten Kränkungen, als auch die Unannehmlichkeiten für Sie vermieden worden, die jetzt doch daraus hervorgehen müssen, und wogegen, seit die Sache in die Hände der Justiz gerathen, gar nichts mehr zu thun ist. Mich kranken alten Mann bekümmert das recht sehr von allen Seiten, und wenn ich Sie nicht seit langem so lieb hätte, würde ich ganz bös auf Sie sein, sowohl um Anderer, als um Ihretwillen selbst."

25. Ein lichter Augenblick Pückler's über den Freiheitsschwindel.

Bezugs des Freiheits- und Gleichheitsschwindels stellt Pückler (IV. 84) Betrachtungen über absolutistische Könige an und schließt dieselben in einem wahrhaft lichten Augenblick wie folgt:

„Darauf die schaudervolle Revolution mit allen ihren Folgen, die ihr Endresultat noch nicht erreicht, aber bereits eine neue Macht mit ihrem speziellen Druck geschaffen, die des Kapitals (des Geldes überhaupt) und der Presse. Der Druck dieser beiden Mächte kann die Menschheit vielleicht noch mehr demoralisiren als alles Vorhergehende; jedenfalls droht er schlimmer zu werden, als der milde Zwang, den die heutigen Herrscher noch auszuüben vermögen, die eben auch schon dem Gesetze der Altersschwäche verfallen sind, und durch diese nur, keineswegs durch Tyrannei, die Partei des Umsturzes selbst hervorgerufen haben, und sie jetzt in billige Schranken einzuschließen vielleicht nicht mehr die Kraft besitzen werden."

Die Königsschmähungen des langjährigen Pensionsbeziehers Varnhagen, dessen Ersparnisse vom königlichen Geld auf die Ludmilla übergingen, welche diese Schmähungen, ohne von Nahrungssorgen veranlaßt (den Bogen gegen so und so viel Thaler Honorar), publicirt hat, weist Pückler, 12. Nov. 1862,

wie immer sehr schonend für sie, doch entschieden zurück. An Ludmilla (IV. 92):

„In Ihrem eignen Selbst sind die Rosen nur natürlich, und wenn ich Ihren Ruhm stachlich nannte, so war es nur deßhalb, weil ihn der Onkel zu sehr damit gespickt. Dies sage ich jedoch nur Ihnen, keinem Fremden, denn mich hat der treue Freund wie im Leben so im Tod stets verschont, und so war ich ihm auch im Leben wie nach seinem Tode stets mit Demuth dankbar, und werde es immer seinem, mir so lieben Andenken bleiben. Doch, daß er mein geehrtes und geliebtes Königspaar so schroff angegriffen, und meistens falsch beurtheilt, das würde ich ihm trotz Anhänglichkeit und Respekt bitter und schmerzlich vorgeworfen haben, wenn er es hätte drucken lassen. Und ich danke es ihm doppelt, daß er mich auch darin geschont, weil er meine Anhänglichkeit an diese zwei Personen kannte, denn nie habe ich von ihm solche Aeußerungen gegen sie gehört, so daß ich sie wirklich mit doppelter Verwunderung nachher gelesen."

26. Worin die eigentliche Niedertracht dieser Varnhagen-Correspondenz-Herausgeber gelegen ist. Die „diabolische Klugheit der Katholiken". Pückler spricht immer von vielen Religionen, meint aber immer nur die eine, die ihn wurmt und peinigt.

Die Niedertracht dieser verschiedenen Schmähungen liegt in dem Umstande, daß Varnhagen dieselben wie Dynamitpatronen heimlich angefertigt, seine Nichte nach seinem Tode dieselbigen unter diejenigen geworfen, welche dadurch verstümmelt werden sollten, und daß die Heroine der Freiheit, als ihr die Polizei auf den Pelz rücken wollte, in die Schweiz Reißaus genommen hat. Der Onkel war durch den Tod, die Nichte durch die Flucht in Sicherheit gebracht.

Ein anerkennenswerthes Bekenntniß macht Pückler bezugs des Parkes in Muskau, der ihn finanziell ruinirte; er schreibt der Ludmilla nach Italien (IV. 97), Muskau, 10. Juni 1863:

„Nun so viel weiß ich, daß ich ein schrecklicher Thor war, mein halbes Vermögen zu opfern, um eine Wüste unsers sandigen, kalten Nordens zu verklären, statt gleich mich in einer paradiesischen Gegend mit vernünftigem Clima umsonst anzusiedeln. Manchmal begreife ich gar nicht, wie ich, der eigentlich doch gar nicht dumm ist, so viel monströse Thorheiten im Leben begangen habe."

„Ich bin in diesem Augenblick in Muskau, meiner Hauptschöpfung, die in Wahrheit durch ihr üppiges Wachsthum sehr

schön geworden ist, und auch durch ihren kolossalen Umfang (5000 Morgen Park und Gärten) imponirt. Dies hat mich etwas getröstet, denn damit lasse ich wirklich etwas Bedeutendes zurück."

Das schrieb Pückler, nachdem er seit 20 Jahren wieder das erste Mal nach Muskau gekommen war, und von den Einwohnern der Stadt glänzend empfangen wurde.

Schon wieder über Religion, Kirche und Philosophie, (IV. 111). Am 28. April 1865 schreibt er der Ludmilla:

„Das Leben ist gewiß nur ein Traum, denn sonst wäre es zu nichtig, zu unzusammenhängend, zu zwecklos, ein ewiges Hinaufschleppen des Steines, damit er wieder herunterrolle. In trüben Stunden neige ich mich fast zu dem indischen Glauben, daß alle Existenz nur Leiden sein könne und die wahre Seligkeit in der Vernichtung allein ruhe, worin uns auch mein alter Jugendfreund Schopenhauer bestärkt. Der war aber so schrecklich häßlich, daß er wahrscheinlich nur deshalb eine so desperate Philosophie zu der seinigen gemacht hatte."

„Die Bekanntschaft Moleschott's beneide ich Ihnen. Ich bin ein Anhänger dieser neuen Naturphilosophen,[1]) welche die wahren Protestanten sind, und jedenfalls echt religiöser als die protestantischen Pfaffen, die alles Poetische der Katholiken vertilgt haben, um nur das Gerippe davon zu behalten, und dennoch eine Kirche schaffen möchten, mit gleicher herrschender Gewalt, ohne doch weder das Genie, noch die diabolische Klugheit[2]) der alten Katholiken in ihrer Glanzperiode auch nur im geringsten Grade zu besitzen. Langweilige Menschen von Holz, während die andern recht ordentlich in Fleich und Blut lebten, und damit die Welt beherrschten." [3])

„Uebrigens, was ist denn eigentlich ächte Religion? Die Erforschung der Wahrheit, so weit wir sie zu finden fähig sind, was nur durch die Wissenschaft möglich ist,[4]) und zweitens

---

[1]) Pückler ist immer im Wechsel seiner sogenannten Systeme begriffen, — so oft er ein Anhänger eines neuen wird, ist er auch der Preisgeber eines alten.

[2]) Die Glanzperiode der alten Katholiken ist die Zeit des freiwillig für das Bekenntniß ertragenen Martyriums, dem sie sich mit „diabolischer Klugheit" unterzogen haben.

[3]) Pückler lobt die Katholiken auf Kosten der Protestanten und die Protestanten auf Kosten der Katholiken; es sind ihm offenbar beide Parteien, insoweit sie Christen sind, außerordentlich zuwider.

[4]) Der Glaube an die Wahrheit kann allerdings auch auf wissenschaftlichem Wege gesucht, — er wird aber auf diesem Wege allein deswegen nicht gefunden werden, weil er nur zugleich durch den guten Willen: ein den Anforderungen des göttlichen Gesetzes angemessenes sittliches Leben zu führen — errungen und erhalten werden kann.

vollständige Resignation in die unabänderlichen, ewigen Gesetze der Natur; auf diesem Weg allein können wir zu einem wahren Fortschritte gelangen, trotz aller Sorten von bisherigen Religionen. Wie denken Sie darüber? Ich höre auf mit dem Papier, und küsse zum Gefühl übergehend Ihre weiche Hand. Adieu!"

Er spricht immer sehr schlau von allen oder doch von vielen Religionen, die Wucht seines Unwillens trifft aber doch nur immer die eine: die geoffenbarte christliche Wahrheit, in ihrem Organ auf Erden, in der Kirche, welche die Trägerin und Hüterin dieser Wahrheit ist. Charakeristisch ist die Frage an die Ludmilla als Autorität in Glaubenssachen und der Uebergang auf ihre weiche Hand; überhaupt streifen die Zärtlichkeiten, welche Pückler dieser eitlen Dame in's Gesicht schreibt, an burleske Geschmaklosigkeit wie z. B. das öfter vorkommde „Ihnen küsse ich die zarten Finger, die so schön zu schreiben wissen" (I. 2) oder (I. 11):

„En attendant küsse ich Ihre schöne, weiche Hand in Demuth, und bleibe in jeder Hinsicht." (I. 15 und I. 115): „Einen Kuß auf Ihre zarte Hand!" (I. 126): „Einen Kuß auf die schöne Hand!" u. s. w.

Die Ludmilla hat alle diese vielleicht sogar nöthigen Verschönerungen ihrer Hände mit getreuer Hand in den Memoiren gewissenhaft wiedergegeben.

27. Wie Pückler schwer erkrankt und sich die kirchlichen Märchen vom Halse zu schaffen bestrebt ist. Er nennt Pius IX. den vorletzten Papst.

Pückler liegt schwerkrank darnieder. Er schreibt der Ludmilla aus Branitz, 30. Juli 1867, (IV. 151) über seinen Zustand. Er hat noch immer Hoffnung, obwohl er wochenlang keine Nahrung mehr nehmen konnte außer Wasser und Medizin. Er schreibt über sein Absterben:

„Wie ausnehmend gleichgültig mir der Tod ist, habe ich vorher kaum geglaubt, seit er mir jetzt nahe tritt. Im Gegentheil, ich schäme mich fast es zu sagen, wünschte ich ihn herbei; denn es ist doch wahrlich eine schöne Perspektive, ein abgenutztes, ausgebrauchtes Alter mit einer frischen, neuen Jugend, es sei wo und wie es wolle, zu vertauschen; ohne Erinnerung oder mit Erinnerung, wie es in den Weltgesetzen bestimmt ist. Ich sehe mich nicht mehr im Einzelnen sondern im Ganzen, und das ist eine mehr beruhigende und freudige Ansicht, als alle die vielfachen kirch-

lichen Märchen. Ich könnte hier fast zu schwärmen anfangen, aber ich will meine Phantasien lieber für mich behalten, denn sie sind individueller Natur und passen daher auch nur für mich, der überdies körperlich zu schwach geworden ist, um sie beredtsam auszusprechen."

Der liebste Freund auf dem Sterbebette ist ihm Garibaldi. (IV. 157.) Pückler schreibt der Ludmilla aus Branitz, 4. November 1867:

„Sehr besorgt bin ich für das Loos meines lieben Garibaldi, der schon zu alt und invalide für seine glänzende Rolle geworden ist, und doch zu hochherzig, um sie aufzugeben, so lange er noch ein Glied rühren kann. Sein hoher Gegner in Rom ist aber auch nicht gut gebettet, und wird wo nicht der letzte, so jedenfalls der vorletzte Papst bleiben. Diese größte Komödie unserer Erdgeschichte scheint auch nahe dem Ende des letzten Aktes zu sein. Da ich nach höchster Wahrscheinlichkeit bald sterben muß, so wünsche ich sehr, wirklich eine Seele zu haben mit schärferen Augen, als dies arme Kind jetzt noch besitzt, um den ferneren Schicksalen unsers kleinen Planeten noch weiter folgen zu können, und sie dann ohne Zweifel besser zu verstehen."

Pückler ist doch bei all seiner umfassenden Wissenschaft in der Weltgeschichte und in der auf dieselbe gestützten Voraussicht nicht sehr stark gewesen; sonst hätte er doch wissen sollen, daß schon vor 300 Jahren ein weitaus berühmterer Mann als er, der Pückler, durch eine drastische Wahrsagung über das Ende des Papstthums mit dem damaligen Papst sich seither über 300 Jahre lächerlich gemacht hat. Diesen Ruhm scheint Pückler auch für sich angestrebt zu haben. Wie scharfsinnig und präcis: Pius IX. jedenfalls der vorletzte Papst! Und dann ist „die größte Komödie unserer Erdengeschichte ausgespielt."

Dieser Witz ist seit Julian Apostata schon so oft durch die Weltgeschichte als mißlungen constatirt worden, daß es zu verwundern ist, wenn es noch Leute gibt, die vor dem Ende jener Komödie, die sie selber miserabel genug gespielt haben, denselbigen auf's neue loslassen mögen!

28. Ein Witz vom Krankenbette über das letzte Gericht und seine Folgen. Galgenhumor.

Ein neuer Witz vom Krankenbette, (III. 177), 17. August 1869, an die Ludmilla:

„Das Rendezvous im Jahre 1940 wird nicht ausbleiben. Komme ich in den Himmel, was ich nach Zoroaster's Aussage durch meine unermeßlichen Pflanzungen besser verdiene, als durch 100 000 Gebete, so bitte ich einen heiligen Engel um einen Urlaub incognito; werde ich aber anders wohin in einen feuerigen Ort placirt, so muß ich mich schon an den gefallenen Engel wenden, der aber eigentlich gutmüthiger sein soll, als man behauptet, und Lesage antwortete dem ihm auf dem Todtenbette mit dem höllischen Feuer drohenden Pfaffen schalkhaft lächelnd: Ich glaube, daß ich mich in dem höllischen Feuer so wohlig befinden werde, wie der Fisch im Wasser." Nach diesen Worten hauchte er seine Seele aus, nota bene, wenn er eine hatte."

So weit hatte Pückler diktirt. Mit eigener zitternder Hand schreibt er noch dazu:

„Mit dieser historischen Anekdote endet auch mein Diktiren, und ich schließe mit einem herzlichen Kuß auf Ihre reizende Hand,[1]) der jedenfalls anno 1940 wiederholt wird, tout a vous."

Diese mit Galgenhumor producirten Witze über die Folgen des Gerichtes zeigen für den Psychologen nur zu deutlich, daß der Anfertiger dieser Höllen- und Teufelswitze den Gedanken an eine jenseitige Verantwortung für sein Thun und Treiben nicht loswerden konnte; er nennt sich selber bisweilen in den Briefen ein Skelett; für ein Gerippe sind nun diese Witze und die folgenden eben nicht sehr passend.

Am 4. October 1869 schreibt er:

„Liebe, theure Ludmilla! Ich war und bin noch sehr krank, also diesmal küsse ich Ihnen nun Hände und Füße in Gedanken."

Und am 4. November 1869 eigenhändig:

„Ihre weißen Hände küssend und Ihre hübschen Füßchen zärtlich drückend, jetzt in Gedanken, bald aber in der süßen Wirklichkeit, wenn irgend möglich. Mit dieser lieblichen Erwartung schließe ich trotz meiner Unpäßlichkeit mit sehr anmuthiger Aufregung des innern Menschen. Melancholisch bin ich nun nicht mehr, was mir beweist, daß mich die Jugend noch nicht ganz verlassen hat." —

---

[1]) „Wenn sie eine hatte" hätte Pückler wie oben dazu setzen können. Ihr nachmaliger Gemahl, dem sie diese reizende Hand gegeben, legte leider so wenig Werth auf dies Geschenk, daß er froh war, als er dasselbe losgeworden; er stellte es ihr ohne Schmerz wieder zurück.

29. Wie Pückler hofft, Varnhagen werde im Jenseits schon mit Voltaire Bekanntschaft gemacht haben. Er bietet sich mit 85 Jahren als Mitkämpfer gegen Frankreich an, wofür man sich selbstverständlich allerhöchsten Ortes bedankt.

Am 9. März 1870:

„Sie erinnern mich an Ihres Onkels (Varnhagens) Geburtstag, zu dem man ihm leider nicht mehr gratuliren kann, aber gerne möchte ich wissen, ob die beiden genialen Seelen, die Ihres Onkels und Voltaires, schon im Jenseits persönliche Bekanntschaft gemacht haben. Vielleicht erfahre ich es bald von Petrus, denn von dieser Erde werde ich wohl auch bald gehorsamst Abschied nehmen müssen, doch hoffe ich immer, Ihnen vorher noch einmal die Hand küssen zu dürfen."

„Gedenken Sie noch der etwas alten, aber immer sehr schönen arabischen Stute, die ich Ihnen in Branitz vorgeritten habe? Diesen Liebling von mir habe ich leider seitdem erschießen lassen müssen, weil das arme Thier ein Bein gebrochen hatte, ließ aber der schönen Adjameh ein sehr geschmücktes Grabmal, mit Rosen bedeckt, unter hohen Bäumen nicht weit vom Schlosse errichten. Wenn der Himmel Sie wieder hierher führt, vergessen Sie nicht der alten arabischen Bekannten einen Gruß zuzurufen, und wenn Sie sich meiner auch noch erinnern, so fahren Sie noch eine Viertelstunde weiter zur Hermannshöhe, einem sehr umfangreichen und 200 Fuß hohen Berge mit der Ruine auf seinem Gipfel, meiner letzten Schöpfung hier. Die Aussicht von dort ist ein großes Panorama, was sich bis zum Bautzener Gebirge den Bäumen des Spreewaldes und den Muskaueranhöhen erstreckt, ein Umfang von einer guten Menge deutscher Meilen. Unter der erwähnten Ruine liegt da wahrscheinlich schon die Asche des verbrannten Körpers Ihres treuen Verehrers auf dieser Erde, und im Fall ich eine fortdauernde Seele haben sollte, bis in alle Ewigkeit."

Am 24. Juli 1870 will sich Pückler vom mehrjährige Krankenlager aus im 85. Jahre als Mitkämpfer gegen Frankreich anbieten und

„der ersten Schlacht mit Frankreich beiwohnen, und lieber werde ich dort den Tod finden für König und Vaterland, als in der langen Weile des langsam erstrebenden Alters vergehen."

„Gern hätte ich Sie, meine treue, liebevolle Freundin, immer großmüthig gegen mich, noch einmal vor meinem Ende gesehen, aber Himmel, Fegefeuer und Hölle sind nur menschliche Fabeln, und was die ewigen Gesetze der Natur fordern, wissen wir nicht, ebenso wenig als was das Höchste ist."

Der alte Pückler kann die 4 letzten Dinge, Tod, Gericht, Hölle und Himmelreich nicht loswerden, sie beschäftigen ihn immerfort; um dieselben wie Nebelbilder aufzulösen oder wie

böse Fliegen zu verjagen, greift er immer zu dem gewohnten Auskunftsmittel, zur Fliegenklatsche der „ewigen Naturgesetze“, und beruft sich trotz seiner Philosophie auf die „Unwissenheit“, die nicht weiß „was das Höchste ist“.

30. Wie Pückler in seinem letzten Briefe dem Himmel seine Million gepflanzter Bäume als „gute Werke“ vorrechnet. Eine Baumheiligkeit für die Werkheiligkeit.

Am 26. Dezember 1870 sendet Pückler der Ludmilla den letzten Brief, in welchem der Greis schon im Delirium phantasirt:

„Mit großer Mühe beantworte ich allein Deinen so lieben Brief aus meinem traurigen Krankenbett, und lange werde ich dieß Jammerthal, Erde genannt, nicht mehr belästigen müssen. Jedenfalls auf Wiedersehn für uns beide im Himmel, den ich durch Millionen gepflanzter Bäume, Riesen und Zwerge, gepflanzt und gepflegt habe, und Du selbst hast noch viel mehr Gutes gethan. Wenn Du mir keinen Korb gibst, verheirathen wir uns als Engel, wo Alles voll Schönheit und ohne Alter ist. Ich freue mich herzlich darauf als immer herzliches Kind. Vorher aber, hoffe, ich, wollen wir noch als gutmüthige Sterbliche in Deinem Garten spazieren gehn. Einstweilen laß mich wenigstens in solchen süßen Gedanken leben und in diesem Traume schwelgen. — Ich liebe Dich mehr als jemals. Ach könntest Du dasselbe für mich fühlen! — Alles das ist sonderbar, aber vollkommen wahr. Dein für immer, wenn Du willst, und meine Gegenwart soll Dir nie lästig werden, vielleicht ich dir lieber werden als bisher. Ich fühle dies mit Sicherheit trotz meines Alters, das zu meiner Verwunderung noch sehr viel Junges besitzt. Es ist mein fester Glaube, daß gerade wir für einander passen werden. Antworte mir bald, und bitte für mich um meine Gesundheit.[1]) Nenne mich auch Du in Deiner Antwort. Viel Gutes und Schönes an Deine Getreuen. Hundertfache Gratulation zum Neujahr bis zur Heirath im Himmel. Das Weihnachtspräsent bringe ich mit zur Reise ins Weite. Seit gestern fühle ich mich etwas besser trotz 16 Grad Kälte.“

---

[1]) Die Ludmilla hätte ihn fragen können: Recht gerne, Durchlauchtiger Amadis, wollen Sie nur die Güte haben, mir zu sagen, bei welcher Venustempel-Ruine ich meine Andacht verrichten, Sie in meine Fürbitten einschließen soll! Sie haben in der griechischen Götterwelt so viele Bekanntschaften angeknüpft, daß man eigentlich nicht weiß, bei welcher Göttin Sie besonders in Gnade stehen!

31. Das elterliche Haus Pückler's. Erziehung und Beispiel (aus dessen Briefen).

Von 1817 bis 1826 war Pückler verheirathet mit einer Reichsgräfin von Pappenheim, Lucie, geborene Freiin von Hardenberg; (IV. 193—314) bringen die Memorien 56 Bräutigamsbriefe an diese Lucie. Es war eine Convenienz-Heirath, der Vater der Braut war preußischer Staatskanzler. 1822 wurde Pückler in den Fürstenstand erhoben. Die Assing bemerkt zu diesen Briefen:

„Diese Briefe eines Bräutigams dürfen schwerlich den Anspruch machen, Liebesbriefe genannt zu werden. Dagegen spielen der Park und die Schloßeinrichtung von Muskau darin die Hauptrolle. Die Briefe von Lucie aus jener Zeit sind nicht vorhanden, da, ihrer Anordnung gemäß, ihre Briefe an Pückler aus den Jahren 1817—1833 verbrannt wurden."

Die Beispiele im elterlichen Hause und die Erziehung sind bei Pücklers Beurtheilung wohl auch in die Wagschale zu legen. Er schreibt aus Leipzig an seinen Vater (IV. 331) unter anderm:

„In den frühesten Jahren meiner Kindheit und kaum mir aus dunkler Erinnerung vorschwebend finde ich mich in den Händen theils roher, theils dummer Bedienten, die mich ziemlich nach Gefallen behandelten, und unter der Oberaufsicht einer Mutter, die ohne selbst zu wissen, warum, mich bald schlug, bald liebkoste, und oft mit mir spielte, wie ein Kind mit seiner Puppe. Du, lieber Vater, warst zu jener Zeit zu sehr mit Sorgen, Kummer und Geschäften überhäuft, um ein aufmerksames Auge auf ein Kind zu haben, das du bei seiner Mutter gut aufgehoben glaubtest. Danach sorgtest Du für einen Hofmeister und warst glücklich in deiner Wahl. Gewiß, hätte ich den braven Tom behalten können, vieles wäre jetzt anders. Der gute Mann hatte aber den Fehler, zu sagen was er dachte. Damen wollen lieber geschmeichelt sein. Meine Mutter konnte sich mit ihm nicht vertragen, und er ging. Die häufigen Reisen meiner Mutter verhinderte sie, meine Erziehung selbst zu übernehmen; ich wurde daher aufs Neue einem Manne übergeben, der unter die Maske des Edelmüthigen die niederträchtigsten Gesinnungen verbarg und zugleich ins Geheime meine bisher ihrem Gemahl wenigstens noch treu gebliebene Mutter zu verführen suchte. Der Antrag meiner Erziehung mußte ihm nun so lieber sein, da er dadurch Gelegenheit bekam, seinem Zwecke immer näher zu rücken."

Nun kam Hermann nach Uhyst zu den Herrnhutern, dann nach Halle in die Stadtschule. — An den Vater wieder:

„Du warst aber gerade damals in einer der unangenehmsten

Lagen, indem auf der einen Seite deine ökonomischen Umstände immer noch schwankend, und nicht so befestigt waren, wie sie es jetzt sind, auf der andern Seite dein Herz durch die unglaublichen Verirrungen Deiner noch immer geliebten Gemahlin zerrissen, und es war unmöglich, daß Du bei diesen Umständen und den so häufig dadurch veranlaßten Verdrießlichkeiten auch zugleich die Aufmerksamkeit auf mich richten konntest, der ich ohnehin abwesend war."

32. Ludmilla veröffentlicht auch die Briefe, welche die Mutter Pückler's schmählich compromittiren, was in Pückler's Willen nicht gelegen sein konnte.

Wir können uns nicht der Meinung hingeben, daß es im Sinne Pückler's gelegen war, diese die ganze Familie compromittirenden Briefe so ganz und gar der Oeffentlichkeit zu überliefern. Die edle Assing kümmerte sich einen blauen Plunder um die Ehre der Familie; je mehr Skandal, desto mehr Leser, desto mehr Honorar, desto mehr zu honorirende Bogen!

Hermann schildert seinen Erzieher Kretschmer, dieser habe in Leipzig den Ruf eines liederlichen, läppischen Menschen gehabt.

Am 17. Februar 1807 (IV. 347) macht der Graf Ludwig seinem Sohn Hermann Vorwürfe über die Schulden desselben. Der Alte selbst ist durch riesige Kontribution in Schulden und Geldnoth.

„Du kannst also denken, wie ich daran bin; mein bischen sauer erworbenes Vermögen ist dahin, und ich bin ärmer als ich war, da ich die Herrschaft übernahm. Dazu kommen nun noch die Folgen deiner Ausschweifungen; ich will dir keine Vorwürfe machen, denn es ist leider nicht mehr zu ändern, aber sagen muß ich es doch, denn diese Ausschweifungen fallen jetzt mit Zentnerlast auf mich Unschuldigen. Ich erhalte die gröbsten Briefe von deinen Schuldnern, die mir sagen und vorwerfen, ich gäbe Dir eine große Pension und nähme daher Theil an deinen Betrügereien u. s. w."

Folgen noch 2 Seiten Vorwürfe über enorme Schulden, Nachforderungen, Belastungen von Gütern, Befinden in Wucherhänden, kurz, der junge Hermann hat es an nichts fehlen lassen, um seinem Vater das Leben recht herbe zu verbittern. Der Vater weiter:

„Daß Du dich besserst, das glaubt Niemand, und ehe sie sich davon überzeugen, ist Alles verloren. Ich bin in der schrecklichsten Lage. Um mich zu retten, dürfte ich Dich nur für einen Verschwender erklären lassen, wozu überflüssiger Stoff vorhanden ist.

Auch hat man mir dazu gerathen. Allein wenn nur noch ein Funken von Hoffnung, auf eine andere Art herauszukommen, ist, werde ich es nicht thun, denn Du bist mein Kind und ich liebe Dich herzlich wie meine andern Kinder, bin auch überzeugt, daß Du es bereuest, mich in dieses Elend versetzt zu haben."

33. Pückler schon in seiner Jugend mit viel Schulden behaftet.

1808 ist Pückler derartig in Schuldenpech, daß er an seinen Geldvermittler Wolf, Bern, 8. Juli (IV. 400) schreibt:

„In Wien versicherte mich ein genauer Bekannter des alten Grafen Breßler, daß dieser geäußert hätte, er würde sich sehr glücklich schätzen, mich zum Schwiegersohn zu haben. Der alte Breßler ist ein Parvenu und eitler Thor, der gewiß ein sacrifice machen würde, um eine seiner Töchter in eine alte und vornehme Familie zu bringen. Die eine soll hübsch und artig sein; wenn er ihr 100 000 fl. mitgibt, so könnte uns das vielleicht helfen. Meinem Vater wäre es leicht, den Grafen Breßler hierüber zu sondiren. Vielleicht gibt es in der Lausitz auch noch andere Parthien, man könnte sich ja näher darnach erkundigen lassen. Wenn die Prinzeß in Sagan noch nicht versprochen ist, so sehe ich nicht ein, warum mein Vater nicht anfragen möchte, ob er Hoffnung haben könne, daß eine Parthie mit seinem Sohne, wenn ihr seine Person gefiele, ihren Absichten entsprechen könne. Vielleicht würde auch meine Mutter in diesen Angelegenheiten für mich etwas zu thun im Stande sein. Handeln muß man freilich, wenn etwas werden soll, und sich nicht erst lange vor einer abschlägigen Antwort fürchten, bis ein anderer weniger Scheuer die Beute davonführt. Uebrigens ist ein Korb ja auch nichts Schmähliches und Entehrendes, mir wenigstens würde er immer sehr gleichgültig sein."

Aus diesem Schreiben ist ersichtlich, wie Pückler schon in seiner zartesten Jugend die Ehe als ein Geldinstitut betrachtet hat, eine Ansicht, die er bei späteren angehofften Heirathen und der ihnen vorausgehenden Scheidung von seiner Gattin immer ganz unverblümt ausgesprochen.

34. Wie Pückler vor Heine (als dem bissigen Correspondenten deutscher Blätter) herumkriecht, was ihm sicher nicht vom Herzen gekommen ist.

Am 10. Februar 1834 (V. 50) schreibt Pückler an Heine:

„Aufrichtig humaner Gesinnungen bin ich mir bewußt, und deßhalb hat es mir wehe gethan, daß Börne mich so grundfalsch beurtheilen konnte. Wie Schade überhaupt, daß ein so großes Talent einen muthwillig sich selbst und seinen eigenen Zweck zer-

störenden Gang genommen hat! Dergleichen übereilte Renner kommen nie zum Ziele. Sie wissen vornehmer zu spotten, und mit Ausnahme Ihres Ausfalles gegen Platen (Sie sehen, ich schmeichle keineswegs), erscheinen Sie mir als ein unnachahmliches Muster, wie man abwechselnd bald durch den schlagendsten Witz, die beißendste und zugleich überzeugende Satyre den Verstand ergötzen, bald durch die tiefste Seelenanschauung das Gemüth mit süßem Schmerz erfüllen kann. Das kommt aber daher, weil Gefühl und Poesie in Ihnen ebenso eminent sind, als der Verstand, ein unschätzbarer Vorzug, den Sie vor Börne voraushaben. — In Berlin wird man mich ohne Zweifel sehr tadeln, Steffens etwas angegriffen zu haben. Abgerechnet aber davon, daß er ein Narr ist, hat er sich dort so frömmelnd boshaft über mich ausgesprochen, daß ich mich zu einer kleinen Vergeltung hinlänglich veranlaßt fühlte, und: „freundlich gegen den Freund, feindlich gegen den Feind", halte ich überdies mit Confuzius für die nothwendigste Lebensregel. — Nun verzeihen Sie, hoher Stern an unserm literarischen Firmament, wenn ein kleiner Meteorstern, der nur einen Augenblick leuchtet, und dann wieder düster zur Erde fällt, sich Ihnen so sans façon genähert, und lassen Sie deshalb nicht weniger großmüthig immer einige Ihrer funkelnden Strahlen herabglänzen auf den „Verstorbenen"."

Hat Pückler den Heine seinem Charakter nach nicht gekannt? — Wie konnte er in dieser Weise vor ihm herumkriechen? Hat er sich gefürchtet, so niederträchtig behandelt zu werden, wie Heine den Platen behandelte? Was Heine, abgesehen von seiner poetischen und satyrischen Begabung, gewesen ist, das hätte einen wahren Gentleman nicht veranlassen dürfen, derlei Lobhudeleien loszulassen und so verdemüthigende Capriolen vor diesem Misere-Menschen zu schneiden, den der sehr radicale Johannes Scherr einen „moralischen Lump" genannt hat, öffentlich mit Druckerschwärze.

35. Heine's Eitelkeit durch die fürstlichen Complimente sehr geschmeichelt. Wie sich Pückler auf's neue vor Heine verdemüthigt.

Heine ist von den durchlauchtigen Complimenten ganz bezaubert; er antwortet in einem sehr höflichen Briefe. Darin heißt es (V. 51):

„Ich bin Ihnen wahrlich recht herzlich zugethan, recht menschlich, nicht schriftstellerisch. Wenn man so schön wie Sie schreibt und so liebenswürdig ist, sollte man gar kein Schriftsteller sein. Wenn ich könnte, würde ich die Schriftstellerei je eher, je lieber auf den

Nagel hängen. Ja, welche Gesellschaft bringt sie dem Menschen! Welchem Pöbel bringt sie uns nahe!"

Man kennt sich hier nicht recht aus, man weiß nicht: hat Heine diese Besorgniß für sich, oder für den Fürsten Pückler-Muskau, oder für beide zugleich ausgesprochen.

Es scheint aber, daß sich beide Theile diese Worte Heine's zu ihren Gunsten ausgelegt haben. Pückler, 21. März 1854 schreibt dem Heine:

„Mein Held und Märtyrer! Viele Briefe habe ich Ihnen schon geschrieben voll Bewunderung und freudiger Sympathie, sie aber immer wie Liebesbriefe zerrissen und verbrannt, weil ich nicht hinlänglich ausdrücken konnte, was ich wollte, und mich beschämt fühlte, zu unbedeutend vor Ihnen zu erscheinen; denn ich besitze allen deutschen Enthusiasmus, und alle deutsche Blödigkeit in gleichem Maße, wenn letztere vielleicht auch ein wenig aus deutscher Eitelkeit entspringt.

„Heute hat mir Frau von Guaita durch Mittheilung Ihrer so freundlichen Aeußerungen über mich etwas mehr Muth gegeben, und zugleich die angenehme Hoffnung, den Mann persönlich kennen zu lernen, der es eben so gut vermag einem Fürsten Metternich Thränen der Rührung ins Auge zu drängen,[1]) als Mephistopheles selbst zum Lachen zu zwingen." — —

Der Leser wird sich logischer Weise hier die Frage stellen: hat diese beim Pückler-Muskau sehr ungewöhnliche Verdemüthigung einem Schriftsteller gegenüber — dem Dichter oder dem Talmudjuden (Rabbiner Grätz hat nachgewiesen, daß Heine ein echter Talmudjude gewesen) oder dem bissigen und rücksichtslosen Correspondenten der „Allgemeinen Zeitung" gegolten?

Heine ein Held und ein Martyrer! Der freigebige Historiker Pückler bereichert hier die Weltgeschichte mit einem Helden und die Kirchengeschichte mit einem Martyrer! Das sind schöne Geschichten; beide können sich für diesen Zuwachs ihrer Heldengallerie und ihres Martyrologiums allerschönstens bedanken! Nur hat Pückler vergessen die Heldenstücke Heines anzuführen und den Leser mit den Martern, die Heine ausgestanden, und auch der Ursache, warum er diese Martern ausgestanden, bekannt zu machen.

---

[1]) Und einem Minister Guizot jährlich 4800 Franks geheimen Gehalts herauszulocken und die dummen deutschen Mephistophelesse zum Glauben an seine Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit zu zwingen!

Daß Mephistopheles über die Witze Heines gelacht hat, darüber wollen wir eben so wenig einen Zweifel laut werden lassen, als über die Thränen der Rührung, welche Heine dem Fürsten Metternich in die Augen gedrängt hat. Wir wissen nur so viel ganz bestimmt (und wir haben unzählige Male die Ehre gehabt, mit Metternich auch über die deutsche Literatur zu sprechen), daß die Rührung über die Heineschen Gedichte die Gesundheit und das Nervensystem des Fürsten Metternich nicht angegriffen hat.

36. Wie sich die beiden Biedermänner Pückler und Heine im Kampf „für die gute Sache" gegenseitig brauchen und benutzen. Pückler ereifert sich schon gegen jeden positiven Religionsglauben, womit Heine aus gleich guten Gründen vollkommen einverstanden ist.

Aus dem weitern Verlauf der Correspondenz mit Heine ergibt sich, daß sich die beiden Helden und Martyrer für die gute Sache gegenseitig gebraucht haben und daß sie sich gegenseitig gute Dienste erweisen konnten und erwiesen haben.

Beide frommen Biedermänner arbeiten sehr oft in „sittlicher Entrüstung", was ihnen allerdings einige Anstrengung kostet. Wenn Heine über Deutschland loszieht, so fallen dem böswilligen Leser immer die jährlichen 4800 Franken ein. Der gutwillige Heineverehrer, der den Judenzeitungen früh und Abends nachbetet, erklärt es als eine Gemeinheit ohne gleichen, wenn Jemand so schändlich wäre, auch nur den Verdacht aufkommen zu lassen, als ob der große Heine sich durch ein kleines Geld hätte erkaufen und seine Ansichten durch Franken und Franzosen beeinflussen lassen.

Wir stellen beide Parteien, die der Böswilligen und Gutwilligen, nebeneinander; die Leser können sich auf diese oder auf jene Seite stellen. Am 12. April 1854 schreibt Heine an Pückler (V. 57):

„Ich habe eben einen deutschen Reisenden gesprochen,[1]) der mir Dinge erzählte, die keineswegs im Stande waren, meine Nerven

---

[1]) Wahrscheinlich einen Deutschen von jener Gattung, von der seine Mathilde dem Heine einmal ganz naiv sagte, sie könne diese (schwarzgelockten) über alles schimpfenden Herren (Hirsch, Beer, Löw, Pimpeles und Pampeles) Deutschen nicht leiden. Heine war immer so vorsichtig,

zu kalmiren. Ich versichere Sie, das ehrliche Deutschland ist der fruchtbarste Boden für alle Bübereien, und dieser Gedanke verstimmt mich sehr. Diese Halbcivilisation ist schlimmer als russische Barbarei und französisches Raffinement der Unsittlichkeit. So viele harmlose Menschen leben dort, und doch passiren dort so viele schändliche Dinge!"

(V. 62). Wieder im Staube vor Heine, schreibt Pückler ihm aus Stuttgart, 24. September 1854:

„Mein verehrter Dichter, ich muß Ihnen wieder einige Zeilen zusenden, um dem alten Enthusiasmus für Sie freien Lauf zu lassen, den ihre Bekenntnisse, die ich eben in der „Allgemeinen Zeitung" gelesen, mit neuster Frische belebt haben. Wahrlich, wie man Friedrich dem Großen unter allen Königen den Namen des Einzigen beigelegt hat, so verdienen Sie ihn unter den Schriftstellern, und, was gleichfalls sehr zu bewundern ist, daß ein Genie Ihrer Art mit so unerschöpflich sprudelndem Witz, so leichter, graziöser Form und so tief ergötzlichem Humor in Deutschland, dem schwerfälligen, pedantischen Deutschland zur Welt kommen konnte. Und selbst die beklagenswerthen Leiden Ihres Körpers scheinen Ihren Geist nur immer klarer und milder zu machen, ohne ihm doch das Geringste von seinem reizenden Muthwillen zu nehmen. Was indeß Ihre Bekehrung betrifft, so zweifle ich, daß irgendwo die Theologen von Fach sie als vollgültig aufnehmen, und vor allem das vaterländische Nachtgeflügel[1]) dieser Art Ihnen die Absolution ertheilen wird. Desto mehr spricht mich diese Richtung bei Ihnen an, weil ich darin eine mir wohlthuende sympathische Aehnlichkeit mit meinen eigenen Ansichten wiederfinde. Der Glaube an Gott ist gewiß zum menschlichen Glück eine sehr wesentliche Bedingung, wozu es jedoch (worin ich mit Ihnen wieder ganz übereinstimme) durchaus keiner blinden Unterwerfung unter irgend einen positiven Religionsglauben oder Sekte bedarf, sondern nur, da wir mit dem menschlichen Verstande die wahre Natur Gottes doch nie ergründen werden, daß wir ganz einfach dem kindlichen Gefühl des Herzens folgen, welches in der Ehrfurcht, Dankbarkeit und

---

diese Gattung Besucher seiner Gattin als deutsches Vollblut vorzuführen, denn durch ihren sogenannten Gemahl hatte sie die Juden nicht von der Sonnenseite kennen gelernt.

[1]) Heine und Pückler gehören somit zum theologischen Taggeflügel; sie cultiviren beide die Spatzentheologie, den Caffeehaus-Rationalismus, der nur immer die größte Sorge hat, sich das positive Sittengesetz vom Leibe zu halten, wie wir diese Sorge so oft in den Schriften Pückler's ausgesprochen finden. Sie schimpfen wie die Rohrspatzen über Finsterlinge und Pfaffen und philosophiren, wie die Spatzen vom Dache pfeifen.

Liebe zu Gott, wie in der Resignation in dessen höchsten Willen, im Glücke wie im Unglücke, seinen besten Halt und seinen sichersten Trost zu finden vermag."

Nur keinen positiven Religionsglauben, denn hinter ihm steht ja schon das Gespenst des positiven Sittengesetzes, das können wir Lebemänner absolut nicht brauchen. Wir folgen nur ganz einfach dem kindlichen Gefühl des Herzens. Dieses kindliche Gefühl erlaubt uns, „die Wahlverwandtschaften" Goethe's in beliebiger Nutzanwendung zu verwerthen; wir geben die eine Frau weg und nehmen uns dafür eine andere, ganz nach dem kindlichen Gefühl des Herzens. Wenn wir uns auch mitunter in einer Geldklemme scheiden lassen, um eine arme Frau zu verlassen und eine neue zu bekommen, die uns aus einer zeitweiligen Geldklemme durch ihr Herzensgold heraushilft, nun so folgen wir ja da auch nur dem Gefühl unseres verschuldeten Herzens! Nur Finsterlinge, Pfaffen, Fledermäuse und Nachtvögel mögen gegen derlei weltläufige Gesellschaftsconvenienzen krächzen!

37. Eine Anerkennung der katholischen Kirche, aber gleich darauf eine Nothwehr gegen dieselbe. Hoffnung, daß die katholische Kirche recht bald zur Ruine wird.

Merkwürdig ist, wie doch bisweilen in lichten Augenblicken eine Anerkennung der katholischen Kirche bei ihm durchbricht, — freilich nur, um sich kurz darauf gegen diese Erscheinung mit ihren sehr unangenehmen Anforderungen mit aller Kraft erwehren zu können. (V. 63):

„Doch bewundere auch ich gleich Ihnen das staunenswerthe Kunstwerk des Katholicismus, und mit welcher Consequenz dessen Institutionen alle menschlichen Tugenden und Schwächen in den Bereich ihrer Herrschaft ziehen, ja, wie kein anderes christliches System, auch das poetische Element harmonisch damit zu vereinigen und durch die Kunst zu verschönern gewußt haben. Es ist gleichfalls bemerkenswerth, daß selbst dem Liberalismus in der Organisation der katholischen Kirche in mancher Hinsicht vorgearbeitet ist, so z. B. Wahl des Würdigsten zum Oberhaupt, kein Unterschied der Geburt geltend, Möglichkeit für das geringste Mitglied der Kirche, das Oberhaupt derselben werden zu können."

Nun, daß auf diese Anerkennung sogleich eine Ab- und Nothwehr gegen den „Katholicismus" kommen muß bei Herren wie Pückler und Heine, die in ihren Schriften sich

immer mit Vermeidung aller vestalischen Gefühle nur sich selber des Vandalismus in dieser Richtung gerühmt haben, das ist erklärlich. Selbst im außerordentlich toleranten Lexikon[1]) von Meyer, Hildburghausen, heißt es über Pückler:

„Seine Reisewerke geben interessante Schilderungen, leiden aber auch an Oberflächlichkeit, mit absprechendem Wesen verbunden, und man stößt in ihnen nicht selten auf frivole Scenen und Einfälle."

Diese Oberflächlichkeit und das absprechende Wesen tritt bei Pückler am entschiedensten hervor, wenn er mit totaler Unwissenheit und — in ethischer Richtung — Willensverkehrtheit über Religion und Kirche urtheilt. Er fährt in seiner Betrachtung weiter fort (V. 64):

„Demungeachtet fühle auch ich, gleich Ihnen, nicht die mindeste Neigung katholisch zu werden, und erkenne vollständig die welthistorische Bestimmung des Protestantismus an, in ihrer Nothwendigkeit zum Behuf des Fortschrittes höherer Freiheit des Menschengeschlechtes.[2]) Hierzu müssen, wie schon St. Simon ausgesprochen, ebenso gut negative wie positive Perioden beitragen, nach seinem Ausdruck kritische Jahrhunderte mit organischen abwechseln. Die letzten sind nur freilich die schaffenden, zu denen der Katholicismus gehört, die ersten die zerstörenden, wie der Protestantismus, doch in der Wirkung gleichwohl thätig zuletzt, weil vor einer neuen Geburt erst der Tod vorhergehen muß, aber wem steht dennoch das frische Leben nicht höher als der Tod? Eben weil der Protestantismus nur eine zerstörende Mission hat, konnte er es weder zu einer wahren Kirche noch zur Kunst bringen, weil ihm alle Poesie und Schöpfungskraft abgeht, er überhaupt seinem innersten Wesen nach keine Religion des Gefühls und Glaubens, sondern des Verstandes sein will, daher er auch seine konsequente und vollendete Spitze nur in unsern deutschen Philosophen, namentlich in Feuerbach und Strauß, findet. Von da an glaube ich, wird seine Bedeutung immer geringer werden, bis er in der nicht mehr zu entfernten neuern Zeit sich wie der Rhein im Sande verlaufen wird, während der Katholicismus, wenn auch als Ruine, gewiß eine viel längere Periode zu überdauern sich Rechnung machen darf."

---

[1]) 2. Aufl. 1869. 13. Band. S. 33.

[2]) Erkenntniß braucht dieser Herr keine; eine höhere Erkenntniß, die mit einer erhöhten Anforderung des Sittengesetzes verbunden wäre, schon gar nicht, sondern nur einen Fortschritt in der Freiheit; wir kennen aber gar keine Freiheit, die sich Pückler, wenn es sein Gelüsten forderte, selber verwehrt hätte; er war nach seinem eigenen Geständniß am allerweitesten fortgeschritten.

38. Wie die katholische Kirche vielleicht sogar den Park von Muskau überdauert. Wie Pückler in ein paar Zeilen mit der Dreieinigkeit fertig wird. Bedauert, daß selbst ausgezeichnete Menschen derlei „Bilder“ glauben können. Ein theologischer Schuster.

Er hätte sich trösten können, der Ruinenprophet: der Park zu Muskau mit allen seinen kostspieligen Pavillons und Pflanzungen, die den Großgärtner als eine „große Schöpfung“ hätten auf die Nachwelt bringen sollen, dieser Park wird sicher eher zur Ruine werden, als die katholische Kirche. Der gesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen!“, hat Pückler-Muskau auch in das Vergehen mit hineinbezogen. Pückler hat hier wieder vergessen, daß schon Leute mit einem weiter verbreiteten welthistorischen Namen sich die Zähne ihres prophetischen Mundes an dieser sogenannten Ruine gründlich ausgebissen haben!

Pückler orakelt von seiner Höhe herunter auf's Neue über Gott, Religion und Kirche an Heine (V 73):

„So entfernt ich Ihnen auch stehe, habe ich aus eigenem Denken doch viele Ansichten mit Ihnen gemein, und so ist, was Sie in jenem Anhang über Gott, philosophische Systeme und Religionen sagen, mir ganz aus der Seele geschrieben. Auch ich finde im Pantheismus nur einen verschämten Atheismus, wie sie es so witzig ausdrücken, denn ein Gott ohne Persönlichkeit ist gewiß keiner, und verschwimmt als Schattenbild ins Leere.[1]) Der Verstand begreift ihn nicht, und das Herz kann ihn nicht lieben. Wenn wir Gott brauchen. — und wer kann ihn entbehren? — müssen wir ihn immer auf eine oder die andere Weise vermenschlichen, was auch bei allen Religionen der Fall ist, indem Gott, stets als allmächtiger Zauberer mit dem Superlativ aller vollkommensten menschlichen Eigenschaften, ja auch oft Leidenschaften, ausgestattet unserer Anbetung hingestellt wird, früher in verschiedenen Individualitäten als Götter vertheilt, die von Moses in Einem zusammengeschmolzen, und von Christus, oder vielmehr von den Christen nach ihm, in eine wunderbare Dreieinheit abermals verwandelt wurden.“

---

[1]) Es ist geradewegs drollig, wenn diese zwei großen Theologen sich gegenseitig die abgedroschensten, schon vor Jahrhunderten zu tausendmal in allen Formen dagewesenen Beobachtungen und Sentenzen als Original-Erfindungen vorgaukeln, noch drolliger aber, wenn sich Leser, die in derlei metaphysischen Gebieten erfahrungslos sind, so düpiren lassen, daß sie diesen Denkern noch einige blöde Bewunderung ihrer Geistreichigkeit entgegen bringen.

Im Hause meines Vaters lebte ein alter Schustermeister, der auch zuweilen Gärtnerei betrieb. Mit diesem sprach ich öfter im Garten, als ich in den untersten Gymnasialklassen war; der Schuster war viel in Deutschland herum gekommen, und hielt sich für unendlich gelehrt und aufgeklärt; ich erinnere mich sehr genau, daß der öfter über Religion, Heidenthum, Moses und die Dreieinigkeit einen ganz ähnlichen Blödsinn vorbrachte, wie diesen Fürst Pückler hier im Briefe an Heine niedergeschrieben — der eine war ein Schuster und sprach nur; Pückler war ein Fürst und schrieb einem andern Theologen gleichen Kalibers. Nicht ganz ohne Werth ist die Bemerkung, die Pückler selbst seinem theologischen Gutachten anhängt:

„Wir sehen indeß, daß selbst ausgezeichnet begabte Menschen an dergleichen Bilder mit vollster Aufrichtigkeit geglaubt haben, und noch glauben.[1]) Ich habe mit dem heißesten Durst nach Wahrheit nur als Kind mich solchem Glauben hingeben können, der später sich endlich auf die Zahl 3 der Glaubensartikel hat beschränken müssen. Ich glaube nämlich, 1. daß ich selbst existire; 2. daß es eine erste intelligente Ursache aller Dinge geben muß, also Gott, über dessen Natur und Wesen als für uns wohl denkbar, aber nicht begreiflich, ich aller weiteren Untersuchung entsage; 3. endlich, daß es für uns ein Recht und Unrecht gibt, über welches jedoch nur das eigene Bewußtsein richten, und keine allgemein erschöpfende Norm aufzustellen ist. Z. B. Sands That: nach meiner Ansicht Narrheit, nach der der Obrigkeit Verbrechen, nach seiner eigenen gewiß Opfertod und Märtyrthum für die Tugend!"

39. Die eigentliche Wunde, die dem Pückler bei theologischen Abhandlungen am meisten weh thut, ist die, welche ihm die Forderung des Sittengesetzes beigebracht. Die Macht des Gewissens.

An dieser dritten Nummer haben wir den ganzen großen Grundstein der Theologie und Ethik des Fürsten Pückler-Muskau: nur keine allgemein erschöpfende Norm für Recht und Unrecht. Nur sein eigenes Bewußtsein soll ihn richten!

---

[1]) Andererseits sehen wir aber auch, wie die Bewohner der Strafhäuser fast sämmtlich der Theologie und Moral Pückler-Heine's beipflichten. Hätten diese Bewohner so viel Einkommen wie Heine und Pückler, so wären sie sicher auch so klug gewesen, mit der Staatsmoral und ihren Paragraphen nicht in Conflikt zu kommen.

Da hat es dem sehr kleinen Philosophen eine sehr große Wahrheit und ein sehr werthvolles Geständniß herausgewürgt. Das christliche gottgeoffenbarte Sittengesetz ist ihm als die „allgemein erschöpfende Norm" für seine Handlungsweise in die Seele hinein zuwider! Sein eigenes Bewußtsein soll in ihn über Recht und Unrecht richten. Was für ein gnädiger Richter! Was beschönigt, was begnadigt der Alles!! Es wäre von uns schmählich, wenn wir Lebensthaten Pückler's entweder vom Hörensagen, oder aus Papieren, die nicht veröffentlicht sind, publiciren wollten, wenn wir uns aber an Publicationen halten, die er selber gemacht, oder die mit seinem Willen dem Lesepublikum vorgelegt worden sind, so gewinnt das ein ganz anderes Gesicht; hier kommt das Schriftwort in Anwendung: Aus Ihren Worten richte ich Eure Durchlaucht, Sie schalkhafter Fürst – in der Schrift heißt es bekanntlich: Aus Deinen Worten richte ich Dich, Du schalkhafter Knecht – aber mit dieser Grobheit kann man einem so hohen Herrn nicht an den Leib rücken! Das christliche Sittengesetz als Handlungsnorm ist der Störenfried, den er aus sich herauswerfen möchte, das ist die Ursache seines bei jeder Gelegenheit losbrechenden Pfaffenhasses, das der Grundstein seiner allgemeinen Pardontheologie, die er sich selber immer und immer wie ein Kartenhaus aufbaut, und die doch wieder von der Macht seines Gewissens wie von einem Sturmstoß niedergeworfen wird! In dieser Nummer 3 hat Pückler das geheimste Schubfach seiner Theologie und Ethik geöffnet, in dieser Nummer hat er sich, ethisch genommen, selber verurtheilt und, im weltlichen Sinne genommen, außerordentlich lächerlich gemacht — das ist der Schuh, der ihn drückt, das ist der Würgengel, der ihm in schlafloser Nacht die Kehle zuschnürt; das ist der geheime Schmerz, den er sich selber auszureden sucht; das ist die traurige Komödie, die er und sein Gewissen mit sich selber spielen; das ist der Theatervorhang, mit dem er am Schlußakte seines Lebens seine Thaten verdecken will; das ist der Mephisto als Souffleur, der ihm die Weisung gibt, im Cothurn von der Lebensbühne mit dem Hochmuth eines Tragöden sich zu entfernen, was aber total mißlingt; denn eben dieser Satz ist so schlotterig und durchaus kein Cothurn, sondern ein zerrissenes Soccus-Paar,

mit dem er geräuschlos von der Bühne hinwegschleicht!! Dieses Urtheil geht nicht den todten Fürsten an, sondern seine Schriften, in denen er fortlebt, und es geht alle jene an, die mit ihm die gleiche Ansicht von der nur persönlichen subjectiven Verantwortung des Menschen über seine Lebensthaten bekennen wollen; um sich vor der Macht des Gewissens, vor der Macht des göttlichen Gesetzes zu schützen, und sich durch Vorwürfe nicht beunruhigen, in ihrer weiteren Lebensspanne sich nicht stören zu lassen. Das ist die „echte Comödien-Theologie", die sich ihren Gott, ihre Religion, ihr Sittengesetz selber fabricirt für den Hausgebrauch, und die der Apostel und Evangelist Johannes mit einer mächtigen Keule zu Boden schlägt, indem er die Welt, und auch die aus der Welt und für die Welt geschaffene Theologie als auf dem Boden der Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens hervorgegangen bezeichnet.

40. Wie sich Pückler einen theologischen Stiefel nach dem andern anfertigt, um in denselben bequem seine bisherigen Wege fortwandeln zu können. Worin der eigentliche Verdruß Pückler's und Heine's zu suchen.

Pückler fährt fort in Anfertigung seines außerordentlich bequemen theologischen Stiefels:

„Alle die Ansichten sind berechtigt, nach ihren respektiven Individualitäten, und haben hiernach ihre relative Wahrheit. Ich verwerfe nichts, was auf einer solchen Wahrheit beruht, also den Glauben an irgend eine positive Religion, erscheine sie mir individuell auch noch so absurd. Für mein Theil nehme ich mir das Beste für mich aus allem heraus, als Lehre für Geist und Herz, ohne meine Vernunft gefangen zu nehmen, was ich nicht kann, wenn ich es selbst wünschte. Dann aber bilde ich mir gerne, um meine Gedanken gewissermaßen zu verkörpern, ihnen eine lebendige Form zu geben, nicht Glaubensartikel mehr, aber mir zusagende Vermuthungen."

U. s. w. u. s. w. eine ganze Seite Theologie ähnlichen Kalibers. Der rothe Faden, der durch diese Theologie geht, lautet: „Vermuthungen, aber mir zusagende Vermuthungen", auch die Vermuthungen dürfen ihn nicht im mindesten geniren.

Nur noch einige Pücklereien im Gebiete der Theologie (V. 75):

„So mag nach meiner Ansicht auch jeder andere Planet seinen eigenen Herrschergeist besitzen, die zusammen wieder ein höherer aus der Sonne regiert, und diese Gedanken vielleicht ins Unendliche fortgehen, wie ja nach allen Richtungen wir überall in der Natur dem Unendlichen nicht ohne einigen Schauder begegnen" u. s. w. u. s. w.

Wir meinen, es werde dem Leser accurat so ergehen, wie uns: auch die Leser werden in den Schriften Pückler's dem unendlichen Unsinn mit einigem Schauder begegnen! Nachdem er noch anderthalb Seiten den Inhalt seiner theologischen Wichsflasche mit großem Behagen durcheinander gerüttelt, um ja die möglichste Undurchsichtigkeit zu ermöglichen, wendet er sich zu Heine, dem ihm ganz ebenbürtigen Theologen, mit den Worten (V. 76):

„Aber beim Himmel, ich werde gewahr, daß ich an Sie, verehrter Dichter, wie an einen Beichtvater schreibe,[1]) und in der That, ich hätte mehr Glauben an Sie, der vielleicht nur aus Verdruß, die Wahrheit nirgends finden zu können, zum Spötter über Alles geworden, was an irgend einen katholischen, protestantischen oder jüdischen Pfaffen erinnert, der von der Wahrheit sagen kann, wie jener Wüstling von der Liebe: Je ne fait pas l'amour, je l'achète tout fait."

Warum Pückler seinem Beichtvater gegenüber noch die höfliche Reserve beobachtet und sagt: wie jener Wüstling, das ist etwas unklar; warum denn wie jener, nachdem doch das „wie ich und du" in der Grammatik viel näher liegt und gerade in diesem Falle zunächst betont werden sollte! Bei Pückler und Heine war es nicht der Verdruß, die Wahrheit nicht finden zu können, sondern der Verdruß an der Wahrheit selbst, die von sich sagen konnte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! Die Herren haben die Wahrheit nicht gesucht, sondern sind ihr in ihrer egoistischen Lebensweise geflissentlich aus dem Wege gegangen. Auffallend und charakteristisch ist, daß Pückler seine theologischen Betrachtungen nur mit einem kräftigen Fluch oder Erguß über die „Pfaffen" zum Abschluß bringt, nachdem er doch früher alle Ansichten als berechtigt anerkennen wollte, und nur aus allem das Beste für Geist und Herz herausnehmen zu wollen versichert hat;

---

[1]) Der Heine als Beichtvater und der Pückler als Beichtkind: ein prophetisches Tableau, in welchem die Religion der Zukunft sich bildlich darstellt. Zwei derartig abgebrauchte Gesellen!!

nun, sein Bestes ist: Keine allgemeine erschöpfende Norm für sein Thun und Lassen — sein eigenes Bewußtsein allein der Richter über Recht und Unrecht. O weiser Daniel! wird dem Juden im „Kaufmann von Venedig" mit seinen eigenen Worten zugerufen.

41. Humboldt nach Laube mit dem kompleten Glauben an eine persönliche Fortdauer gestorben. Warum Pückler dem Heine den Hof gemacht und wozu er ihn gebraucht hat. Was Laube dem Pückler tröstend vom „Geplärre der Ueberlieferung" sagt. Pückler und die Schauspielerin Vieregg.

Ueber Humboldt's Tod schreibt Laube an Pückler (VI. 9) Berlin, 8. April 1835:

„Humboldt ist mit dem kompleten Glauben an eine persönliche Fortdauer gestorben, und so beschränkt und schwach diese Ansicht sein mag,[1]) sie ist sehr tröstlich; er hat sich auf Schiller gefreut, ich freue mich auf Goethe; es gibt für uns keine Poesie als in der Persönlichkeit, die Poesie ist aber die Gottheit in uns, sollen wir dieser die Macht und Stimme in uns absprechen, und unsere innersten unmittelbarsten Wünsche und Hoffnungen Lügen schelten. Erlauben Sie mir also die Versicherungen für diese und sonst noch eine Welt, daß ich mit vorzüglicher Hochachtung und Ergebenheit bin Euer D. H. L."

Es ist wenigstens achtenswerth von Laube, daß er sich selber einem Glauben am Ende zuwendet, welchen er, um der Zeit ein Opfer zu bringen, einige Zeit früher beschränkt und schwach geheißen hat.

Der Fürst hat mit dem Rauchfaß den göttlichen Heine nicht umsonst, wenn zwar nicht herzlich, aber doch mit Verständniß bearbeitet.

Pückler wollte sich für seine Werke, auch besonders für seine „Schöpfung" des Muskauer Parkes, nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen civilisirten Welt gelobt wissen. Laube schreibt dem Fürsten, Jagdhaus, 28. Februar 1840 (V. 38):

„Die Uebersetzung des Gartenwerks habe ich vor meiner Abreise noch definitiv abgemacht, mit dem Franzosen und mit Hallberger. Die Sache kostet Durchlaucht 25 Thaler, wäre aber ohne

---

[1]) Abgesehen von christlichen Theologen, wollen wir hier nur Cartesius, Leibnitz, Dante, Calderon, Shakespeare, Newton &c. in den Cyklus dieser beschränkten und schwachen Köpfe eingereiht wissen. O du großmächtiger Laube!

dies kleine Opfer in Ewigkeit liegen geblieben, da Hallberger vielleicht nicht 100, allein aber nicht 10 gegeben hätte, ganz in guter Krämerrechnung. Ich denke, in diesem Augenblicke ist die Arbeit schon fertig in Heine's Händen, der sie kontrollirt und an Hallberger zum Druck abgibt. Trödelt dieser nicht wieder — und ich werd' ihn kitzeln — so kann das Buch im Frühsommer für die französische Welt erscheinen. Durch Heine &c. &c. werd' ich die dort nöthigen Journaltrompeten schon besorgen."

Ueber den Tod der gekauften 17jährigen Sklavin schreibt Pückler an Laube, 18. November 1840:

„Der Verlust des liebsten Geschöpfes und des liebendsten, das ich auf Erden hatte, kann nur schwer verwunden werden und hat mir die Theilnahme an allem geraubt."

Laube schreibt Pückler, Leipzig, 25. November 1840:

„Betroffen hat es mich, auch hier Ihren Schmerz an dem Verlust jenes seltenen Mädchens in so unmittelbarem Herzenslaute erwähnen zu hören. Ich habe keine Ahnung gehabt von solcher Größe Ihres Verlustes, bis Durchlaucht mir im vorigen Briefe eine so ergreifende Schilderung davon gab, ja solch ein Wesen ist allerdings laut fließender Thränen werth! Es ist in unsern verschnürten Menschenkreisen nicht aufzufinden, und bei einfachen Völkern doch auch unter Millionen nicht wiederzufinden, weil es eben doch eine geniale Natur ist. Ich versuche da keinen Trost für Sie, denn es gibt keinen: Glück und geniales Herz lassen sich nur finden und verlieren, nicht suchen und ersetzen."

Nachdem Laube noch eine Weile den Fürsten um den Verlust seiner Machbuba bedauert, spendet er dem Fürsten ein Lob über seine praktische Theologie, über sein Gottsuchen im Menschengeheimnisse, wobei Laube doch den Theologen Pückler gar zu schmeichelhaft hoch über die ganze Ueberlieferung, über die Bibel alten und neuen Testaments hinausstellt, ein Umstand, den Laube sicher in seinen letzten Lebensjahren selber zugegeben hätte! Er tröstet:

„Mögen Durchlaucht nur ohne körperlichen Nachtheil den Schmerz um solchen Verlust bestehen, es gibt allerdings keinen gerechteren, weil keinen größern für den, der Gott sucht im Menschengeheimnisse, und nicht bloß im Geplärre der Ueberlieferung." —

Solche Schmeicheleien, über die wir übrigens gar nicht urtheilen wollen, ob und wie weit sie wirklich gefühlt waren, mußten den Fürsten Pückler, der ohnedies mit seinen theologischen Anschauungen schon zum Ueberschnappen war, erst noch

total verwirrt machen. Gott suchen im Menschengeheimnisse!!! Das soll wohl eher heißen: Gott versuchen.

VI. von 176—188 ein Briefwechsel mit einer 1853 in Berlin sehr bekannten Schauspielerin Edwina Vieregg — die Ludmilla rühmt ihre stattliche Gestalt und ihre strahlende Schönheit. Die Bekanntschaft war, wie bei Pückler vorauszusetzen. Die Correspondenz ist außerordentlich ungenirt von beiden Seiten. Die Veröffentlichung derselben ein duftiger Veilchenkranz für die jungfräuliche Ludmilla Assing!

42. Wie Pückler die Prediger mit souveräner Verachtung behandelt.

Pückler schreibt an Fürst Ludwig von Schönaich-Carolath 18. Jan. 1841 (VI. 192):

„Lieber Louis. Ich höre, daß Du eine Pfaffenstelle bei Dir zu übergeben hast. Du würdest mich ungemein verbinden, wenn Du zu ihrer Besetzung einen Kandidaten von mir annehmen wolltest. Ich stelle Dir darfür gerne, wenn ich eine Vacanz habe, einen von Dir empfohlenen Jüngling an."

Sonderbar, zum Ermahnen der Bauern, daß selbige gehorsam seien und die Steuern schön zahlen sollten, haben diese Herren doch noch immer „Pfaffen" als unentbehrliche Möbel gehalten.

Am 15. Februar 1841 Pückler an denselben:

„Lieber Louis, wenn Du einen vortrefflichen Gesellschafter, Whist- und Hombrespieler, liebenswürdigen und braven Mann als Geistlichen bei dir in Amtitz wünschest, so ließe sich die ganze Pfaffengeschichte noch zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit arrangiren. Höre auf meine Rede, vernimm mein Wort."

„Der Pastor P. in K., eben jener gute Kartenspieler und Kanzelredner, hat auch eine sehr hübsche Frau, die, wahrscheinlich während er mit Piquedame verkehrte, als Revanche sich mit dem Coeurbuben in Gestalt des Wirthschaftsinspektors vergnügt zu haben scheint, weßhalb besagter Ehemann sehnlich nach einer Versetzung schmachtet, um das Fleisch von seinem Fleische dem leckern Liebhaber durch das einzig sichere Mittel der Entfernung aus den Händen zu reißen."

In diesem Tone, aber immer noch einige Noten tiefer, wird diese Angelegenheit von Pückler besprochen. Der arme Pfarrer wird immer als cocu Hahnrey behandelt, und am Schlusse heißt es:

„Erbarme dich also meines cocu, et si cela vous arrange, faites aussi la cour à sa femme! Sur ce je prie le diable de vous in-

spirer pour le bien de l'eglise. Votre vertueux oncle et ami H. Pückler!"

Den letzten Rath des tugendhaften Onkels anbelangend, erwidert Carolath:

„Daß mir die belobte Madame B. hier gar nichts gilt, will ich kaum sagen, Du würdest es mir kaum glauben, es ist aber so. So ein Winter auf dem Lande, notabene wenn man eine schöne Frau hat, macht entsetzlich moralisch."

Pückler an denselben 24. Februar 1841:

„Mit unermeßlicher Dankbarkeit und tief gerührten Eingeweiden sage ich Dir, tugendhafter Neffe, meinen überschwenglichen Dank für die Gnade, die Du meinem Cocu hast angedeihen lassen wollen. Die Anstellung besagten Cocus als Hombrespieler bei dir hat den Verlauf einer Schneelawine, denn 7—8 Personen gelangen dadurch theils in Amt, theils in Ruhe. Hast du jetzt einen Hofnarren zu versorgen, und verlangst, daß ich ihn zum Hofprediger mache, was dabei von mir abhängt, hast Du künftig nur zu befehlen. Jeder geistliche Pfründner in meinem Bereich steht fortan zu deiner Disposition."

43. Die Trennung Pückler's von seiner Frau. Der Skandal in ausführlicher Correspondenz beider.

Der bekannte Skandal, wie sich Pückler von seiner Frau trennt, die er zu dieser Scheidung überredet hat mündlich und brieflich, spielt sich durch eine Menge von Briefen im 6. Bande fort. Er geht nach England, um sich eine reiche Lordstochter zu suchen, mit deren Geld er seinen schadhaften Finanzen wieder auf die Strümpfe helfen könnte. Aber die Töchter Albions hatten hinlänglichen Wind von Pückler's allgemeiner Werthschätzung der Frauen bekommen — man empfing ihn als Fürsten, aber schlug ihm als Bräutigam überall das Hinterpförtchen zu: er mußte trotz Scheidung von seiner Frau, mit einem ganzen Korbgeschäft bereichert, wieder auf den Continent zurückkehren. Wen diese überaus aufrichtig detaillirte Beschreibung (vom Brautfahrer selber auch noch dazu) nicht anwidert, der kann dieselbige weitläufig im 6. Bande nachlesen. Die gute Freundin Ludmilla hat das alles publikationsfähig gefunden und ihren Biographirten und sich zugleich dabei in ihrer Meinung vielleicht mit Lorbeeren, in der Meinung aller ehrenhaften Leser aber mit faulen Kohlblättern zugedeckt!

Beispielsweise nur einige Briefe aus London an seine Frau

Lucie, die er gewöhnlich Schmucke nennt (VI. 364). 5. März 1827:

„Ach, meine Schmucke, hättest Du nur 150 000 Thaler, ich heirathete Dich gleich wieder. Das wäre genug für unsern Unterhalt, und mehr verlangte ich nicht. — Sicherheit ist das einzige, was der Mensch nicht entbehren kann."

London, 31. Mai 1827:

„Die Wahrheit ist aber, daß mir das ganze Heirathen unausstehlich ist, und Jede, sobald ich sie mit einem ernsten Plan zu diesem Endzweck ersehe, mir gleich fast furchtbar vorkommt. Darum möchte ich so gern, wenigstens bis auf den letzten Augenblick freie Wahl behalten. Ich habe 4 Röhren: 1. Die G. des Doktors Tochter, hübsch und accomplie mit wenigstens 50 000 Pfund Sterling, 2. eine andere, Kaufmannstochter, sehr hübsch, gut und dumm mit 40,000, 3. eine vornehme, häßliche mit 100 000, 4. eine sanfte, kluge, hübsche und vornehme mit 25 000. Nr. 1 ist die schlechteste wegen Vater und Mutter, die an ihr hängen. Die andern würden mich allein begleiten. Mischt sich übrigens kein mächtiger Feind ein, so glaube ich, wenn ich Ernst mache, von Keiner einen Korb zu befürchten zu haben."

20. Juni 1827:

„Meine Schönen sah ich heute Alle, und fand sie alle widerwärtiger als je! Das ist eine abscheuliche Medizin, die ich früher oder später verschlucken muß. Als Bild geht alles das leicht herunter, aber in der Realität erweckt es schrecklichen Ekel."

29. Juni:

„So lang es irgend angeht, keine Uebereilung! Ist es Matthäi am letzten, nun, dann muß es sein, und ich werde mich immer über das trösten, was Gottes Wille ist. Spielunglück! 800 Pfund in einer Woche verloren."

22. Juli:

„In diesen letzten Wochen ist viel über mich verhängt worden. Zuerst habe ich mich infolge einer Reihe von erbärmlichen Gesellschaftsbegebenheiten, Klatschereien u. s. w. die sich fast nur mündlich mittheilen lassen, mit der hauptfashionablen Gesellschaft hier total brouillirt. Zweitens habe ich meinen ganzen Gewinnst im Spiel verloren, 3. bin ich krank geworden und 4. habe ich eine Art Korb bekommen."

44. Mit Bewilligung seiner Gattin auf der ferneren Brautsuche in England. Die englischen Damen gehen nicht in die Falle.

Nach der Erzählung, wie der Fürst auf verschiedenen Landgütern herumgesucht, aber kein rechtes Glück gehabt, berichtet er aus London, 8. Sept. 1827:

„Ich aß im Club wie gewöhnlich, und war lange bei Lady G., die mir ein kleines, unschuldiges Rendezvous auf dem Square,

wo sie wohnt, gegeben hatte, da sie in ihrem Hause während der Abwesenheit ihres Mannes keine Besuche annehmen darf. Sie scheint mir wohl nicht abgeneigt, unser Verhältniß ist aber sonderbar, da ich mit ihr stets zugleich meine Liebe zu ihr, und die Heirath mit ihrer Schwester abhandle. Mit 30 000 Livres Sterling wäre alles richtig gewesen, ich habe mich aber nun entschlossen, es gehe wie es wolle, es nicht unter 50 000 zu thun, die geringste Summe, welche zu einer Radikalkur der Muskauer Affairen nöthig ist. Dabei heirathe ich sehr ungern im Allgemeinen, es sei am Ende wer es wolle, selbst Lady G. glaube ich, also was soll ich mich kreuzigen, ohne wenigstens die Geldnoth dadurch gründlich los zu werden." „Dem sei nun wie ihm wolle, mein Preis ist gesetzt, ich mache es nicht billiger. Lady G. versichert mich, die Kleine sei in mich verliebt, aber ich kann's nicht recht glauben."

27. October 1827:

„Die Sache mit der Juwelierstochter, deren Reichthum ungeheuer, und deren Person hübsch und liebenswürdig ist, ging aufs beste. Der Vater, dessen einzige Tochter sie ist, schien enchantirt von mir, und plötzlich hat sich seine Wärme in Eis verwandelt, und unsere nähere Bekanntschaft, die seine Tochter betreffend erst angehen sollte, ist so gut wie abgebrochen. Es ist dies um so auffallender, da er früherhin offenbar Schritte gethan hatte und Aeußerungen gemacht, die gar nicht anders auszulegen waren, als wie ein Wunsch, seine Tochter und mich zusammenzubringen. Die Angelegenheit war indeß noch nicht so weit gediehen, und die Gelegenheiten, ihn zu sehen, vermöge der obwaltenden Umstände zu selten, um eine Explication zu versuchen. Ich fange an zu fürchten, daß die allgemein verbreitete Idee, ich wolle nur des Geldes wegen heirathen und sei eine Art Glücksjäger, meinen Feinden, die vielleicht hier wirksamer sind als wir ahnten, eine zu mächtige Waffe in die Hände gibt, um dagegen aufkommen zu können. Es ist fatal, ich hatte mich so gefreut, Dir vielleicht an meinem Geburtstage unerwartet eine große Freude machen zu können; der 30. October will mir aber kein Glück bringen. Wir müssen ihn wieder in der Sorge verleben, obgleich er uns nicht muthlos findet. Die Hoffnung wird zwar allmählich schwächer, dafür empfindet man aber auch die getäuschte weniger." —

Diese Briefe (an seine Gattin Lucie) über die verunglückte Heiraths-Geldspeculation — und die wegen dieser Geldnoth verabredete Scheidung füllen 240 Seiten (von S. 213—453) des 6. Bandes.

45. Wie Pückler durch die eklatante, offen dargelegte Geld-Ehe-Spekulation blamirt dasteht.

Es ist diese Briefsammlung ein Attestat für die Fäulniß in manchen hocharistokratischen Kreisen; es läßt sich nichts

Jämmerlicheres denken! Daß die Ludmilla Assing den ganzen detaillirten Skandal an die große Glocke gehängt hat, zeugt für ihren eigenen, überaus edlen und liebenswürdigen Charakter! „Die ganze deutsche Aristokratie wird das lesen, ich kann dem Verleger deshalb ordentlich in den Sack steigen“, mochte sich die spekulative Ludmilla gedacht haben.

Eine Menge von präsumtiven, von ihm zu angelnden Bräuten führt er seiner Gattin vor, genau werden bei jeder die tausende der Sterlingpfunde bezeichnet, die sie als Capital oder als Interessen mitbekommt, wenn's aber zum Abschluß kommen soll, und die Angehörigen der Braut erkundigen sich um den moralischen Charakter Pückler's, da erfahren sie die Wahrheit und mit der Freundschaft und weiteren Bewerbung ist es aus.

Am 20. Novbr. 1827 schreibt er seiner Lucie (VI. 377):

„Es steht mir hier ein Felsen im Wege, der schwer wegzuschieben sein wird. Die Landsdowne sagte mir kurz nach meiner Ankunft hier, als ich ihr unsere Scheidung mit ihrem ostensiblen Grunde u. s. w. erzählte: Mein lieber Fürst, hier finden sie keine Frau, nach unserm Gesetze ist bloß Scheidung möglich auf den Grund der Untreue, eine andere wird hier gar nicht anerkannt, und ein englisches Mädchen würde sich in solcher zweiten Ehe nur wie eine Art Maitresse ansehn.“ „Ich sah dies damals für einen halben Spaß an, weil es mir gar zu abgeschmackt erschien.“

Der reiche Juwelier hätte ihm die Tochter, um der Eitelkeit willen, der Schwiegervater eines Fürsten zu sein, geopfert, aber die Tochter wollte absolut nicht. Pückler erzählt seiner Frau (VI. 377) 20. November 1827:

„Der Papa nahm selbst mit Thränen in den Augen von mir Abschied, und ich von seinen 200000 Livres Sterling car la demoiselle, elle prouve par sa bêtise une telle Stockengländerin et bégueule, que je ne sens pas le plus petit regret.“

46. Pückler verläßt England, statt mit einer reichen Braut mit neuen Schulden belastet.

Am 7. Juni 1829 kommt Pückler in Paris an, seit März 1827 ist er auf der Brautsuche gewesen, er hatte noch viel Geld nach England mitgebracht und hat ohne Geld, aber mit vielen schweren Körben belastet, seine Rückreise angetreten.

Wenn in den Memoiren, welche die Ludmilla herausgegeben, sehr viele den Charakter Pückler's höchlich compromittirende Momente vorkommen, nun, die Publikation dieser Correspondenz

hat den Charakter des Fürsten auf so lange zu Grunde gerichtet, so lange noch sein Name genannt, und bis auch dieser mit vielen anderen ähnlichen Celebritäten in dem Strom der Vergessenheit untergegangen sein wird.

47. Die Geschichte mit der gekauften Sklavin Machbuba. Sie stirbt in Muskau. Umstände bei ihrem Tode. Der Superintendent muß ihr Sonntags von der Kanzel eine Lobrede halten.

Die Ludmilla hat auch dem eigenthümlichen Verhältniß Pückler's zur in Afrika käuflich erworbenen Machbuba mitsammt Briefen und Aktenstücken 42 Seiten gewidmet. Die Briefe beginnen aus Preßburg, 7. Februar 1840.

Er nahm diese Machbuba mit nach Muskau, sie erkrankte an der Lungensucht. Pückler weilte in Berlin und der Arzt Dr. Freund mußte ihm regelmäßig lange Briefe über ihr Befinden senden.

Nach ihrem Tode schreibt der Generaldirektor Bethe (Oberbeamteter des Fürsten) an Pückler, 30. October 1840 (VII. 25):

„Durchlauchtigster Fürst und Herr! Nachdem der erste Schmerz über die Dahingeschiedene überstanden, wird es auch für Sie, theuerster Fürst, zwar noch ein sehr wehmüthiges Gefühl, aber doch eine große Beruhigung sein, etwas näheres über den Krankheitszustand, dann aber auch über die Bestattung zur Ruhe und die sich dabei kundgebende Theilnahme von Muskau's Bewohnern an der armen Machbuba zu erfahren, und ich erfülle hiermit diese traurige Pflicht. Die Sektion ist von Dr. Freund und Fettke in Beisein von Dr. Schnieber ausgeführt, nachdem ersterer noch durch den Maler aus Sorau sie hat abzeichnen, und von Kopf, Hand und Fuß einen Gypsabdruck hat nehmen lassen."

Weiters wird der Sektionsbefund beschrieben:

„Nach vollendeter Sektion ist sie von Ihren Jungfern orientalisch angekleidet und in den anständigen, mit Kreuz und Blumen geschmückten Sarg gelegt, und um 6 Uhr ist sie mit Fackeln und Bergwerkslampen durch die Alaunbergwerksknappschaft, angeführt durch den Direktor und Steiger zur Ruhestätte getragen worden. Der Sarg war mit dem Christusbild versehen, und der Superintendent und Pranich im Talar begleiteten denselben.[1]) Zunächst dem Sarge gingen die beiden Jungfern, der kleine Mohr und

[1]) Die Arme hatte erst am Tage vor ihrem Tode die Taufe erhalten. Pückler wollte sie, so lange er noch in Muskau war, nicht taufen lassen.

die Aerzte, und diesen schloß ich mich mit den Beamten an, wozu sich noch die meisten Honoratioren der Stadt gesellten, so wie auch mehrere Hunderte von Muskau's Bewohnern und der Umgegend. Der Zug hatte so viel Feierliches, und ging durch die Stadt zum Friedhofe. Auf dem Wege dahin ward das Lied: Jesus meine Zuversicht geblasen (?) und die Pausen durch Trauertrommel ausgefüllt. Am Grabe sang die Begleitung und die Theilnehmer das Lied: „Wie sie so sanft ruhen, alle die Seligen," und ein stilles Gebet beschloß die Feier. Geläutet ward Abends nicht, da dies schon Mittags eine Stunde lang geschehen. Rührend aber war die allgemeine Theilnahme. Wenn nun aber auch bei mir und mehreren anderen eine wehmüthige Rückerinnerung an die Verklärte bleiben wird, so muß es doch ein großer Trost für Eure Durchlaucht sein, daß dieselbe jetzt von ihren gewiß sehr großen Schmerzen doch endlich befreit ist! Mehrere rührende Scenen von derselben auch in Bezug auf Höchst Sie wird Dr. Freund und später auch die Karoline mittheilen." —

48. Wie Dr. Freund allersubmissekte Briefe über das Befinden des armen Sklavenkindes an Pückler schreibt und die Machbuba um ihr festes Vertrauen auf Gott und Unsterblichkeit beneidet.

Dr. Freund, der immer die allersubmissest-rührendsten Briefe über das Befinden der Kranken an Pückler schrieb, denuncirt förmlich am Ende eines sehr langen Briefes (Muskau, 2. Nov. 1840) den Oberdirektor Bethe und den Superintendenten:

„Auf dem Kirchhof fiel es mir auf, daß der Superintendent, der im vollen Ornat anwesend gewesen, nicht einige Worte an dem Grabe der Verstorbenen sprach. Ich konnte mich später im Gespräche mit diesem würdigen Herrn nicht enthalten, ihm mein Befremden darüber zu äußern. Er entschuldigte sich sehr angelegentlich, indem er mir sagte, daß er von Machbuba, die so allgemeine Theilnahme und gewiß auch die seinige erregt hat, nichts weiter als ihren Namen wisse, was doch wohl nicht genügt, um am Grabe der Verstorbenen etwas zu erwähnen. Ich glaubte, Herr Bethe habe die kirchlichen Sachen alle besorgt, und hatte daher auch in dieser Beziehung mich auf ihn verlassen. Ich bin nun so frei, an Eure Durchlaucht mich mit der Frage zu wenden, ob Höchstdieselben es überhaupt wünschen, daß ich vielleicht dem Herrn Superintendenten einige Momente und gemüthliche Charakterzüge dieses Pflegekindes Eurer Durchlaucht an die Hand geben darf, die er dann in der nächsten Sonntagspredigt den 8. November benutzen kann. (!) Er sagte mir, daß es ohnehin bei Vornehmeren die Sitte ist, erst einige Tage später in der Kirche sich ihrer zu erinnern, welcher Pflicht er sich mit der größten Bereitwilligkeit unterziehen wolle. Unter

den anzugebenden Punkten möge der Herr Superintendent besonders hervorheben: ihre einfache unverdorbene Natur, ihr so festes Vertrauen auf Gott und Unsterblichkeit. Wie glücklich wenn ich es ebenso hätte, dabei würde ich mit Eurer Durchlaucht hoher Erlaubniß die Worte benutzen, die sie einmal so deutlich in der Pension ausgesprochen, als sie daselbst auf einmal sehr erkrankte: „Sono molto malata“ sagte sie „e non guirarò mai, desidero solamente, che tu mio Principe sia presente alla mia morte. Non sono che un verme e si il Dio non morisse, vivere e morire a me è eguale.“ Ferner möchte er ihre kindliche, unbegränzte Liebe zu ihrem väterlichen Freunde und besten Wohlthäter erwähnen, dessen sie noch in ihrer Sterbestunde mit so vieler Dankbarkeit sich erinnerte. Der Herr Superintendent kann dann das Gesagte mit andern gewiß in diesem Falle sehr reichen Allgemeinsätzen, z. B. daß der Mensch wohl weiß, wo er geboren, doch nicht wo er sterben werde u. s. w. ausschmücken,[1]) und so das Andenken des Fräuleins auch durch einen kirchlichen Akt zu ehren sich herbeilassen. Ueber diese eine Frage sehe ich den hohen Befehlen Eurer Durchlaucht sehnlichst entgegen."

49. Pückler dankt dem Superintendenten für das schöne und mächtige Wort über ihren „ehrenvollen und schönen Lebenswandel“.

Pückler schrieb an den Superintendenten, 5. Novbr. 1840:

„Bester Herr Superintendent! Ich danke Ihnen herzlich für die würdige und rührende Weise, mit der mein armes Pflegekind unter Ihrer gütigen Leitung beerdigt worden ist. Ich möchte aber auch, daß einem der edelsten, unschuldigsten Wesen, das ich je gekannt, die Gunst nach ihrem Hingang gewährt werde, durch Ihr schönes und mächtiges Wort im ehrenvollen, ihrem schönen Lebenswandel angemessenen Andenken der Gemeinde bis auf lange Zeit hinaus zu verbleiben. Dr. Freund, ein treuer Anhänger der Verstorbenen, wird Sie, lieber Superintendent, mit mehreren nöthigen Details bekannt machen, wozu ich kaum Kraft habe. Herzlich der Ihrige H. Pückler."

Am 20. November 1840 schreibt Pückler an die Fürstin Melanie von Metternich über die Machbuba unter anderm:

„Alles was edel und fromm ist, herrschte in einfacher Größe

---

[1]) Dieser Dr. Freund macht einen Sprung aus der medicinischen in die theologische Facultät, etablirt eine ganze Trauer-Schmuckfedern-Fabrik, gibt dem Superintendenten rührende Predigthemata an und hält es in seiner für den Fürsten und für sich selbst sehr schmeichelhaften Begeisterung für einen reichen, schmückenden Satz, „daß der Mensch wohl weiß, wo er geboren, doch nicht, wo er sterben werde“. Und wie der Superintendent dem Dr. Freund für seinen Predigtentwurf zu Dank verpflichtet gewesen sein wird für seine in Trauerfloren machende sentimentale Trödelbude!

so mild und bezaubernd in diesem echten Naturkinde vor, daß jeder Tag meine reinste Liebe und oft meine höchste Bewunderung für sie vermehren mußte. Nach Ihrem Glauben, theuere Fürstin, wird es Ihnen vielleicht angenehm sein zu hören, daß Machbuba vor ihrem Tode die heilige Taufe empfing, und als sie von meinen Bergleuten mit Fackelzug, fast von der ganzen Einwohnerschaft Muskaus umgeben, zu Grabe getragen wurde, das Kreuz des Erlösers auf ihrem Sarge lag. Auch ward ihr Andenken am nächsten Sonntage durch eine Rede des hiesigen Superintendenten, die viele zu Thränen rührte — denn Jeder war ihr auch hier nach kurzem Aufenthalte mit Liebe zugethan — als Christin geehrt. Gibt es eine persönliche Fortdauer, so bin ich fest überzeugt, daß dieser edle Geist, dies tief fühlende Herz jetzt seine schwarze irdische Hülle schon mit dem Strahlenglanz eines seligen Engels vertauscht hat. Ruhe ihrer Asche und Gott mit ihr, wie mit uns."

50. Wie in den Memoiren des Fürsten ein „ergreifendes Abenteuer" der Machbuba geschrieben steht.

Eine Geschichte aus dem Tagebuche Pückler's gibt eine sonderbare Illustration zu den Nachrufen des Fürsten, daß alles, was edel und fromm ist, in einfacher Größe in diesem Naturkinde geherrscht hat, und zu der von dem Fürsten anbefohlenen Leichenrede von der Kanzel aus, durch den Superintendenten von Muskau. In Band IX. S. 86 schreibt Pückler in Konstantinopel in seine Memoiren:

„Als ich spät Abends nach Pera geschifft war, hatte ich ein ergreifendes Abenteuer. Man machte mir einen Bericht, der ein etwas zu weit getriebenes galantes Intermezzo Machbubas während meiner Abwesenheit fast außer Zweifel setzte. Erzürnt verwies ich sie in ihre Schlafstube und kündigte ihr, wiewohl nur halb im Ernst drohend, an, daß sie sich morgen anschicken müsse, mein Haus zu verlassen. Sie folgte meinem Befehl augenblicklich, aber nach wenigen Minuten riß sie plötzlich die Thüre auf, stürzte mir zu Füßen, sprang wieder auf, umarmte mich zärtlich, und mit erstickter Stimme mir ein Lebewohl zurufend, verschwand sie wieder im Schlafzimmer, dessen Glasthüre sie hinter sich zuriegelte. Ein gleich darauf vernehmbarer Lärm in demselben und ein Klirren des Fensters entsetzte uns wie durch Ahnung so übereinstimmend, daß ich mit Graf Tattenbach und von einem Jäger gefolgt im Nu die Thüre eingestoßen hatte, und wir uns in der dunklen Stube am Fenster befanden, wo wir mit Schaudern Machbuba, die sich auf das Pflaster aus dem zweiten Stock hatte herabstürzen wollen, wie durch ein Wunder an ihrer goldgestickten rothen Weste und einer Falte der weißen Pantalons an einer eisernen Ladenklammer über dem Abgrund hängen fanden. Ein Augenblick später, und sie war

verloren, und es bedurfte unserer vereinigten, äußersten Anstrengung, um sie glücklich wieder hereinzuheben. Als wir sie auf das Sofa niedergelassen, sahen wir, daß sie in tiefer Ohnmacht lag, der nach einigen Minuten ein furchtbarer Stickkrampf folgte, welcher über eine Viertelstunde anhielt, während dem sie mehr als einmal unter unsern Händen zu verscheiden drohte. Es war eine der verhängnißvollsten, erschütterndsten Scenen, die ich erlebt, an die sich eine Nacht der Thränen und herzzerreißenden Jammers anschloß. Wunderbar war es, wie das Genie der Natur diesem wilden Mädchen Worte der Reue und Verzweiflung eingab (denn sie war und gestand sich schuldig), die der schärfste Verstand vergeblich aufgesucht haben würde. „Ach," sagte sie unter anderm schluchzend und wimmernd wie ein Kind, „verstoße mich nicht; mein Herz ist zu Wasser geworden, und mein Verstand ist nur klein. Ja, ja es ist wahr, ich habe wie im Wahnsinn gehandelt, und an nichts als an den Augenblick gedacht – noch begreife ich nicht, wie es so weit gekommen. Aber welche Marter nachher, denn seitdem ist keine Speise in meinen Mund, kein Schlaf in meine Augen und keine Ruhe in meine Seele gekommen. Ja alles ist meine Schuld, ich kann mich mit nichts entschuldigen, und habe mich verflucht wie eine unsinnige, undankbare Thörin. Aber verstoße mich dennoch nicht, mein lieber Herr, ich will dir wieder wie früher als bloße Sklavin dienen, dein Bett machen, und deine Wäsche waschen, und fliehen im Augenblick, wo ein anderer Mensch zu dir kommt, aber ich muß dein liebes, theures Angesicht sehen dürfen, oder auf ewig mein Auge schließen."

„Ja ich beschwöre dich," rief sie, immer ängstlicher und herzzerschneidend jammernd, „wenn du kein Erbarmen haben willst — und ich verdiene keins, — so gib mir ein schmerzloses Gift, daß ich nicht selbst Hand an mich zu legen brauche. Was ist an mir gelegen, nach mir fragt Niemand, und Gott möge meine Jahre den deinen zusetzen, und dir durch Glück und Wohlsein lohnen, was du an mir gethan. Ach, und doch ist es schwer jetzt schon zu sterben! Ich bin noch so jung und habe noch lange nicht genug an der Welt mich gefreut, noch nicht genug gegessen und getrunken, noch nicht genug mich angekleidet, noch nicht genug gesehen, daß ich hübsch bin! Aber es ist aus, es ist aus, ich fürchte es, du vergibst mir nicht, und so muß und will ich sterben."

51. Wie sich Pückler bei seiner Verzeihung, nur theilweise und aus guten Gründen nicht an die ganzen, Worte des Heilandes erinnert.

„Hätte ich nun solchen einfachen, erschütternden Worten auch widerstehen können, wovon ich bekennen muß weit entfernt zu sein, so würde doch der unbeschreibliche, nie so vernommene, alles Mark durchdringende, halb hinsterbende, halb konvulsivisch wieder aufstöhnende Klageton, mit dem sie ausgesprochen wurden, ohnfehl-

bar meine tiefste Rührung, und mit ihr die vollständigste Verzeihung erzwungen haben. Ich dachte mit gefaltenen Händen an unsern Heiland, und sein göttliches Wort: „Wer wirft den ersten Stein auf sie," und sie mit diesem Gefühl an mein Herz drückend, bat ich sie, nun sich selbst zu schonen, sich gänzlich zu beruhigen, und von mir von jetzt an überzeugt zu sein, daß, was auch geschehen, ich keine Erinnerung davon bewahre. „Enfin" dachte ich unter den eigenen Thränen nun lächelnd, „ce n'est rien quand on l'ignore, et peu de chose quand on le sait"; aber da bei meinem wunderlichen Charakter auch bei der heftigsten Erregung das beobachtend reflektirende Element immer thätig ist, so sagte ich mehr als einmal zu mir in dieser Nacht: „Hierher kommt, große Schauspieler unserer Nationaltheater und fühlt, daß Eure schwer eroberte dramatische Kunst vor dem Schmerzensschrei der ungekünstelten Natur nur Stümperarbeit bleibt." Das arme Kind blieb auch dieser ihrer Naturrolle vollkommen treu bis ans Ende, denn kaum war sie über meine Verzeihung beruhigt, als sie nach der zu gewaltsamen Gemüthsbewegung unter immer leiser werdendem Schluchzen in wenig Sekunden entschlief, bald so tief und fest, wie das Kind auf der Mutter Arm. Ce sera donc à recommencer un jour, et je m'en moque."

Pückler hat ganz Recht, zu sagen: „Ich dachte mit gefaltenen Händen an unseren Heiland und sein göttliches Wort: Wer wirft den ersten Stein auf sie?" Es ist nur schade, daß er den weiteren Verlauf sich nicht auch gemerkt und mit gefalteten Händen weiter gebetet hat, und den Spruch nicht auf die Machbuba und auch auf sich angewendet hat: „Gehe hin und sündige nicht mehr!"

Es ist auch sehr merkwürdig, daß Pückler bei derselben Anwesenheit in Konstantinopel an den Dr. David Strauß geschrieben hat, er solle zu ihm nach Muskau kommen und bei ihm leben, da Strauß doch den Heiland und sein göttliches Wort verläugnet, aus dem Gottmenschen und seinem Leben auf Erden ein rein menschliches Ereigniß gemacht, und den persönlichen Gott auch verläugnet hat.

Es ist ferner merkwürdig, wie Pückler diese Machbuba dem Superintendenten als das edelste und unschuldigste Wesen proklamirt und diesen veranlaßt hat, dieses arme Wesen auf der Kanzel noch zu verherrlichen.

Zwischen dem Umstande, auf sie keinen Stein zu werfen, und den Geschichten, die Pückler mit diesem armen Heidenkinde bei ihrem Tode gemacht hat, sind doch einige Meilen gelegen.

Es handelt sich hier nicht um eine Verurtheilung dieser armen Sklavin, die nichts besseres gekannt und von ihrem väterlichen Lehrmeister nichts besseres gelernt hat, auch nicht um eine Verurtheilung Pückler's, die dem Menschen nicht zusteht, aber doch um eine gerechte Beurtheilung dieses Herrn und um ein Hinweisen auf den Umstand, daß er seine Theologie immer seinem Leben wie wie ein bequemes Gewand anzupassen gesucht hat.

Die Ludmilla sagt in ihrem Leben Pückler's II. Band S. 190:

„Am nächsten Sonntag sprach der würdige Superintendent Petzold in seiner Predigt mit Theilnahme von Machbuba, und lobte des Fürsten väterliche Fürsorge für sie."

Pückler schrieb über den Tod der Machbuba (Pückler's Leben von Assing II. 197):

„Dies war eine wahrhaft Fromme, Gott noch so nahe, wie Eva im Paradiese, ehe ihr die Frucht vom Baume der Erkenntniß geboten war, und mit Erstaunen hörte ich sie oft Worte sprechen, die man Christus hätte in den Mund legen können. Und eben so echt, naiv, naturgemäß und unverstellt war sie in ihren Fehlern, was wir Fehler nennen, und diese liebt man eigentlich am heftigsten bei geliebten Wesen, während man die Vollkommenheit mehr bewundert, ein Gefühl, das der Verehrung näher steht, als der Liebe, wenigstens hier auf Erden."

52. Wie sich Pückler bei Gelegenheit der Scheidung von seiner dritten Gemahlin über Katholicismus und Protestantismus äußert.

Im VII. Bd. S. 45—148 mit 37 Briefen über Pückler's Heirathsangelegenheit in England. Hier handelt es sich um Pückler's Scheidung von dessen dritter Gemahlin Charlotte geborne Langenthal. Sehr merkwürdig ist, was Pückler im letzten dieser Briefe an eine Baronin Eugenie von Krafft aus Aachen, 18. Juli 1855, am Schlusse bemerkt:[1])

„Encore un mot au sujet de ce que vous me dites sur le catholicisme et le protestantisme. Je partage entièrement et je vais bien au de là de votre admiration pour le premier, mais à vos observations sur le dernier, je n'ai pu empêcher de rire. Comment? Vous trouvez de l'esprit dans le protestantisme, dans cette misérable doctrine, qui n'est ni chair, ni poisson, ni religion, ni philosophie,

[1]) Wir bringen geflissentlich den französischen Text, denn ins Deutsche übersetzt, müßte das Urtheil Pückler's noch weit derber lauten.

destructive seulement et éphemere de sa nature, et trouvant sa conséquence nécessaire et logique seulement dans le matérialisme complet et insensé de Strauss et Feuerbach. Et c'est dans ce rebut inorganique que vous vous trouvez at home? Chère Baronne, vous voilà bien mal logée! et j'amerais bien mieux de vous voir at home dans le palais à mille colonnes du catholicisme, sans contredit l'édifice le plus grandiose et le plus complet, que jamais l'esprit humain a érigé, un esprit auquel rien n'a échappé de ce qui est possible au genie d'effectuer sur les hommes, et sans lequel le christianisme même, trop idéal n'aurait jamais pu passer à l'etat pratique pour la presque moitié du genre humain. Le protestantisme n'a fait que déshabiller le catholicisme des ses plus beaux ornements, condamner ses idées les plus sublimes, et n'en conserve que ce qui devient absurde aux yeux de l'esprit, dès qu'on lui ôte cette poésie de la foi inaltérable par la majesté d'une église fondée par Dieu-lui-même. En un mot, le catholicisme est un réligion organique, le protestantisme n'est qu'une secte stérile, capable de detruire, mais tout-à-fait impuissante pour créer."

Wir meinen gerade aus diesen schwankenden Urtheilen, die mitunter zu einer theoretischen Anerkennung des specifisch positiven Kirchenthums gelangen, neue Beweise zu sehen, daß Pückler nur immer von den Forderungen der christlichen Ethik zu seinem andererseits wieder hervorbrechenden Haß gegen und seinem Absprechen über die Kirche und über jene Protestanten, die noch vom Kirchenglauben das Gerettete bewahren wollen, verleitet worden ist.

53. Eine Serie von merkwürdigen Briefen Pückler's an seine erste Frau.

VII. 169—246 wieder eine neue Serie von Briefen an seine erste Frau vom Jahre 1830—32.

Muskau, 9. Mai 1830.

„Liebste Schmucke! Großes crève-coeur! Das Färben (an Bart und Haar) ist dies mal so gänzlich mißglückt, daß ich es von neuem beginnen muß. C'est vraiment dur. Die Kirche habe ich auch darüber versäumt, wohin ich sehr regelmäßig gehen wollte, um zu beweisen, daß nur Deine freigeistischen Principien, wenn Du hier bist, mich davon abhalten."

Der Antrag an Lucie, sie solle sich von ihm wegen Aufbesserung der zerrütteten Finanzen scheiden lassen, ward aus Muskau, 14. April 1832 (VII. 216) des Näheren besprochen. Nachdem er zwei Seiten lang auseinandergesetzt, nur der Verkauf Muskaus oder eine Heirath können uns allein wahrhaft sichern, und wie bisher eben das noch fortgesetzte Zusammen-

leben mit Lucie, wenn er auch die Scheidung von ihr in Aussicht gestellt, doch der wesentliche Grund gewesen ist, daß eine Heirath mit einer neuen reichen Frau nicht habe zu Stande kommen können, sagt er (VI. 219):

„Es ist also unumgänglich nöthig, wenn ich heirathen soll, daß wir unsern Aufenthalt vor der Welt insofern trennen, daß wir nicht dieselbe Haushaltung führen, was gegenseitige Besuche auch jetzt nicht ausschließt, und später wenn der Zweck erreicht ist, meinen neuen Lebensplan, wenn du nur willst, gewiß gestattet; denn, was könnte mir denn lieber sein, und alle meine Wünsche mehr erfüllen! Glaubst du das nicht, so liebst du mich auch nicht mehr wie sonst und gibst einem Gefühle der Bitterkeit gegen mich Raum, das ich nicht verdiene, und das auf mein halb verzweiflungsvolles Spiel noch hinzusetzen zu müssen, mich sehr unglücklich macht. Ich prüfe dich deshalb, und wenn du fühlst, daß deine Liebe für mich aufhören muß, wenn ich wieder heirathe, und wir nicht mehr ein und dasselbe Haus führen, so will ich freiwillig allen fernern Plänen dieser Art entsagen, und unser endliches Schicksal dem Himmel und der Nothwendigkeit anheim stellen. Entscheide also darüber ganz frei und ohne Rücksicht auf mich, denn es mag geschehen was da will, so werde ich dich doch immer als meinen Schutzengel auf dieser Welt ansehen, und kein Verhältniß kann dies nicht ändern."

Diese Anträge und Verhandlungen mit seiner Frau gehen in vielen Briefen fort, mitunter kommen die naivsten Ansichten über die Ehe zum Vorschein, die um so wunderlicher sich herausstellen, wenn man denkt, daß dieser Gemahl das alles seiner Frau schreibt, die er seiner beständigen Liebe versichert, und die aber aus Liebe zu ihm in eine Scheidung und neue Heirath einwilligen soll, um ihm aus seiner Finanznoth mit herauszuhelfen.

Am 12. Mai 1832 (VI. 233) schreibt er an seine Lucie:

„Das Widerheirathen betreffend wollte ich sagen, daß ich eine andere als eine mehr oder weniger Konvenienzheirath nicht einzugehn gedenke. Fürs erste bin ich, wäre ich auch noch 25 Jahre alt, durchaus wohl für Häuslichkeit, aber nicht für ein eheliches Verhältniß mit einer und derselben Person geschaffen.[1]) Ich kann sie sehr lieb haben, und sie wird mir

[1]) Dasselbe sagte auch der alte Wiener Roué Castelli. Wie schlau diese Herren sind: der Schöpfer ist der eigentlich Schuldige, dem wird alle Schuld von ihren Extravaganzen in die Schuhe geschoben, sie sind nicht zu einem ehelichen Verhältniß geschaffen. Das klingt gerade so, als ob sie nur der Schöpfer für Alles das geschaffen hätte, was sie in ihrem Unternehmungsgeist zu treiben — Lust und Anlage haben.

doch, außer in großen Intervallen, physisch zuwider. Jetzt natürlich noch viel mehr, also ist nur eine Konvenienzheirath vernünftig, die mir, so weit es im voraus bestimmt ist, selbst freiere Stellung gibt, und freiere Hand läßt, als es jetzt die ewigen Geldverlegenheiten lassen. Eine solche Heirath aber, die einzige, zu welcher ich mich entschließe, kann dir, meine alte Schmucke, am wenigsten Abbruch thun, ja, wäre es möglich so müßte es nur die Innigkeit unseres Verhältnisses steigern.[1]) Glaubst du aber, so etwas sei nicht zu finden, so irrst du ganz gewiß. Es werden sich viele finden, die für die ihnen gegebene hohe Stellung in der Welt ein paar mal 100000 Thaler ohne Zinsen für unsere Lebenszeit hergeben, und mehr bedarf es nicht. Uebrigens werde ich bei jeder Verbindung dieser Art die Zügel sehr straff von Hause aus in die Hand nehmen, und das wird mir sehr leicht, ja ist mir natürlich, wo kein Gefühl im Spiele ist, kein erlangtes Recht in meinem Sinne." —

54. Wie schon wieder die tröstliche Theorie aufgestellt wird, nur das eigene Bewußtsein hat über Recht und Unrecht zu entscheiden.

„Nur das eigene Bewußtsein im Menschen hat über Recht und Unrecht zu entscheiden", in diesen Worten hat Pückler an den gleichgesinnten Heine sein Moralprincip als komprimirten alten Kohl aller alten Lebemänner bekannt gemacht. Allerdings, er schwefelt einer Frau Liebe vor, versichert aber seiner alten Frau, daß er trotz der Scheidung ihr eigentlich seine Liebe bewahren werde, und versichert der alten, daß er die neue, wenn er nur einmal die Schlüssel zu ihrer Kasse in Händen hat, mit scharfen Zügeln leiten werde; das wird ihm sehr leicht sein, denn „wo kein Gefühl im Spiele ist, hat diese neue auch kein erlangtes Recht in seinem Sinne". Das ist alles eben so sinnreich in seinem Sinne, als es unsinnig ist im Sinne aller ehrlichen und ehrenhaften Leute! Ein Schustermeister, der in der Kneipe ähnliche Moralprincipien über Ehe, Scheidung und Wiederheirath bei ähnlicher Veranlassung ausspricht, den wird man einen ganz gemeinen, ordinären Moralisten (oder was?) nennen. Beim Fürsten Pückler-Muskau darf man sich aber einer so unge-

[1]) Was sich die Fürstin Lucie, deren ganzes bedeutendes Vermögen Pückler nach eigenem Geständniß mit seinen Garten-Park- und anderen Passionen vertrödelt hat, bezüglich dieser sonderbaren Logik wegen Steigerung der Innigkeit des beiderseitigen Verhältnisses durch eine Convenienzheirath von seiner Seite gedacht haben mag!?

wählten und rohen Sprachform nicht bedienen, hier dürfte man höchstens mit sehr erhöhtem Achselzucken sagen: Diese Ansichten klingen sehr sonderbar; in einem fürstlichen Salon sollte man selbige fast für unmöglich halten — in einem Frisir- und Rasirsalon (Laden) parterre, wo schon die schmierigen, auf Brettern herumstehenden Pomadetigeln auf die ranzige Salbung hinweisen, mit welcher in derlei Localitäten moralische Gespräche parfümirt werden, könnte man sich diese Anschauungen über die Behandlung einer durch Lügen gewonnenen Gattin noch eher gefallen lassen.

Schließen wir diese unerquicklichen Heirathsgeschichten; wir haben aus den zahlreichen Briefen nur einiges zur Charakteristik der Lebensanschauungen Pückler's gewählt, und nicht das Schlimmste; es ist uns eben nicht um Skandal zu thun, sondern nur um Belege für ein Urtheil über die Memoiren und ihre Herausgeberin, die saubere, von dem Fürsten, wie sie es selber in ihrer maßlosen Eitelkeit publicirt, brieflich fingerspitzengeküßte Ludmilla, die, wir wiederholen es, den Fürsten und sich auch damit ruinirt hat.

Unter den vielen anderen Briefen ist einer von Sabine Heinefetter an Pückler, Berlin, 10. October 1830, erquicklich. Die Sängerin weist Zumuthungen, die ihr Pückler in seiner Weise und Gewohnheit schriftlich gemacht hat, mit aller Entschiedenheit eines sittlichen und ehrenhaften Charakters zurück. (VII. 314.)

55. **Alle Schriften, welche die Religion als pures Menschenwerk darzustellen suchen, gewähren dem Pückler den größten Seelentrost.**

(VIII. 53.) Ein wahrer Seelentrost sind Schriften für Pückler, welche die Grundvesten des positiven Christenthums durch ihre Philosopheme zu untergraben suchen. In diesem Sinne schreibt er an Maltitz, 17. Sept. 1859:

„Was Sie über die Evangelien sagen, ist sehr schön, und ich freue mich dieselbe Ansicht davon zu haben. Mit dem Herzen muß man den hohen Geist derselben erkennen, was kümmern dann die einzelnen Widersprüche darin, wie die historischen Ungewißheiten über das Ganze. (!!) Es ist alles in der Welt immer nur menschlich hergegangen.[1] (!!) Lasen Sie

[1]) Hinaus mit der göttlichen Vorsehung und Weltregierung, hinaus mit der Schöpfung und Erlösung, hinaus mit dem Einfluß eines selbstbewußten

wohl Röth und Braun? Es ist ein Jammer, daß Röth so jung gestorben. Er hätte mit seinem enormen Wissen es uns ganz deutlich gemacht, wie alle Religionen (!!) und Philosophien so ganz folgerecht und naturgemäß eine aus der andern geboren worden sind. Eine Reform des Christenthums ist auch schon unausbleiblich.[1] Jesus hat ja selbst gesagt, daß er wieder kommen werde, und ich bezweifle dann, daß er unsere heutigen Pfaffen besser beurtheilen wird als weiland die Pharisäer. Lehrte er in Berlin, käme er gewiß in 4 Wochen nach Spandau."

Dieser letzte Witz Pückler's ist nicht neu, er ist in vielen Formen schon oft auf viele Regierungen gemacht worden, aber er ist zutreffend. Nur hat Pückler vergessen, daß er selber, wenn er eine gerichtliche Stellung in Berlin eingenommen hätte, über die Anforderungen Christi an Ehegenossen, besonders an Ehemänner, so erbittert geworden wäre, wie irgend ein Erzpharisäer in Jerusalem. Er bedauert, daß Röth frühzeitig gestorben; daß Möhler, der Verfasser der Symbolik, frühzeitig gestorben ist, das konnte er allerdings nicht bedauern, denn Möhler's Werke kannte er nicht, die paßten ihm auch nicht in sein ehelösliches System, das er zum Theile bei seinen eigenen Ehen, besonders aber in fremden Häusern, mit aller Gewissensfreiheit nach seiner Façon angestrebt hat, denn „wo kein Gefühl im Spiele ist, gibt es kein erlangtes Recht in meinem Sinne", sagte er, der Solon — des Saloneherechts!

56. Auch Schleiermacher bekommt von Pückler seinen Fußtritt. Lucie durchschaut den falschen Varnhagen.

Obwohl der hochgelobte Schleiermacher nach den von uns gebrachten Zeugnissen protestantischer Gelehrten, die aber am positiven Christenthum festhalten, durch seine sophistischen

---

Gottes auf die Geschicke der Menschheit und der Menschen; das ist alles zu lästig und zu verantwortlich, denn es ist ja alles in der Welt rein nur menschlich zugegangen.

[1] Schon wegen des bisher bestandenen Eherechts, welches in der katholischen Kirche noch mit aller Herzlosigkeit und Rücksichtslosigkeit auf ästhetische Gelüste und sonstige Wahlverwandtschaften und gebrochene und gebrechliche Herzen gehandhabt wird, und von dem auch die Protestanten in vielen Gegenden und Ländern, z. B. in England noch viel zu viel schroffe gefühlverletzende Bestimmungen beibehalten haben. Das hätte Pückler zum bessern Verständniß noch beifügen sollen.

Künste den ganzen Kern und Grund der Menschenerlösung durch Christus aufzulösen und einen Lehrsatz nach dem andern wegzugaukeln versuchte, obwohl er, was hier besonders in die Wagschale fällt, im Leben und in der aus seiner eigenen Lebenspraxis abstrahirten Lehre über die Ehe, einen bis in's Aschgraue undurchsichtbaren Schleier gebreitet und eine Toleranz mit allen möglichen menschlichen Wünschen und Begehrungen docirt hatte, so nutzte ihm das alles nichts: in den Memoiren Pückler's bekommt er auch seinen durch Varnhagen übersendeten Fußtritt.

Pückler schreibt an Lucie (VIII. 207) am 15. Febr. 1834:

„Liebe Schmucke! Von Varnhagen habe ich eben einen allerliebsten Brief bekommen. Die gute Arnim hat sehr traurig an mich geschrieben wegen Schleiermacher's Tod. Es ist wohl Schade um diesen Mann, und es thut mir sehr leid, ihn nicht predigen gehört zu haben; Varnhagen sagt indeß, er sei ein Pfaff wie alle übrigen gewesen." —

Diesen Lohn hatte Schleiermacher für seinen allerweitesten theologischen Liberalismus, der auch den persönlichen Gott und die persönliche Unsterblichkeit mit seiner Schleiermacherei den Lebemännern in das von ihnen gewünschte Dunkel zu verhüllen gesucht hat. Er war ein Pfaff wie alle übrigen.

Ist einer noch so liberal,
So ist er Euch noch klerikal,
Ihr schießt ihm, wie ein piff, puff, paff
Noch in das Grab hinein den „Pfaff".
Und so verdirbt's mit Gott und Welt
Der strebt, daß er Euch wohlgefällt.
So speit man auch, daß Gott erbarm',
Den Trank aus, der nicht kalt und warm.
So hat gesagt ein grober Mann;
Wer kennt ihn nicht, den Sankt Johann!

Auch der Varnhagen bekommt von Lucie, durchschaut in einer Bemerkung von ihr, seinen Rest. Sie schreibt an Pückler (VIII. 279) am 20. September 1834:

„Aber wer spricht denn Wahrheit? an wem ist es sie zu sagen, wenn nicht an mir? Und wem ist so, so ergreifend darum zu thun als mir? Dem Varnhagen trau ich kaum mehr! Es gibt Menschen, die nur eine Zeitlang Freunde sind und es sein

wollen. Du bist nicht mehr Zweck für ihn, und daß er sich getäuscht, das rächt er, wie deine Geburt an dir."

Die Ludmilla hat ihrem Herrn Onkel, dessen Memoiren sie mit allen darin enthaltenen Perfidien und satanischen Bosheiten und Verläumdungen publicirt hat, auch einen Generalfußtritt ertheilt, sowie ihrem Freunde, dem Fürsten Pückler.

57. Pückler ladet den David Strauß nach Muskau ein; der soll den Fürsten in seinen Ansichten bestärken und trösten. Weitere Urtheile über Religion.

Pückler hat von Konstantinopel aus, 6. Juni 1839, (IX. 30—31) den David Strauß nach Muskau geladen, um sich durch den Umgang mit diesem Manne in seinen Anschauungen über das Christenthum und in seiner Lebensweise contra dasselbe zu bestärken und die nöthige Beruhigung zu verschaffen. Der Schefer des Laien„breviers", poetischer Pantheist, stand auch mit Pückler und Strauß in Verkehr. — Pückler schrieb an Strauß:

„Mit dem größten Vergnügen erhalte ich so eben von Herrn Schefer die freudige Nachricht, daß Sie mich gewürdigt haben, einen ländlichen Aufenthalt bei mir in Muskau zu nehmen. Ich kann Ihnen freilich dort nur gar wenig bieten, aber doch einiges, was für einen Mann von Ihrer Natur nicht ganz ohne Werth sein wird: Freiheit, Muße und einen kleinen Kreis einfacher Menschen, die Sie in vollem Maße zu schätzen und zu ehren wissen." —

Strauß verspricht aus Stuttgart, 28. August 1839, zu kommen, entschuldigt sich wegen seiner geringen Weltläufigkeit im Salonleben. Pückler erwidert aus Pesth, 20. Oct. 1839:

„Ich bin ein leichtsinnig, schwermüthiges, unwissendes Weltkind. Sie ein ernster, aber geistesheiterer, gelehrter Denker, der in einem gesunden Menschenverstande Empfänglichkeit finden wird;[1]) sorgen Sie nicht, wir werden schon für einander passen, denn wir sind beide aufrichtig, und das ist eigentlich die Hauptsache." —

---

[1]) Mehr als im gesunden Menschenverstande in der noch mehr gesunden ganz und gar auf dem Naturboden sich abspielenden Lebensrichtung, der alles ein Trost ist, was gegen Gott ist, und dem besonders das Kreuz der Entsagung, das erste und wichtigste, was dem Christen auferlegt wird, als eine Thorheit erscheint, nach St. Pauli Wort. Das ist eigentlich die Hauptsache! hätte auch hier wie oben Pückler sagen können.

Es scheint aus dem beabsichtigten Besuch nichts geworden zu sein. Der Briefwechsel bricht hier ab.

Pückler's „dämmernde Phantasie“ über die „katholische Religion“ (IX. 107). Unter dem Jahre 1840 bringt das Tagebuch Pückler's unter dem Titel: Dämmernde Phantasie Folgendes:

„Ich bin am 30. Oktober des Jahres . . . zur katholischen Religion übergetreten. Obgleich mich nun das Urtheil der Menge über diesen Schritt völlig unbekümmert läßt, so glaube ich es doch meinen denkenden Freunden schuldig zu sein, ihnen mit kurzen Worten die Motive mitzutheilen, die meinen Schritt bestimmten. Hätte Luther nur eine Reform der katholischen Kirche beabsichtigt, und diese in ihrem Schooße bewerkstelligt, so wäre er ein unläugbarer Wohlthäter der Menschheit geworden. Er wollte es nicht oder vermochte es nicht. So ist der von ihm gestiftete Protestantismus nur ein negatives, ein verneinendes, ein revolutionäres Princip geworden, das nie zu einem wahrhaft organischen Leben sich gestalten kann. Er hat eingerissen, ohne das Vermögen des Aufbaues zu besitzen. Täglich wird dies mehr durch die Erfahrung bewiesen. Während auf der einen Seite der Protestantismus in die ekelhafte, gottloseste Frömmelei und faselnden Mysticismus ausartet, geht er auf der andern in reinen Verstandestheorien unter, die aller Volksreligion[1]) zuletzt ein Ende machen, und eine vollständige religiöse Anarchie hervorbringen müssen; in der grotesken anglikanischen Kirche aber hat er alle ehemaligen Mißbräuche des Katholicismus zu Gunsten einer ungerecht bevorzugten Klasse beibehalten, ohne seiner Segnungen theilhaftig werden zu können, eine starre Versteinerung in Stupidität, Kupidität und Vorurtheil, während der Katholicismus noch immer als ein lebenskräftiger Baum dasteht, mit geistigen Früchten für jede Regung des Gemüths, ein poetisches Ganze, das, durch den fortschreitenden Zeitgeist geläutert, durchaus immer geeigneter geworden ist, echte Freiheit und Humanität zu befördern, Verwirrung, Anarchie und das verderbliche Regiment ungezügelter Leidenschaften niederzuhalten.“

„Kein Mensch ist ohne Religion, aber die Völker[2]) bedürfen auch der Kirche, der Autorität in der Religion, die ihnen eine

---

[1]) und [2]) Pückler's Exposition enthält Wahres, Falsches und Unverstandenes durcheinander. Das Scheiden von Volksreligion und Religion für die geistig oder staatlich distinguirten Classen ist ein arges Mißverständniß. Die geoffenbarte Wahrheit darf für die Besitzenden, Studirten, Hochgestellten keine andere sein als für die Armen, Einfältigen, Ungebildeten. Der Studirte soll sich nur auch geistig in die geoffenbarte Wahrheit hineinfinden; — es hat zu jeden Zeiten christliche Philosophen gegeben, welche die Lehre der Kirche gegenüber den vorübergehenden Irrthümern der Zeit vertheidigt haben.

feste, unwandelbare Richtung gibt. Eine solche hat weniger den Verstand als Gefühl und Sinn des Menschen anzusprechen, wovon das erste seine höchste, göttliche Gabe, das zweite die Bedingniß seines irdischen Lebens ist. Die katholische Religion erfüllt diesen Zweck, denn ihre Elemente sind Glaube, Liebe, Hoffnung, Erbarmen, die in blumenreichen Ranken den ganzen hohen Baum umschließen, und vor dem göttlichen Erlöser mit der makellosen Jungfrau sich niedersenken auf die Heiligen, unsere Vertreter im Himmel, wie den Staathalter Christi, unsern Schutz auf Erden, und alle seine delegirten Priester, geweiht von höherer Macht, um unsere Seele durch die heiligen Mysterien zu erfrischen und durch die so menschlich schöne, gnadenreiche Institution der Beichte mit unserm eigenen Gewissen auch in der verzweiflungsvollsten Lage uns zu versöhnen."

„Ueberall ist in der katholischen Kirche das Menschliche berücksichtigt, der Schwäche mit Milde und Vergebung aufhelfend, die Stärke mit noch gewaltigerer Hand leitend und scheidend, das spirituelle und materielle Reich, und dadurch beide am wirksamsten schützend und erhaltend."

„Was hat uns dagegen der abtrünnige Protestantismus geboten, dessen Elemente der Zweifel, Kritik, Unglaube und zuletzt Auflösung aller Gemeinbande sind. Die Reformation war der erste Akt jenes Trauerspiels, von dem die französische Revolution den zweiten lieferte, und deren Fortsetzung an Schluß ganz Europa den moralischen Untergang droht. Es ist der alte Teufelsbaum der Erkenntniß, von dem wir vom neuen gekostet, und bitter, gallenbitter sind seine Früchte."

„Darum überzeugt Euch von der tiefen Weisheit des Spruches, der euch lehrt: Eure trügerische Vernunft im Glauben gefangen zu nehmen, und könnt ihr es nicht, wollt und müßt Ihr prüfen, so prüfet wenigstens bis auf den Grund, und ihr werdet durch allen müßigen Skepticismus hindurch doch endlich wieder auf den Punkt zurückkommen, auf dem Ihr unbewußt schon im Anfang standet, zum freien, süßen, harmlosen Kinderglauben. Denn wie die Kindlein müßt Ihr wieder werden, sagt unser göttlicher Herr, wollt Ihr das Himmelreich schauen."

58. Pückler kommt über die Oberflächlichkeit und das total ungenügende Wissen, oder besser das ihm genügende Nichtswissen der belletristische Lektüre Treibenden nicht hinaus.

Pückler ist eben Belletrist, wenn er auch mitunter sich bestimmt fühlt, en detaille einige Beobachtungen auszusprechen, die auf Wahrheit basiren, so mangelt ihm doch immer, wenn es sich um ein Resumee des Gesagten handelt, der Grund theologischer und philosophischer Studien.

Der Katholik hat auf St. Pauli Wort das rationabile

obsequium nicht zu vergessen. Der wissenschaftlich gebildete Katholik wird wissen, daß er mit den Gaben seines Geistes und Wissens den Grund seines Glaubens prüfen kann und soll, der freie süße Kinderglaube ist von jeher in der Kirche nicht im Sinne Pückler's verstanden worden; die Kirchenlehrer von Augustinus an bis Thomas von Aquin haben die christliche Lehre mit der Gedankenarbeit und ihren verschiedenen Resultaten im Gebiete der Philosophie theils zu versöhnen, theils durch Polemik, wenn diese Gedankenarbeit auf Irrwege gerathen, zu bekämpfen, immer aber das Gleichgewicht zwischen der Lehre und dem forschenden Geiste des Menschen herzustellen gesucht.

Pückler hat auch nicht das allseitige Verständniß für die Bewegungen im Protestantismus. Luther hat gerade die „römischen Pfaffen" verdammt, weil sie alles mit der Vernunft messen wollen, „dieweil der Mensch nach Luther auch glauben soll, daß 2 mal 2 = 5 sei, wenn es von oben so heißt". Diese blinde Gläubigkeit ist durch die Consequenz der subjectiv-negativen Forschung aber in den entgegengesetzten Pol umgeschlagen, und hat diese der subjektiven Forschung die volle Gewalt verliehen, mit dem ganzen Organismus der Kirche, mit der ganzen Autorität derselben bis auf den letzten Grundpfeiler die Lehre vom selbstbewußten dreieinigen Gott aufzuräumen, die ganze sociale Welt dem Chaos zu überliefern und, wie Strauß es gethan, die Erde und den ganzen Sternenhimmel für ewige Zeiten in Atome auseinanderstieben, und den einzelnen Menschengeist und die Gesammtschöpfungen sämmtlicher Menschengeister auch für ewige Zeiten in diesem Chaos untergehen zu lassen.

Es geht bei Pückler wie bei Goethe. Das positive Christenthum ist auch bei Goethe nach den Beobachtungen des reformirten Predigers Osterzer in Amsterdam immer bei ihm um so mehr angefeindet worden, als er sich in das sinnliche Genußleben, mit völliger Mißachtung des Sittengesetzes, verstricken ließ; aber auch Goethe hat öfter Augenblicke gehabt, in denen er das positive Christenthum, und auch die katholische Kirche, ungetrübt angesehen und klar beurtheilt hat. Nun, Pückler hat durch seinen hohen Rang in der Gesellschaft, durch sein Vermögen, so lange er dieses nicht mit allerlei Passionen verschwendete, durch sein Leben in Großstädten, weitaus mehr

Gelegenheit gehabt, „das göttliche Feld der Sünde als seinen besten Tummelplatz“ (wie Bettina zu Schleiermacher einmal sagte) kennen zu lernen, als Goethe, der nur in dem Kleinstaat, am kleinen Hofe, mit kleinen Mitteln, im kleinen Weimar mit einem kleinen Tummelplatz sich begnügen mußte. In ihrem sinnlichen Streben und Leben, wie in ihren Urtheilen über das metaphysische Gebiet des forschenden Menschengeistes ist aber eine große Aehnlichkeit herauszufinden.

59. Wie Pückler in seinem Tagebuch sich selber zu beweisen sucht, daß er nicht irreligiös sei. Der Gottessohn ist ihm zuwider. Verkauft endlich Muskau.

Pückler als Haarfärber und Beschützer der Machbuba. IX. 117.

Pückler, 2. Januar 1840, in seinem Tagebuch:

„In einem Dorfe eine halbe Stunde vor Preßburg die Nacht geblieben, und auch den heutigen Tag über, um meinen Schnupfen abzuwarten, ohne in die Hände der Preßburger Gesellschaft zu fallen, und mein Geld wie meine Zeit dort verschwenden zu müssen. Ich muß auch die Haare färben, denn so weit ist die Eitelkeit noch nicht besiegt, um mich mit weißem Kopfe sehen zu lassen, da ich mit schwarzen 10 Jahre jünger erscheine. Machbuba bildet sich immer liebenswürdiger heran. Ich will sie nun in Wien ein Jahr in eine Pension thun und dann zeitlebens bei mir behalten. Für ihre Zukunft habe ich durch mein Testament gesorgt, das in Wien legalisirt werden soll, Gott gebe, daß ich bis dahin nicht sterbe. Dann, wie der Himmel es beschlossen hat. Hier oder dort werde ich leben, des bin ich sicher.“

Pückler's Selbstbeschauung zum neuen Jahre 1843. (IX. 144):

„Viele Menschen halten mich für irreligiös. Ich bin es nicht. Es ist wahr, keine positive Religion befriedigt mich vollkommen, und ein specieller Sohn Gottes auf Erden leuchtet mir nicht ein. Eben so wenig hat mich irgend ein philosophisches System befriedigt. Doch bin ich weit entfernt, irgend wen zu tadeln, oder zu meiner Meinung zu bekehren, der eine andere hat. Nur nehme ich dieselbe Toleranz auch für mich selbst in Anspruch.“

„Daß ich nicht irreligiös bin, weiß Gott und ich am besten. Selten lege ich mein Haupt zur Ruhe ohne inniges Gebet zu Gott, wenn es auch nur im tiefgefühlten Dank und der Bitte um Stärkung der Besserung besteht. Nur vom Gefühl lasse ich mich hierbei leiten, denn das Denken hilft uns in dieser Hinsicht nichts.

Das Denken gibt mir weder einen Gott, wie ihn das Gefühl braucht, noch nimmt es ihn. Es bleibt dazu ganz impotent und führt uns stets, wie Goethe sagt, auf dürre Weiden in die Runde. Das Gebet aber ist mächtig, und versetzt Berge, das einzige was uns das Leben fortwährend lieben und ehren läßt, und die Resignation gewährt, welche alle Bitterkeit daraus entfernt. Auch glaube ich nicht, daß je ein Mensch, der davon wahrhaft durchdrungen ist, je einer bewußten schlechten Handlung fähig ist, wenn es ihn auch nicht vor Irrungen der Leidenschaft schützen mag.[1] Und sollte ein solches Heil, ein so gewaltiger Hebel, nur in der Phantasie beruhen? Könnte es denn, sagt Petrik, ein Gefühl des Hungers geben, wenn keine Nahrung existirte?"

„Ich habe freilich, wie wohl jeder lebhafte Geist, der die Wahrheit selbst sucht und sie nicht auf Autorität annehmen will, meine Periode unerquicklicher Erkältung gehabt, bis ich endlich eingesehn, daß in dieser Region der Verstand nicht ausreicht, und es eine tiefe innere Offenbarung gibt, die weit über jenen erhaben ist, und die daher der Verstand selbst, so weit er reicht, anerkennen muß. Auf diesem Punkt fließen dann Glauben und Vernunft zusammen, und wo das geschieht, man komme dahin auf welchem Wege es sei, kann der Mensch ruhig leben und sterben, unbekümmert und vertrauensvoll unter allen Geheimnissen, die ihn hienieden umgeben."

Pückler erkennt keine außer ihm liegende Autorität als einen Richter seiner Handlungen an, er selber besteigt den Richterstuhl. Wo bei ihm die „schlechten Handlungen" anfangen, und wo die Irrungen der Leidenschaften aufhören, vor denen auch das Gebet den Menschen nicht zu schützen vermag, das ist die Frage; dieser Frage geht aber Pückler nun standhaft aus dem Wege. Er macht sich immer seine Glaubens- und Sittenlehre selber; „ein spezieller Sohn Gottes auf Erden leuchtet ihm nicht ein", sagt er; er leuchtet dem freilich nicht ein, „der das Licht haßt, daß seine Werke nicht offenbar werden". — Das Erkennen der göttlichen Wahrheit, des Offenbarungsglaubens, steht immer auf dem Niveau der Beobachtung des Sittengesetzes. Der Mensch, der dieses erfüllt, der wird auch zur Einsicht gelangen, daß in Christus der Mund der ewigen Wahrheit gesprochen hat. Das Gebet mit Worten an den oder mit süßen Empfindungen über den Allvater, der sich nur in der Natur geoffenbart hat, das genügt nicht: die ganze Lebensthat des Menschen muß zum Gebet werden. Pückler wendet auch die

ganze theologische Terminologie nach Willkür an, bei ihm gibt es keinen Unterschied zwischen Verstand und Vernunft. Verstand ist die Gabe, das begriffliche, natürliche Leben zu verstehen, Vernunft von vernehmen ist die Gabe, die geoffenbarte Wahrheit zu hören, und sie zu seinem Eigenthum zu machen durch die Lebensthat, durch die Erfüllung des göttlichen Gesetzes, dessen Wahrheit jedem Menschen das Gewissen bestätigt; in der Erfüllung des Gesetzes blüht der Glaube — das Vernehmen und Sichaneignen der göttlichen Wahrheit.

IX. S. 149. Im April 1845 wird Pückler von bangen Sorgen erlöst, in denen er Jahrelang geschwebt, weil er durch die verschwenderischen Ausgaben für die unsinnige Schöpfung des Parkes von Muskau auf einem ausgedorrten Sandboden den größten Theil seines Vermögens verarbeitet hatte. Er schreibt 1845 im April:

„Die Herrschaft Muskau verkauft für 1 170 000 Thaler, muß aber einen Tausch eingehen, um das Geschäft zu Stande zu bringen, der mich 100 000 Thaler kostet. Ueberhaupt bleibt bei der Masse Schulden nicht allzu viel übrig. Demohngeachtet danke ich Gott, in 60 Jahren endlich dahin gekommen zu sein, niemanden mehr etwas zu schulden, nun genug zu besitzen, um ein freundliches Quartier, einen schmackhaften Tisch und einige Pferde haben zu können, alles in vollkommenster Freiheit, und mit genügendem Ueberschuß, um auch Nothleidenden Hülfe gewähren zu können."

60. Wie Pückler schon wieder ein neues theologisches System sich erfindet.

Erheiternd ist es fast, wenn man sieht, wie dieser Fürst, dessen Theologie und Philosophie in einigen bunten Glasscherben und Tuchläppchen besteht, diesen Fragmentenvorrath in dem Kaleidoscop seiner Speculation immer herumdreht und eine kindische Freude hat, wenn ein neuer Dessin seines philosophischen Systems zum Vorschein kommt. (IX. 287.) Im Januar 1849 schreibt er in sein Tagebuch:

„Mit meinem Glauben über die wichtigsten Dinge bin ich auch ziemlich im Reinen.[1]) Kein vernünftiges, denkendes Wesen kann nicht an Gott glauben. Mehr als glauben: es muß von dessen Dasein überzeugt sein, wenn auch sein Wesen von ihm nicht ergründet werden kann. Anders verhält es sich mit der Unsterblich-

---

[1]) Wir haben bisher Gelegenheit genug gehabt, zu sehen, wie Pückler im Denken wie im Handeln im Reinen ist!

keit der Seele. Diese kann eben so wenig bewiesen werden, als das Gegentheil, man kann nur daran glauben, und der Glaube ist mehr Gefühls-, als Verstandessache. Ich glaube daran, natürlich nur so, daß bei jeder Veränderung die Form, durch die sie in die Erscheinung tritt, auch eine ganz neubedingte Existenz beginnt, daher ich an der Rückerinnerung vergangener Zustände zweifle. Viele Leute erwiedern darauf: dann ist es keine Fortdauer. Dies Raisonnement habe ich nie begreifen können." —

Diesen entsetzlich logikbedürftigen Gallimathias leitet Pückler mit den hochtönenden Worten ein:

„Immer mehr überzeuge ich mich, daß mein Beruf auf dieser Welt die Kunst, künstlerisches Schaffen aller Art ist." „Dabei kennt meiner Seele Ueberwiegen des einsamen Lebens mit Natur, Phantasie und philosophischem Denken am besten, wenn auch zuweilen, wie in allen Dingen, die Abwechselung nöthig ist."

Hier hat Pückler eine große Wahrheit über sich selber ausgesprochen, nämlich, daß auch bei seinem philosophischen Denken, wie in allen Dingen, die Abwechselung nöthig ist! Eine Abwechselung in seinem philosophischen Denken, hat er gesagt, wie es beim Berliner Guckkästner alle Augenblicke heißt: „Nanu, ein anderes Bild," so bei ihm: „Nanu eine andere Philosophie!"

61. Pückler in seiner guten Laune theilt Hiebe an Katholiken und Protestanten aus. Was Pückler über die Lurche in der Adelsberger Grotte zusammenfaselt.

In seiner besten Laune ist Pückler immer, wenn er Gelegenheit findet, bald den Katholiken, bald auch den Protestanten, oft auf die eine, dann wieder auf die andere Seite sich stellend, einen Klaps anzuhängen.

IX. Bd. S. 321. Im Jahre 1861 zu Freiburg in der Schweiz:

„Dann nach der Kapelle alt und verfallen, über Schluchten, Wiesen, Wald und Felsen weg nach einem Nonnenkloster, wo wir mit der Schwester Pförtnerin ein langes Gespräch führten. Sie war eine gute Komödiantin mit Honigworten und schlauen Augen."

Hätte diese arme Schwester in dem „langen Gespräch" irgend einen Unsinn, irgend etwas Komisches, irgend etwas zur Verdächtigung Genügendes vorgebracht, Pückler in seiner Manie würde nicht versäumt haben, derlei Gesprächskäfer, an seine

satyrische Nadel gespießt, seinen Lesern vor die Augen gehalten zu haben. Nun muß sie mindestens als gute Komödiantin gelten, sie kommt mit „Honigworten und schlauen Augen", das heißt auf deutsch mit blauen Augen weg.

IX. 323. In Salzburg bekommen es wieder die Protestanten:

„Salzburg ist auch vielleicht der einzige Ort in deutschen Gauen, der einen Gasthof und Brauerei „Zur Hölle" aufzuweisen hat. Die Katholiken sind doch überall humoristischer als die ledernen, poesielosen, protestantischen Sekten."

Gleich darauf weiter:

„Die wunderschöne Promenade am Schlosse über den ganzen Mönchsberg, und zu Fuß durch die Stadt zurück. Die in altem Styl jetzt völlig restaurirten Zimmer der Erzbischöfe sind reizend, die Folterkammer weniger."

Diese Folterkammern haben aber auch alle protestantischen Fürsten, mit sehr guten Maschinerien eingerichtet, besessen; es war eben eine Gepflogenheit, solche nothpeinliche Halsgerichtsforderungen in Anwendung zu bringen.

Als Naturforscher ist Pückler außerordentlich oberflächlich. Aus der Adelsberger Grotte berichtet er 1861 (IX. 325):

„Die eigenthümlichen Fische ohne Augen, und mit zwei schön carmoisinfarbigen Federbüschen versehen, von denen man mir einen lebendigen, mehr einer Schlange als einem Fische gleichenden brachte, findet man in einer ganz dunklen Nebenhöhle."

Im Beginne des Berichtes sagt er;

„Eine 90 Fuß hohe Tropfsteinsäule ist merkwürdig, welcher die Naturforscher ein Alter von wenigstens 80000 Jahren beimessen."

Es ist eine recht schmutzige Knauserei von diesen Naturforschern, die der Bibel gegenüber immer so großmüthig mit Jahrtausenden herumwerfen, daß sie dieser Säule nicht noch die mangelnden 20,000 bis auf die 100,000 daraufgegeben haben.

Die „eigenthümlichen Fische" des reisenden Forschers sind keine Fische, sondern Lurche, die zwei „carmoisinrothen Federbüsche" (ganz militairisch aufgefaßt) sind Flossen zum Athmen. Der Lurch heißt: Proteus anguinaceus — aalartiger Proteus — er lebt nicht in der Nebenhöhle, sondern im unterirdischen Flusse Puige. Diese „Fische" werden den Reisenden nicht gebracht, aber man kann sie kaufen das Stück zu 5 fl. Der Herausgeber war auch in der Adelsberger Grotte und

will hier nur nachweisen, wie man sich auch auf Pückler's Bericht über die 80,000 Jahre der Säule verlassen kann. Pückler ist auch mit Jahrtausenden sehr verschwenderisch!

62. Endlich 1861 wird Pückler Durchlaucht. Wie aus Pückler's Kunsturtheilen zu ersehen, hat er sich in Italien um Gemälde gar nicht umgeschaut. Die Schopenhauer'sche Philosophie ist ihm sympathisch.

19. Oct. 1861 (IX. 329):

„Ich erfuhr mit Genugthuung, daß der König uns Fürsten preußischer Ernennung den Titel Durchlaucht endlich mit denen fremder Potentaten und denen des längst imaginär gewordenen deutschen Reichs, offiziell als gleichmäßig uns zukommend erklärt hat. Der vorige König in seinen so oft wechselnden Ansichten, hatte uns durch sein elendes Ministerium abspeisen lassen, eine größere Herabsetzung seiner eigenen Krone, als für uns."

(IX. 333.) In Danzig (Marienkirche) macht es ihm eine Freude, bei einem alten Gemälde eines jüngsten Gerichts Mönche in der Hölle zu sehen:

„Ein guter Einfall des Malers ist es, daß er in seiner Hölle außerordentlich (!) viele Verdammte mit Mönchstonsuren angebracht hat." —

Man sieht, wie oberflächlich dieser Fürst in Italien herumgebummelt sein muß, in den meisten Gemälden der Giottoschule finden sich solche Darstellungen — es ist also dieser Danziger Einfall gar nichts Neues! Wenn ein Maler einige herabgekommene Durchlauchten, pensionirte Minister oder Generäle in die Hölle hineingemalt hätte, so wäre darüber — im ganzen deutschen Reich ein wahrer Höllenlärm aufgeschlagen worden. In dem culturellen Zeitalter kann man den Mönchen nur irdische Torturen (Ausweisungen) angedeihen lassen.

1862 im Frühjahre studirt Pückler wieder angelegentlichst Schopenhauer, „den mir sympathischsten deutschen Philosophen".

63. Der Ludmilla echt blaustrümpfliche Vertheidigung Pückler's, nachdem sie ihn zuerst selber ruinirt hat.

Die Memoiren hören auf 1870.

Ludmilla schließt dieselben IX. 367:

„Es ist leicht, Pückler zu tadeln, da er ja selbst seine Fehler so freimüthig eingestand. Mögen seine Tadler jedoch nicht ver-

gessen, daß sie dieser seiner edlen Freimüthigkeit und Wahrhaftigkeit, die der von Rousseau an die Seite gestellt zu werden verdient, das Material zu ihren Anklagen hauptsächlich verdanken. Die Unparteiischen werden neben manchem Schatten das helle Licht, die vielen und seltenen Vorzüge Pückler's nicht verkennen, die ihn zu einer der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten seiner Zeit machen."

Die Tadler Pückler's sollen nicht vergessen, daß sie seiner edlen Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe das Material zu ihren Anklagen verdanken!

Armseligste blumenstrümpfliche Beweisführung! Diese geschwätzige Dame weiß ja gar nicht, um was es sich handelt. Pückler hat nicht mit edler Freimüthigkeit die schmutzigen Ereignisse seines Lebens bekannt gemacht, er sieht in all diesen geschlechtlichen Verirrungen, in all dieser eminenten Mißachtung (man kann da schon Schändung sagen) der Ehe, in diesem Bestreben, die Ehe mit seiner Frau aufzulösen — zum Scheine nach außen hin —, um eine reiche Frau, rein um ihres Geldes willen, zu bekommen, in seinem Herumziehen mit einer gekauften, aber auch schmählicher Weise als gekaufte Waare behandelten Sklavin u. s. w. u. s. w. — durchaus nichts Tadelnswerthes, er findet in dieser Handlungsweise keinen Fehler, kein Vergehen, keine Sünde und keine Schande, er stellt die ganze christliche Sittenlehre auf den Kopf, er lehrt durch Wort und Beispiel unverfroren die Willkür des Fleisches in allen geschlechtlichen Beziehungen, er stellt als Autor Tausenden seiner Leser aus den hohen Ständen auch noch dazu seine Verirrungen als nachahmenswerthe Muster hin, er macht die Ausschweifung geradewegs plausibel, er predigt und lehrt sie — das ist das Vergehen, was, als öffentlich geschehen, auch öffentlich verurtheilt werden muß.

Die Ausflucht: „Andere haben es akurat so gemacht wie er, warum tritt man gegen diese nicht auch so auf, wie gegen ihn!" diese Ausflucht ist hier gar nicht anzuwenden. Wer privatim ein liederliches Leben führt, der hat es vor seinem Gewissen zu verantworten, wer aber sich mit diesem seinem Leben auf den Lehrstuhl vor die Oeffentlichkeit hinstellt und eine Theologie und Moral zusammenstoppelt und lehrt, in welcher, wie in einem riesigen Rahmen, sein ganzes

Leben mit den verwunderlichen Ereignissen desselben hineinpaßt, der richtet durch seine Lehre, illustrirt durch sein Beispiel, und durch dasselbe beschönigt und gutgeheißen, einen unermeßlichen Schaden an, den kann und soll man ebenso öffentlich bekämpfen, wie er sich öffentlich als Vorkämpfer und Vertheidiger einer schlechten Sache bemerkbar gemacht hat.

64. Die gewaltigen Irrthümer und die Faseleien der Ludmilla. War es im Sinne Pückler's gelegen, daß der ganze Kehricht seiner intimen Familiengeschichte öffentlich ausgebreitet werde?

Pückler hat nicht seine Fehler freimüthig eingestanden, wie die Ludmilla es beschönigend angibt; er kennt keine Fehler an sich, er hat sich selber das Richteramt über das, was gut und böse ist, angemaßt, und sich nicht nur freigesprochen, sondern sich als eine Art Helden hingestellt, der die alten mittelalterlichen Vorurtheile überwunden und der christlichen Lehre und der christlichen Sitte, die er sehr schlau mit Pfaffenthum und Fanatismus bezeichnete, bei jeder Gelegenheit den Krieg angekündigt hat.

Wenn ihn Ludmilla eine der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten seiner Zeit nennt, so wäre dieses von dem Standpunkt ihrer eigenen maßlosen Eitelkeit und Selbstüberschätzung zu erklären; je ausgezeichneter sie den Pückler macht, um so mehr profitirt sie auch von dieser Auszeichnung: mit einem erheiternden Wohlgefallen ließ sie die wiederholten, in's Gebiet des Ekeligen hinüberstreifenden Complimente, deren sich Pückler in Briefen an sie schuldig gemacht hat, in die Oeffentlichkeit wie schmutziges Papier hinaus flattern, Complimente, in denen der alte Roué sie höchst wahrscheinlich auch noch dazu — zum Besten gehalten, wie z. B.: „Ich küsse Ihre Fingerspitzen". Mit der größten historischen Treue hat sie — schon an Jahren reich geworden — diese im echten Sinne des Wortes auf die Spitze getriebenen, altbackenen und ranzig gewordenen Zuckerplätzchen dem Leser vorgelegt in der sicheren Voraussetzung, daß dieser von der sehr verlangenswürdigen Schönheit dieser Ludmilla sich verzaubern lasse. — Uebrigens mußte diese arme, lange Zeit auch wegen ihres sehr schmähsüchtigen Herrn Onkels von vielen aus Furcht vor ihm verhätschelte Person noch genug Enttäuschungen erfahren;

ihr Gemahl küßte ihre Kassenschlüssel — und selbst diese Küsse schienen ihm zu theuer erkauft — die Liebe zum Schatz in der Kasse wurde durch die Geringschätzung des Schatzes außer der Kasse überwogen, es erfolgte auch hier eine Trennung, und sie, welche die Trennungen und Scheidungen bei Pückler so ganz in der Ordnung fand, mußte durch den über sie hereingebrochenen Jammer und das alte gebrochene Herz grausame Buße leiden. Wenn wir die Herausgabe der Memoiren Pückler's und die Beschönigung der darin vorkommenden Ereignisse von Seiten der Ludmilla als eine Schamlosigkeit bezeichnen, so sind wir überzeugt, daß auch nicht eine ehrenhafte Frau in Deutschland sich findet, welche es wagt, gegen diese Bezeichnung einen Protest einzulegen und für die Ludmilla eine Vertheidigungsrede zu halten.

Zu einiger Entschuldigung für sie könnte nur ihre Umgebung gelten, die Charakterlosigkeit ihres Onkels und seiner nächsten Freunde, wie des alten Humboldt — des Wohlthateneinsackers, Orden- und Auszeichnungen-Empfängers von der königlich preußischen Familie — der sich dann in Briefen auf die niedrigste und verächtlichste Weise über seine Gnadenerweiser und Wohlthäter lustig macht, den König, die Königin und die Prinzen verhöhnt und verspottet, und sich so für den Zwang entschädigt, den seine ekelige Heuchelei bei Hof, sein falsches Herumkriechen und Complimentenschneiden ihm auferlegt hat.

Wir kommen da immer zum nicht oft genug zu beherzigenden Refrain: Die Ludmilla hat durch die ungeschmälerte Herausgabe der bezüglichen Memoiren ihres Onkels die Freunde ihres Onkels und die süße, fingerspitzen-küsserliche Durchlaucht geradewegs ruinirt, nicht nur lächerlich, sondern auch verächtlich gemacht.

Die Frage, ob es denn wirklich im Willen Pückler's gelegen ist, alle diese bedauernswerthen Geschichten seines Lebens so mir nichts dir nichts vor der Oeffentlichkeit auszubreiten, wie es die Ludmilla gethan, oder ob er auf ihre Klugheit, ihren Frauensinn, ihren Takt sich verlassen, daß sie ihn offenbar blamirende Aufschreibungen und Briefe doch nicht für die Oeffentlichkeit geeignet halten werde, im Interesse seines Nachrufes, diese Frage, scheint es, kann eher auf eine

sehr verschiedene, als auf eine entscheidende Weise, beantwortet werden.

Es ist ein Irrthum, wenn sie beschönigend sagt, es werde neben manchem Schatten das helle Licht aufleuchten — es gibt eben Abgründe, die von oben aus mit einem Lichte nicht zu beleuchten sind, und aus denen von unten herauf um so weniger ein Licht leuchten kann.

65. Wie Pückler schon durch die Beispiele im Elternhause auf die schiefe Ebene gekommen. Alberne Streiche, verübt, um von sich reden zu machen.

Nachdem wir die Memoiren und die Correspondenz Pückler's zur Schilderung seines Charakters und demnächst zu seiner Stellung gegenüber der Religion benutzt haben, wollen wir hier auch einige Momente aus der Biographie des Fürsten Pückler betrachten, welche die Schattenparthien seines Lebens ein wenig erhellen, und sehr viel erklären.[1]) Die Mutter war eine schöne, lebhafte, heitere aber leichtsinnige Frau, die als Kind geheirathet und mit 15 Jahren schon Mutter wurde. Ihr Gatte scheint nicht liebenswürdig gewesen zu sein. Sie hatte außer Hermann noch 3 Töchter geboren. Zuerst trennten sich die Gatten, dann kam es zu einer gerichtlichen Scheidung (S. 8). Hermann Pückler selbst gesteht:

„Wir alle blieben zunächst ohne Erziehung. Durch die unglückliche Ehe der Eltern kamen wir auch um das Familienleben, ein früh gesammelter Schatz, der bis zum Grabe ausdauert, Freuden würzt und Unglück tröstet."

Die Mutter erzog ihn bald nach Rousseau, bald nach Basedow, bald nach einem anderen der damaligen Edukationsschwindler. Mit 5 Jahren gab sie ihn in eine Herrnhutische Erziehungsanstalt, er nannte sie später oft „Herrnhutische Heuchleranstalt". Jeder Knabe hatte hier eine kleine Gartenparthie zu besorgen, daher Pückler's Lust an Gartenanlagen. Mit 13 Jahren wurde Pückler vom Pädagogium zu Halle ausgeschlossen, weil er ein Spottgedicht auf die lockere Lebensart der Kanzlerfrau Niemaier verfaßt hatte.

---

[1]) Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Eine Biographie von Ludmilla Assing. Hamburg 1873. 2 Bde.

Ludmilla erzählt im 14. Kapitel (I. 152) einige muthwillige Streiche Pückler's, aus denen hervorgehen soll, wie witzig er gewesen ist. Es geschah dies kurz vor 1815 — er war also schon gegen 30 Jahre alt.

„Immer größer wurde das Aufsehn, das Pückler überall durch seine Persönlichkeit erregte, durch seine geistige Bedeutung sowohl, die ihn den Ausgezeichnetsten und Besten verknüpfte, als auch durch seine Sonderbarkeiten, um derentwillen die Menge ihn anstaunte. Er liebte Aufsehen zu erregen, und er that dies durch seine Kleidung durch seine tollkühnen Reiterstücke, durch 1000 Ungewöhnlichkeiten. In Berlin sah man ihn zuweilen in einem Wagen mit 4 Hirschen bespannt, die er sich im Muskauer Park gezähmt hatte, durch die Linden fahren. Er that Alles, was ihm beliebte. Plötzlich ließ er an einer Straßenecke den Wagen still halten, und vertiefte sich stundenlang in das Lesen eines Buches, ungestört durch die Menge, die sich um ihn versammelte, und mit neugierigen Blicken seine phantastische Kleidung musterte." — —

66. Wo ist da die Grenze zwischen einem gentlemanliken Scherz und zwischen einer ordinären Büberei?

„Einen muthwilligen Streich führte Pückler gegen einen Geistlichen aus. Er fuhr einen ehrwürdigen Prediger im Muskauer Park spazieren, als ein unerwarteter Platzregen beide gänzlich durchnäßte. Pückler war hingegen sehr gleichgültig, aber der Prediger seufzte und klagte. Da erklärte Pückler, er wolle Rath schaffen, er fuhr bei einem seiner Förster vor, und überredete seinen Begleiter, er solle, um seiner Gesundheit zu schonen, die nassen Kleider ablegen, und während man diese am Feuer trocknete, und da kein passender männlicher Anzug vorräthig sei, das Sonntagskleid der Frau Försterin anziehen. Als diese Umwandlung stattgefunden, meinte er, sie wollten nun in der wieder warm und freundlich scheinenden Sonne ein wenig weiter im Park umherfahren, wo es ja so einsam sei, daß Niemand ihnen begegnen werde. Der geistliche Herr willigte ein. Kaum waren sie aber eine Strecke vom Försterhaus entfernt, als Pückler den Pferden die Zügel schießen ließ, und aller Bitten seines Begleiters ungeachtet, mit diesem in die Stadt hinein, und einige mal um die Kirche herum fuhr, wobei die Straßenjugend erstaunt der komischen Maskerade zujauchzte. Dann ging es von der andern Seite wieder aus der Stadt hinaus, und auf Umwegen nach dem Försterhause zurück, wo dann die Sachen in der That getrocknet waren, und die Försterin ihren Sonntagsanzug, und der Prediger sein geistliches Kleid zurückerhielt."

„In Weimar führte Pückler einen andern Streich aus. Es fand dort ein Hofball statt, zu dem er nicht eingeladen war. In der kleinen Residenz ging es einfach her. Viele der Gäste stellten

sich bei dem schönen Wetter zu Fuß ein. Da bricht ein Gewitter los, der Regen ergießt sich in Strömen, und es ist kein Ende abzusehn. Die Damen treten in ihrer leichten, eleganten Toilette aus dem Corridor in die Säulenhalle. Man ruft nach Miethskutschen, deren mehrere bereit stehen. Die Kutscher aber antworteten nicht auf den Ruf. Man ruft zum zweitenmal angstvoll und dringend, da lautet die Antwort von allen Seiten „besetzt," und wie ein Echo tönt es wieder: „besetzt, besetzt." Pückler hatte alle Wagen für sich miethen lassen."

67. Wie Pückler seinen totalen Witzmangel durch Possen zu decken suchte.

Diese drei „tollen Streiche" verdienen einige Betrachtung. Sie sind eigentlich ein glänzender Beweis von totalem Witzmangel. Würde sich ein Parvenu, ein reichgewordener, ungebildeter Fabrikant, dieser Streiche schuldig gemacht haben, so könnte man eine jede dieser Heldenthaten mit dem Worte „alberne Büberei" bezeichnen; von Witz ist auch nicht eine Spur darin zu finden. Das Herumfahren mit Hirschen — nun, das wäre in das Programm einer Kunstreiterei einzufügen. Das stundenlange Lesen an einer Straßenecke in Berlin, im von Hirschen bedienten Wagen sitzend, ist eine so widerliche Affektation, ein so verunglücktes Streben nach der Glorie unterster Sorte: von sich reden zu machen, daß man den Besitzer und Insitzer des Wagens im Vorbeigehen nur mit einem bedauernden Lächeln betrachten konnte. Aber dieser Streich schadet Niemanden, er gehört in den Bereich purer Dummheit, die verzeihlich ist — denn es ist keine Bosheit dabei.

Die anderen zwei Streiche aber sind nicht so leicht zu absolviren. Die Geschichte mit dem Prediger gehört in's Gebiet jener verunglückten Witze, bei welchen Rohheit, Dummheit und Bosheit um die Palme ringen. Dieser Streich ist jedes ehrenhaften Menschen, um so viel mehr eines hohen Cavaliers, im höchsten Grade unwürdig. Was hätte Pückler denn gethan, wenn ihm der Prediger in seiner Erregtheit gesagt hätte: „Wenn Sie mich auf so gemeine Weise blamiren wollen und nicht augenblicklich umkehren, so werde ich Ihnen beim Anblicke des ersten Einwohners von Muskau einen Spaß machen, der eben so genial ist, als der Ihre, ich werde Ihnen eine Ohrfeige geben; vollenden Sie dann Ihre Heldenthat und erstechen Sie mich mit Ihrem Taschenmesser,

oder schleudern Sie mich aus dem Wagen auf einen Steinhaufen, ob Sie nun bei Gericht absolvirt oder verurtheilt werden, jedenfalls werden Sie um das, was Sie noch von Ehre besitzen, vor allen jenen kommen, die noch eine Ehre haben"?

„Das wäre doch eines Predigers unwürdig gewesen", werden Verehrer Pückler's sagen. — Gut, das können wir auch zugeben, was thut aber der Mensch nicht in einer Zwangslage einer hochmüthigen, tyrannischen Bosheit und Dummheit gegenüber!

Also ein ruhigeres Entgegnen: „Herr Graf! Sie können mich nicht hindern, so lange ich lebe, Ihr jetziges Benehmen als eine Rohheit, Dummheit und Gemeinheit zu erklären; ich hoffe, daß Sie über diese nothgedrungene Erklärung zur Besinnung kommen — kehren Sie um und fahren wir zum Förster zurück; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, über unsere gegenseitige Conversation zu schweigen, versteht sich, vorausgesetzt, daß Sie mir hierin mit einem ehrenhaften Beispiel vorangehen. Reden Sie darüber, so müßte ich auch darüber sprechen" u. s. w.

Der Witz von Weimar ist auch sehr kläglich! Wir können ihn eigentlich gar nicht verstehen. Denn, was man Fiaker nennt, die auf einem Standplatz stehen, das hat es bis vor 20 Jahren in Weimar nicht gegeben; wer zu einem Hofball geladen war, der mußte entweder in einer eigenen oder gemietheten Kutsche hinfahren, auf's geradewohl haben sich die wenigen Fuhrenbesitzer dort wahrscheinlich nicht aufgestellt. Aber sei das wie immer; der Streich ist kein Witz, sondern eine ganz ordinäre Rache an Personen, welche ganz unschuldig sind auch noch dazu — und das ist wieder der leidige Blödsinn. Was haben denn die Geladenen dafür gekonnt, daß Pückler nicht auch geladen wurde?

Die Geschichte ist dazu in der Weise, wie dieselbe von der Ludmilla berichtet wird, in hohem Grade unwahrscheinlich. Der Kern der Bosheit mag wahr sein! Wozu berichtete die Ludmilla diese Geschichte — der Charakter Pückler's und auch seine Anlage zum Witz sind dadurch außerordentlich geschädigt.

68. Pückler im Luftballon und in der Familiengruft. Er will als Leiche verbrannt werden.

Ludmilla berichtet noch zwei Begebenheiten: Pückler miethete sich einen Luftballon für 600 Thaler und machte am 16. Oct. 1816 in Berlin eine Luftfahrt. — Nun, das schadet Niemand.

Er geht um 12 Uhr Nachts in die Gruft seiner Ahnen, läßt 3 Särge öffnen und hält Todesbetrachtungen.

Das schadet auch nicht, im Gegentheil, das hätte dem Pückler noch sehr heilsam werden können.

Die Ludmilla berichtet darüber (I. S. 155):

„Dann dachte Pückler an seinen eigenen Tod, an sein eigenes Begräbniß." „Damals schon hegte er den Wunsch, den er stets beibehielt, seinen Leichnam verbrennen zu lassen."

„Dürfte ich dort in Feuer aufgehen, noch besser" ruft er aus, „aber ich glaube, die Kirche gestattet es nicht. Sie verbrennt nur Lebende, freilich auch diese schon lange nicht mehr, aber unsere Schuld ist dies, ihre gewiß nicht."

Wenn Pückler einen ungetrübten Einblick in die Geschichte sich erworben hätte, würde er seinen Witz modifizirt haben. Das Verbrennen der sogenannten „Ketzer" ist in keinem Gebot und auch in keiner Praxis der Kirche begründet. Dieser Tod war grausam, und wir haben weder im Sinne, ihn zu befürworten, noch zu vertheidigen. Die weltlichen Regierungen im Mittelalter betrachteten die Ketzer als Rebellen und Unruhestifter. Die Liberalen machen es akurat so, wenn ihnen ein Religionsstifter Umstände macht oder Verlegenheiten bereitet. Die moderne, gewiß höchst liberale Regierung des modernen Königreichs Italien hat den Propheten in Umbrien, der die Bauern aufregte, von ihrem Militair ohne Weiteres erschießen lassen. Was das Verbrennen anbelangt, so dürfen die Protestanten den Katholiken nichts vorwerfen. Im protestantischen Nördlingen sind in Einem Jahre mehr Hexen verbrannt worden, als in ganz Deutschland zusammengenommen. Es war eben auch eine Krankheit. Das Wüthen der Waldenser, die ein ganzes Kloster (d. h. die Conventualen desselben) in einen Brunnen stürzten und ähnliche Toleranzthaten ausführten, wurde auch wieder mit Waffen niedergehalten. Unter der Regierung der frommen Elisabeth mußten

über 200 katholische Priester auf dem Schaffot sterben, nachdem man ihnen früher den Bauch aufgeschnitten. An Liebenswürdigkeiten hat es also auch da nicht gefehlt. Das letzte Opfer im Hexenaberglauben war eine Nonne in Würzburg, die offenbar verrückt gewesen. Es ist also sehr gerathen, immer nicht nur hinüber, sondern auch herüber Rundschau zu halten.

Pückler setzte seine Gruftgedanken noch weiter fort (I. 155):

„Den Schein von Fackeln will ich auch nicht, sondern Sonne, aber Musik darf nicht fehlen, nur keine traurige, lieber moderne Kirchenmusik von Rossini aus „Graf Ory" zum Beispiel, oder wie ich neulich, nach eben neu eingeführter Agende, den Jägerchor aus dem Freischützen recht brav von der Schuljugend aufführen hörte. — Warum auch Trauer? Gott lebt ja noch, wenn wir auch todt sind, und also ist eigentlich kein Ende, sondern nur ein neuer Anfang, kein Tod, sondern nur eine Geburt zu celebriren." —

Man weiß nicht, was Pückler hier eigentlich sagen will; sehr begreiflich, er wußte es ja auch selber nicht.

69. Pückler schmäht über seine Familie. Seine Ansichten über die Ehe lassen sich aus seinem Leben konstruiren.

Ueber seine eigene Familie war Pückler gar nicht gut zu sprechen (I. 172). An seine Braut schreibt er:

„Die Verbindlichkeiten, die ich gegen meine Mutter in Ansehung meines Vermögens habe, sind keineswegs so, als sie es darzustellen sucht, da ich leider unwidersprechliche Beweise habe, wie ich (nur die arme Bianca ausgenommen) von meiner ganzen Familie auf eine wahrhaft niedrige Weise beneidet werde, und heute, wenn sie mich in ihren Händen hätte, verloren wäre, denn nicht das trockene Brot würde sie mir lassen, und an Fallstricken, die man mir gelegt hat, ließ man es nicht fehlen. Ich kann wohl sagen, daß ich nur mir selbst, und dem Gegensatz von Pusillanimität in meinem Charakter meine Erhaltung zu verdanken habe. A la tête der feindlichen Phalanx steht eine älteste Schwester; meine Mutter, die sanfte Agnes (wer sollte es glauben) und der junge Max folgen in geschlossener Reihe hinten nach. Du wirst nun ahnden, daß ich dich von Jedermann lieber, als von meiner Familie entourirt sehe, besonders bei deiner entsetzlichen Bonhomie, die Alles aufs Wort glaubt."

Pückler's Ansichten über die Ehe hat er schon in seiner Jugend normirt. Die Ludmilla selber schildert ihn als Türken. (I. 172):

„Unterdessen war Adelheides[1]) Heirath mit Carolath noch immer nicht zu Stande gekommen. „Wie Schade ist es, daß wir nicht in der Türkei leben," schrieb Pückler hierüber an seine Braut, „ich nähme euch beide, und die Verlegenheit der Wahl hörte dann wenigstens auf, und ein zweiter Gleichen hausten wir fröhlich in Muskau." Dieser Gedanke, wenn auch in Scherz ausgesprochen, konnte Lucie (seiner Braut) nicht lächeln. Aber das Schlimmste war, daß er jeden Ort, wo er war, zur Türkei umwandelte, daß er überall wie ein Türke lebte, ohne sich um europäische Satzungen zu kümmern, u. s. w."

Was er vom kirchlichen Charakter der Ehe gehalten, indem er seine Vermählung als eine Posse, den Pfarrer als einen Schalksnarren behandelte, das hätte seiner Braut (er schrieb ihr das Folgende in einem Brief) die Augen öffnen können über ihre Zukunft. (I. 173):

„Deine Idee, uns hier auf dem Jagdhause trauen zu lassen' gefällt mir sehr. Es ist hier in der Nähe auf einem meiner Dörfer ein höchst lächerliches Subjekt von Pfarrer, den ich alle Woche zweimal herkommen lasse, um ihn zum Narren zu haben. Pour la rareté du fait müssen wir uns von diesem trauen lassen, denn um Gotteswillen nichts lugubres bei der Ceremonie, sonst laufe ich davon, denn auch hier bin ich wie ein Mädchen und habe von jeher vor dem Heirathen eine gewaltige Angst gehabt. So aber werden wir Mühe genug haben, uns das Lachen zu verbeißen. Ueberhaupt werde ich dir hier mit lauter Karikaturen aufwarten, um dir die Einsamkeit erträglich zu machen."

Als das Lugubre galt ihm entschieden der Eid auf die eheliche Treue, denn er schreibt seiner Braut ferner über seine traurige Stimmung:

„Diese sei vermehrt durch eine gewisse Schwäche, die mich unbeschreiblich besorgt macht, durch das immer mit einer Art heiliger Scheu angesehene Heirathen, den größern Theil einer über alles geschätzten Freiheit nicht zu verlieren, denn so leicht lasse ich mir sie nicht nehmen, aber doch in ihrer Ausführung mannigfach und unbequem gestört zu werden. Die weiblichen Waffen sind in dieser Hinsicht außerordentlich gefährlich, und so gut und liebevoll du bist, so zweifle ich doch auch bei dir nicht an Voltaire's: ce qui plait aux femmes."

Nachdem Lucie, seine Braut, vom Grafen Pappenheim geschieden war, kam sie nach Muskau den 12. Juli 1817. Drei Monate später, am 9. October, fand die Vermählung statt.

---

[1]) Adelheid war die Tochter seiner Braut Lucie vom Grafen Pappenheim.

Es gab viele Damen, mit denen er (Pückler) neben seiner Gattin und großentheils auch mit Wissen derselben in näherer Beziehung stand. Eine gewisse Helmina war Pflegetochter der Lucie, welche diese Helmina zur Gespielin ihrer Tochter Adelheid machte. Sie soll nach einigen die Tochter der Frau eines Kutschers des Grafen Pappenheim, nach andern die Tochter eines absonderlich hohen Herrn gewesen sein.

In einem vertrauten Briefe schrieb Pückler in seinem Alter über dieselbe:

„Sie war ein 16 jähriges Mädchen und ich 32 Jahre alt, als diese Bekanntschaft begann. Sie dauerte 15 Jahre, und in der Mitte dieser Zeit mußte sich das Mädchen verheirathen, unsere Kameradschaft blieb aber dieselbe. Mehr kann ich über diese Verbindung nicht schreiben, denn es ruht mehr als ein wichtiges Geheimniß darüber. Nur so viel kann ich noch hinzusetzen, dieses sylphidenartige Geschöpf war eine Hebe Raphael's und später das Ebenbild der berühmten knieenden kleinen Venus."

70. Das Vaterhaus der ersten Gemahlin Pückler's. Tragisches Ende ihres Vaters.

Das Vaterhaus der ersten Gemahlin Pückler's war seinem ethischen Gehalt nach vom Vaterhause Pückler's gar nicht verschieden. Die Fürstin Pückler, geschiedene Gräfin von Pappenheim, geborene Freiin von Hardenberg, öffnete dem Varnhagen von Ense einen mit allen möglichen Stücken schmutziger Wäsche gefüllten Korb aus ihrer Familie; Varnhagen, der Gutedel, hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als einen genauen Waschzettel darüber anzufertigen, ein Verzeichniß von den skandalösesten Verwicklungen und Auftritten, die in Varnhagen's Memoiren durch die edle Ludmilla publicirt und in ihrer Biographie Pückler's, 18. Abschnitt von S. 196—208, auch wieder aufgenommen wurden, um dieser scharfduftenden Familien-Chronik einen noch weiteren Geruchkreis zu verschaffen. Somit hatten Pückler und seine Frau kein Recht, sich über historische Miasmen ihrer Familien gegenseitige Vorwürfe zu machen. Hardenberg hatte drei Frauen. Er starb in Genua; eine wahrhaft dämonische Frau hatte ihn bis dorthin nicht ausgelassen. Er starb im Krankensessel sitzend.

„Seine Besinnung soll er bis fast zum Augenblick des Todes gehabt haben, und nachdem er, den Kopf auf die Brust gesenkt, in tiefem Schweigen versunken lange dagesessen, habe er sich auf einmal hoch aufgerichtet und einen so furchtbar drohenden Blick auf die Kimsky geworfen, daß ein Schauder die ganze Gesellschaft ergriffen hat, und sie ohnmächtig hingesunken ist. Vielleicht hat in diesem Augenblick sein Geist die Wahrheit zu spät eingesehn."

Wir haben nur das tragische Ende eines im Zauberkreise dämonischer Frauen sich abmühenden Ministerlebens hier angeführt, um am Ende noch zu einer Art Entschuldigung zu kommen — Pückler hat für die sittlichen Excesse in seinem Familien- und Verwandtschaftskreise keine Vorwürfe hinzunehmen gehabt, sondern in Anbetracht derselben den sehr fadenscheinigen Trost gefunden, daß er noch besser war, als die anderen, oder mindestens, daß er nicht schlechter gewesen ist, als die anderen.

Nachdem Pückler's Brautfahrt in England total mißlungen, suchte die Ludmilla den Universalkorb, welchen er bekommen, mit Lorbeeren zu umkränzen. (I. 240):

„Was im Leben verfehlt und vergeblich scheint, ist es oft nicht. So brachte dem Pückler freilich die Reise nach England nicht die Zukünftige, die er gesucht, aber den Lorbeer des Schriftstellerthums, den er nicht gesucht, und der nun für immer seine Stirne kränzte."

Für den Abschluß des ersten Bandes außerordentlich pathetisch. Bedauerlicher Lorbeerkranz durch derartig saubere Fingerspitzen geflochten!

71. Was Pückler für staatsmännische Gedanken publicirt hat.

Pückler als Staatsmann beging viele kolossale Fehler, und mußte eben so viele Enttäuschungen erfahren, wie als Ehemann, Brautsucher, werbender und umworbener Dandy, aber auch als Socialpolitiker.

Wie diese Durchlaucht beim eisenfesten Halten an ihrem Fürstenhut auch die Jacobinermütze zeitweilig mit einem frenetischen Revolutionsjubelgeschrei in die Lüfte warf, das sehen wir (II. 8) in einem Briefe an Lucie, welchen er im August 1870 schrieb:

„Eine herrlichere Revolution, wie diese zweite französische, kann es nicht geben! Welche Kraft, welche Einheit, welche Mäßigung, welche weise Maßregeln! Die Staatsreligion hat aufgehört, nun ist kein Hinderniß mehr in Frankreich, welches das Rad der Aufklärung aufhalten könnte, und schnell werden die Franzosen die erste Nation der Erde werden. Die erste Nation hatte mit Blut gedüngt, die zweite trägt die Frucht."

Der alte Herr erlebte es noch, wie auch diese „herrliche Revolution" zusammenbrach, um einer noch herrlicheren Platz zu machen. Die Staatsreligion hemmte das „Rad der Aufklärung" und jetzt, 1888, sehen wir die ganze französische Nation von diesem Rade förmlich gerädert, eine Bande von Großräubern saugt am Mark und Blut des Volkes, die Schulden wachsen in's Unerschwingliche, die Confusion hat ihren Zenith erreicht. Pückler hat sehr viel dummes Zeug in seiner hohen Meinung von seinem Genie zusammengeschrieben; der obige Ausspruch über die französische Revolution gehört jedenfalls zu den glänzendsten Proben, die er auf dem Gebiete pathetischen Unsinns geleistet hat.

Um politisch zu orakeln, muß man andere Grundsätze haben, als die der Revolution, und muß man einen schärferen Blick in die Zukunft und eine auf historische Studien basirte Logik besitzen, als sie Pückler zu Theil geworden sind.

Einige Tage später schrieb er an Lucie (II. 8):

„Nach meiner Ansicht könnte Preußen nur mit Frankreich, nie gegen dasselbe gewinnen. Auch ist Preußens Rolle nur an der Spitze der Intelligenz, nicht dagegen mit Erfolg zu spielen. Doch, fürchte ich, wird alles ganz anders kommen."

Es ist freilich alles und alles anders gekommen, und Pückler hat als Prophet eklatant Fiasko gemacht!

Pückler's „Briefe eines Verstorbenen" machten Aufsehen, Goethe und Varnhagen lobten sie. Er schreibt das alles mit Freuden seiner Frau Lucie aus England während der verunglückten Brautfahrt und setzt dazu:

„Vor allem aber hab mich lieb, denn einen bessern Lou wie ich für dich, kriegst du nicht wieder. Du kannst ihn nie verlieren, heirathete ich auch noch so viel Weiber, als der Großsultan hat."

72. Börne konnte dem Pückler den Fürsten und den gebornen Goy nicht vergessen. Ein guter Witz Pückler's.

Börne, der immer in seine zappelnde Wuth gerieth, wenn er merkte, daß sich ein Goy einige Anerkennung errungen, der in seinem Größenwahn selbst Goethe das Genie absprach und immer mit Messern und Heugabeln schrieb, ließ sich in seinen Briefen aus Paris am 14. Februar 1831 über Pückler vernehmen:

„Keine Hoffnung, daß Deutschland frei werde, ehe man seine

besten, lebenden Philosophen, Theologen und Historiker aufknüpft, und die Schriften des Verstorbenen verbrennt."

Dieser grausame Dintenvergießer, der in seinen Schriften mit Galgen, Strick und Guillotine arbeitete, verkroch sich bei jedem Freiheitskrawalle „wie eine Schildkröte in seinen Schlafrock hinein" (wie der Heine das Aussehen des armen, verkrümmten Börne bezeichnete), nur die anderen vorwärts zu hetzen, das hat er meisterlich verstanden, die Deutschen als Dummköpfe zu proklamiren, das auch, so lange sie nicht im allgemeinen Judeninteresse alle Regierungen umstürzten, um dem kleinen Börne seine große Rache zu befriedigen, die er den Gojim in Frankfurt geschworen, als man dort in seinen Paß „Jude aus Frankfurt" hineingeschrieben. Es ist die Zeit schon da, in welcher das ganze Freiheitsgeschrei dieses hochüberschätzten Judengenies auf das richtige psychologische Maß zurückgeführt werden muß; ihm galten in erster Linie nach seiner talmudischen Denkart nur die Juden als Menschen, und er wieder unter den Juden als der allergrößte Mensch, eine Gewalt von Genie!

Ein guter Witz Pückler's. (II. 28):

„Pückler besuchte in Hamburg häufig ein Haus, wo, wie damals in vielen Hamburger Familien, die Unsitte herrschte, daß die Dienerschaft sehr auf die Trinkgelder der Gäste angewiesen war. Die Herrschaft bekümmerte sich bisweilen ganz merklich um dies Verhältniß und sprach von den Gaben, machte den Gästen, die zu wenig schenkten, eine Unehre daraus. Abends nach dem Essen, welches gewöhnlich in nur einem Gericht, oft nur in einem Beefsteak bestand, begleitete der Wirth den Pückler heraus, und gab acht, wem und wohl auch wie viel er Trinkgeld gab. Einesmals war das Pückler allzu mißfällig, und als unter des Wirthes Augen einige Bediente zugleich zur Hand des Fürsten drängten, stand er plötzlich still, wandte sich zu dem Wirth, und fragte mit liebenswürdiger Unschuld: Sagen Sie mir doch gütigst, welchem von diesen Leuten soll ich denn mein Beefsteak bezahlen! Der Wirth erblaßte und stotterte Entschuldigungen. Pückler besuchte das Haus nun nicht mehr."

73. Sehr vornehme Betrachtung aus der Vogelperspektive (Spatzenaugen) über das Gebet im Garten Gethsemane.

(II. 91.) Im Garten von Gethsemane macht Pückler eine außerordentlich vornehme Betrachtung über das Gebet Christi in Gethsemane. Er, der Fürst Pückler selber, wurde

als Schriftsteller auch von der Kritik angefeindet, auf seine Widersprüche wurde hingewiesen, seine maßlose Eitelkeit lächerlich gemacht. Daß er ein Genie ersten Ranges sei, daran zu zweifeln, hielt er für die einzige Blasphemie; es war ihm ein Trost, Christum den Herrn zu einem verfolgten Genie zu machen, wie er eines war, sich aber natürlich, wie schon seine Betrachtung zeigt, durch seine hohe und feine Bildung hoch über den Weltheiland hinaufzustellen. Er schrieb:

„Im Garten von Gethsemane, jetzt ein von niedrigen und verfallenen Mauern umgebenes Feld, mit 8 ehrwürdigen Olivenbäumen, die wohl mehrere Jahrhunderte an sich haben vorübergehen lassen, zeigt man noch das Felsenlager, auf welchem die Apostel so hartnäckig schliefen, als Jesus in der Angst seines Herzens betete, und der Schweiß blutig von seinen Schläfen troff, eine Allegorie, deren Gegenstand immer wiederkehrt, wenn ein großer Geist im göttlichen Drange eine neue Zeit heraufbeschwört. Fest schlafen die Menschen dabei, dann kreuzigen sie ihn, im geistigen Traume, und viel später erst erwachen sie, und heiligen dann den Martyrer."

Wie außerordentlich vornehm! Als ob dies Gebet vor dem Opfer eine Ouvertüre zu einem modernen Gesangspiel wäre! „Fest schlafen die Menschen, dann kreuzigen sie ihn." — Aber die schliefen, die haben ihn nicht gekreuzigt, und die ihn kreuzigten, die haben nicht geschlafen. „Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun", hat der Heiland gebetet; sie wissen nicht, was sie schreiben, könnte man über die Genies der Aufklärungsperiode dazusetzen, welche immer den höchsten Triumph ihrer genialen Karten ausgespielt haben, wenn Jemand es bis zum Glauben an Strauß und Renan und zum Unglauben an dem Erlösungswerk und konsequenter Weise an den persönlichen, selbstbewußten Gott gebracht hat.

74. Ursprung der Machbuba und Begeisterung des alten Roué's für dieselbe.

„Wie Pückler sie kaufte im Anfang des Jahres 1837, zählte sie ungefähr 10 oder 13 Jahre. Sie war die Tochter eines vornehmen Beamten in Abyssinien, der am dortigen königlichen Hofe eine ansehnliche Stelle einnahm. Ein unglücklicher Krieg des Königs mit einem Nachbarvolke veranlaßte die Einnahme und Einäscherung der Hauptstadt, bei welchem Unglück auch Machbuba's Eltern das Leben verloren, sie selbst, damals 8 oder 11 jährig, mußte Zeuge sein, wie die Feinde ihren Vater und 6 ihrer Brüder

erbarmungslos tödteten. Hierauf wurde sie mit ihrer Schwester gefangen, und zuerst nach Gondar, der größten Stadt Abyssiniens, gebracht, wo die Kinder nach 5monatlicher Reise voll Beschwerden und Entbehrungen anlangten. Dann wurde ihre Schwester verkauft, und sie selbst mit andern Geraubten nach Chartum im Sudan geführt, dort war es, wo Pückler sie beim ersten Anblick, gerührt von der Anmuth und Lieblichkeit ihrer Erscheinung, kaufte."

Pückler macht über die Schönheit und die geistigen Anlagen dieser Machbuba eine lange, hochbegeisterte Schilderung; es war für den alten, ausgedienten Roué ganz was neues. Er sagt unter anderem:

„So wie das ganz jugendliche Mädchen von den grausamen Sklavenhändlern, die sie gleich Thieren behandelten, durch den Verkauf befreit wird, und nun einen unbeschränkten, aber weil er sie gewählt (!!) doch wohlwollenden Herrn erlangt, so ist dieser Herr geradezu für die werdende Seele dieses Kindes, wie für gläubige Christen der liebe Gott selbst, alles in allem und sein Wille heiliges Gesetz. Behandelt er die für sich willenlose Sklavin selbst hart, so erträgt sie es doch freudig, wie der gute Christ jedes Unglück als eine göttliche Schickung zu seinem Besten ansieht; wird das junge Mädchen aber gut und liebevoll vom Herrn behandelt, so ist ihr Aufgehen in seiner Persönlichkeit, ihre grenzenlose Ergebenheit, Ehrfurcht und Liebe für unsere erkältende Uebercultur kaum mehr begreiflich u. s. w. u. s. w."

Er nahm sie mit durch Afrika und Asien nach Wien, wo er über ein Jahr mit ihr weilte; „wenn sie bei den Manövern bei Pesth oder Wien auf einem arabischen Vollblutpferde daherritt", hatte sie oft einen ganzen Generalstab um sich versammelt (II. 114).

75. Wie Pückler der Machbuba eigens einen Katechismus des Pücklerthums angefertigt hat, worin gesorgt ist, daß weder er noch sie Gewissensbisse bekommen.

Sehr erbaulich ist, wie Pückler die Machbuba nach seiner Art zu seinem Christenthum bekehrte; er hatte die längste Zeit absichtlich vermieden, mit ihr von Religion zu sprechen.

„Einmal fragte er sie (II. 114), ob sie Christin oder Muhammedanerin sei.

„Ich weiß es nicht," antwortete sie, lachend. „Ist es dir nicht einerlei, ob ich eine Christin oder Muhammedanerin bin? Ich habe nie daran gedacht."

„Hast du die Idee von einem einigen, allmächtigen Gott?" fuhr ich fort.

„O gewiß, das ist Allah, der über Alles regiert. — Wo denkst du, daß er ist? — Da und dort (nach allen 4 Weltgegenden hinweisend). — Glaubst du, daß dieser Gott die Bösen bestraft, und die Guten belohnt? — Freilich, so hörte ich es immer: mein Körper verbleibt der Erde, aber ich komme zu Gott in sein Paradies, wenn ich Gutes gethan. Thai ich aber Böses, so werde ich eine Zeitlang mit Feuer und Qual bestraft, bis ich gereinigt bin. — Bleibe dabei, sagte ich, dieser Glaube ist nützlich. — Nun und worin besteht denn deine Religion? begann sie nach einer Pause. — Sie gleicht der deinigen, doch fügt sie noch einiges hinzu. Sie lehrt auch: Liebe Gott über Alles, und danke ihm für Freud und Leid. Deinen Mitmenschen aber liebe wie dich selbst, und sei mild gegen alle Kreaturen. Was du aber nicht willst, daß die Leute dir thun, das thu auch ihnen nie. Das, liebe Ajame, ist die Lehre und der Kern des Christenthums. — O tahib, tahib (schön, schön), rief sie, die kleinen Hände an die Brust legend, dann bin ich auch eine Christin." —

Taufe brauchte sie nicht; denn da hätte sie noch müssen vorher nach einem Katechismus unterrichtet werden, in dem die zehn Gebote enthalten sind. Das hätte dem braunen Kinde allerhand Skrupeln machen können, und Skrupulationen duldete Pückler nicht, sie sollte eben Sklavin bleiben.

76. Der Sturm von Seiten der Gattin Pückler's, als er im Schlosse einen Harem zu etabliren versuchte. Er wollte seinen Leichnam verbrennen lassen, aber die Aerzte ließen denselben mit Schwefelsäure übergießen.

Das 35. Kapitel, II. 122—134, beschreibt den Sturm, den Pückler bei seiner Frau durch die Mitnahme des kleinen Harems nach Muskau verursacht. Daß diese Sklavinnenkolonie neben seiner Stube im Schlosse, wo sie die legitime Herrin war, einziehen sollte, das war ihr doch begreiflicher Weise zu viel. — Die Untreuen ihres Herrn Gemahls zu ertragen, das war sie gewohnt, aber dieser durch Europa tönende Skandal im eigenen Hause mußte ihr doch zu arg werden. Das nutzte aber alles nichts. Der Ehrenpascha siegte! Der Widerstand seiner „guten Schmucke", ihr Bitten, Flehen, Beschwören, alles war umsonst. Mit Machbuba zog er in Muskau ein.

II. 171 wird eine humoristische Aeußerung Friedrich Wilhelms III., Königs von Preußen, über Goethe berichtet. Als er

sich einmal bei einem Theaterstücke langweilte, sagte er: „Das ist ja beinahe so langweilig, als ob es vom jroßen Joethe wäre, wo man immer jähnen muß, daß einem die Kinnbacken knacken."

Pückler starb auf seinem Schlosse Branitz in der Nacht vom 4. auf 5. Februar 1871.

Sein Begräbniß (II. 289):

„Pücklers Vorschrift gemäß war sein Begräbniß einfach. Er hatte bestimmt, daß man sogleich nach seinem Tode seinen Körper verbrennen, und nur seine Asche im Pyramidengrabe beigesetzt werden solle. Die Testamentsvollstrecker glaubten dieser Bestimmung nachzukommen, indem sie den Tag vor seiner Bestattung auf chemischem Wege seinen Leichnam zerstörten: sie ließen ihn mit Kalk, Schwefel und Salzsäure begießen. Diese Substanzen waren so stark, daß Augenzeugen bemerken wollten, die Palmen, die als Ausschmückung seinen Sarg umgaben, hätten von der giftigen Ausströmung gelitten. Ehe diese Zerstörung bewirkt wurde, nahmen die Aerzte die Leichenöffnung vor und erklärten, daß alle Organe in vorzüglichster Ausbildung gefunden wurden, besonders das Gehirn."

77. Pückler's Begräbniß. Der Senior hält eine Rede, welche aber nicht publicirt erscheint.

„Von einigen Seiten wird behauptet, Pückler habe auch befohlen, daß seine Bestattung ohne Zuziehung eines Geistlichen stattfände, was mit seinen Ueberzeugungen ganz übereingestimmt hätte.[1]) Aber die Geistlichen waren dabei gegenwärtig. Seinem Willen gemäß wurde er in der von ihm selbst gebauten Pyramide beigesetzt. Es war am 9. Februar an einem eisig kalten Tage, daß sich um ½ 11 Uhr Vormittags der Zug in Bewegung setzte. Die gute Madame Crüger, die mit Pückler's treuem Schüler, dem Garteninspektor Petzold, auf die Todesbotschaft von Muskau herbeigeeilt, war die erste, die mit herzlicher Pietät einen Kranz auf den Sarg niederlegte. Einige Verwandte, der Zwerg Billy Masse, die Deputation des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung sowie die Handelskammer zu Kottbus, ferner die

[1]) Hier ist die Ludmilla wieder in einer sehr schmeichelhaften Täuschung befangen. Pückler hatte keine Ueberzeugung, er schwankte und wankte immer im Nebel herum. Ein Geist, der eine Ueberzeugung hat, der muß auch über das Naturleben, das in der Zeugung aufgeht, hinausragen. Pückler suchte sich seine Anschauungen von Gott und Geist oder das Verhältniß des Menschengeistes zu Gott nie über die Zeugung hinaus. Sein ganzes Leben war nur in Hoffart und Sinnlichkeit auf- und untergegangen.

Deputation der Stadt Muskau, die Deputirten der Berliner Universität, die ganze Geistlichkeit von Kottbus, und viele Beamte und Bürger von dort und von Muskau hatten sich in Branitz eingefunden, so wie eine Landwehrkompagnie. Auch viele Landsleute waren von nah und fern versammelt, um dem Fürsten die letzte Ehre zu erweisen. Einige französische Offiziere, die sich als Kriegsgefangene in Kottbus aufhielten, schlossen sich, mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt, dem Zuge an. Der verschlossene, silberbeschlagene Sarg von Eichenholz stand, von brennenden Kerzen und einer Blumenfülle umgeben, in der Mitte des prächtigen Gemaches; zu Füßen des Sarges, eben so mit Blumen geschmückt, eine Urne, in welcher sich das Herz des Verstorbenen befand. Auf einem schwarzen Sammetkissen waren seine Orden ausgestellt. Auf seinem Sarg lagen sein Helm, seine Generalsepauletten, Schärpe und Säbel. Der Senior der Kottbusser Geistlichkeit hielt die Leichenrede.[1]) Dann wurde die Hülle von den Gärtnern und Arbeitern, den nahen Genossen der Thätigkeit des Fürsten, aus dem Schlosse hinausgetragen; voraus ging die Landwehr unter dem Komando eines Majors. Dicht dahinter folgte Pücklers Neffe, Graf William von Koskoth, welcher die Urne trug, die das Herz einschloß, ihm zur Seite ging Herr Karl von Pachelbl-Gehag mit den Orden. Dann folgte der lange lange Trauerzug, der bei Sturmwind und Schneegestöber durch die schneebedeckte Landschaft nach der Pyramide sich bewegte, die, im gefrorenen See liegend, durch eine eigens aufgeschlagene Brücke erreicht wurde. Dort angelangt weihte der Geistliche die Pyramide, in die zur Aufnahme des Sarges ein Stollen, wie in einem Bergwerk, gegraben worden war. Nachdem die Bahre in dieser Höhle beigesetzt worden, schloß man die Oeffnung, während gedämpfte Trommeln wirbelten, und 3 Ehrensalven ertönten. Vor der Pyramide und dem Schlosse wehten dreifarbige Fahnen. Viele der Anwesenden nahmen sich von den zahlreichen Lorbeerkränzen ein Blatt zum Andenken mit. Die Versammlung war ergriffen, manche Thräne floß, und man schien tief zu empfinden, daß ein edler und ausgezeichneter Geist die Welt verlassen habe."

Von einem Kreuz, dem Zeichen der Erlösung, wird nichts

---

[1]) Was dieser arme Senior gesprochen haben mag? Das zu vernehmen wäre jedenfalls interessanter als die Aufzählung aller Blumenkränze, Orden, Ehrenlegionen und Generalsepauletten, — und an den Säbel konnte er auch keine Betrachtung „vom guten Kampf, den der Verstorbene gekämpft hat", anknüpfen, ohne ironisch zu werden. Beschränkten Aufklärungseiferern gegenüber sprechen wir unsere Meinung dahin aus: Den Hingegangenen, dessen Hülle daliegt, zu tadeln, ihn zu richten, das steht einem christlichen Prediger nicht zu, aber am Sarge dieses Mannes eine christliche Lobrede zu halten, das heißt doch alle die guten Leute, die da herumstehen, in hohem Grade bedenklich machen.

erwähnt, es war auch keines neben dem Sarg! Der Verstorbene hatte sich mit der ganzen Suffisance des aufgeklärten heidnischen Bonvivants gegen Christus, den Gottes- und Menschensohn, ausgesprochen; die Wünsche, die er noch kurz vor seinem Tode hat laut werden lassen, geben uns ein betrübliches Zeugniß von der Armuth seiner Seele, von dem kläglichen Troste, den er sich im Angesichte des Todes vorgespiegelt.

78. Die drei Wünsche Pückler's, vor seinem Tode geäußert. Völlige Unzurechnungsfähigkeit. Die Ludmilla läßt am Schlusse der Biographie einen theologischen Unsinn erster Klasse los und hält eine ihren Kräften und Kenntnissen angemessene Leichenrede.

(II. 292):

„Kurz vor seinem Tode äußerte Pückler gegen einen Besucher, daß er noch drei Wünsche habe; erstens möchte er noch 10 Jahre leben; zweitens, daß das von ihm in der Gartenkunst geschaffene System, das wahrhaft deutsche (!!), für künftige Zeiten immer weiter verbessert und vervollkommnet fortbestehen möchte, drittens: nach seinem Tode auf einen schöneren Weltkörper versetzt zu werden, wo er aufs neue als Kunstgärtner wirken könne."

Der arme Mann! Im Leben und im Sterben voll von Widersprüchen! In Nr. 3 wünscht er auf einen schöneren Weltkörper versetzt zu werden, um dort vielleicht irgend eine Sandwüste zu vermuskauern, und sich durch diese Manie in andereweltkörperliche Schulden zu stürzen.

Und in Nr. 1 zeigt er, daß ihm dennoch der Weltkörper, auf dem er noch lebt, schön genug ist, und er keinen schönern verlangt, weil er auf demselbigen doch noch 10 Jahre fortleben will.

Die Nr. 2, den ewigen Ruhm des entdeckten Gärtnerideals (des deutschen auch noch dazu) einzuernten, ist geradewegs kindisch!

„Die letzten Worte, die er in sein Tagebuch einschrieb, waren: Kunst ist das Höchste und Edelste im Leben, denn es ist Schaffen zum Nutzen der Menschheit. Nach Kräften habe ich dies mein langes Leben hindurch auch im Reiche der Natur geübt."

Nun gibt es aber eine Menge von Künsten, die der Menschheit keinen Nutzen bringen, und Kunstwerke, bei

deren Schöpfung der Künstler an nichts weniger gedacht hat, als dieselben zum Nutzen der Menschheit zu effektuiren.

Die Laokoongruppe ist doch sicherlich eines jener eminentesten Kunstwerke, die vom Alterthum her noch erhalten sind. Kunstkenner mögen sich daran erfreuen und ihr Genügen daran haben, was hat aber die Menschheit davon für einen Nutzen?

Was hat aber nun vollends erst die Menschheit für einen Nutzen von den Gartenanlagen zu Muskau, die das Prototyp aller Zukunftsgärten sein sollen?

Von seinen weiteren Ruhmesmomenten berichtet Ludmilla (II. 292):

„Eine Pflanze erhielt nach ihm den Namen Pueckleria pulchella. Eine besondere Art Gefrorenes wurde Pücklereis genannt. Sein Bildniß erschien in Taschenbüchern und Zeitschriften, ja sogar auf Pfeifenköpfen aus Porzellan[1]) und als Wasserzeichen des Papiers der Muskauer Fabrik!!"

Die Urtheile der Ludmilla über „theologische Kapitel" hat dieselbe aus dem Kreise der edlen Varnhagen und Humboldt sich zugeeignet und in ihrem kleinen Gehirn zurecht gemacht. Sie sagt über Pückler (II. 296):

„In religiösen Dingen machte er sich lustig über Pfaffendünkel und Fanatismus, aber respektirte jede ehrliche Ueberzeugung. Seine Lieblingshoffnung blieb stets, wenn er den Räthseln des Todes nachsann, daß dieser nur der Uebergang zu neuer Jugend sei. Die persönliche Fortdauer wagte er weder bestimmt zu verneinen, noch als Gewißheit aufzustellen; an Heine schrieb er am 30. Dezember 1854, er glaube an die persönliche Fortdauer, wenn auch nicht als an eine unumstößliche Gewißheit, aber sie sei ihm wahrscheinlich aus dem Gefühle, mit dem Alle sie begehrten, und weil man wohl annehmen dürfte, daß kein Hunger vorhanden sein könne, wenn es nicht etwas zu essen gebe. Zoroaster sagt: Beten ist löblich, aber wenn du einen Baum pflanzest, so wird dir das angerechnet werden als 10 Gebete, und erhältst du einem solchen, der vor Dürre verschmachtet, das Leben durch Wasser, das du herbeiträgst, so soll es dir angerechnet werden als hundert Gebete. Pückler, der Millionen von Bäumen, ganze Waldungen

[1]) Das ist schon der allerhöchste Ruhm! Denker und Nichtsdenker wurden schon massenhaft auf Pfeifenköpfen zu Hitzköpfen gemacht. Ronge, eine der traurigsten Erscheinungen im Gebiete einer abgewirthschafteten Populärtheologie, war in den 40er Jahren auf Pfeifenköpfen verewigt und seither noch viele andere noch mehr ehrbedürftige Gesellen! Das „sogar" der Ludmilla ist somit sehr verunglückt.

gepflanzt und gepflegt, hätte dieser Lehre nach außerordentliche Belohnungen im Himmel zu erwarten."

Wie rührend diese auf einmal verkündigte Religion Zoroaster's! wirklich ein baumstarker Glaube!!

Wenn sich Pückler nur über Pfaffendünkel und Fanatismus lustig machte, so ist das bei den Lebensgewohnheiten Pückler's dahin zu verstehen, daß es ihm stets als der schrecklichste Fanatismus erschienen ist, über Anforderungen christlicher Sitte und der persönlichen Verantwortung des Menschen über seine Thaten zu predigen; und die Betonung des 6. und 9. Gebotes im Dekalog hat er von jeher für den unverschämtesten Pfaffendünkel gehalten. Wenn die Ludmilla sagt, er respektirte jede ehrliche Ueberzeugung, so könnte dieser Ausspruch nur dahin verstanden werden: er hielt von anderen nur das für eine respektable Ueberzeugung, die aus Respekt vor ihm, dem Fürsten Pückler, sich nicht vermaß, Anforderungen festzuhalten, die ihn, den Herrn Fürsten, in seinen Ausschreitungen beunruhigen mußten. In diesem Augenblicke war er sehr schlagfertig mit seinem Urtheile, da wurde auch die ehrlichste Ueberzeugung in seinen Augen zu Pfaffendünkel und Fanatismus umgewandelt. So sind sie alle, diese Herren; nur nicht genirt sein!

Die Ludmilla gibt am Ende noch ihren Text über die wunderbaren theologischen Anlagen Pückler's darein.

(II. 297):

„Eine merkwürdige Eigenschaft seines Wesens war, daß er allen Gegenständen, die das Leben darbot, gleichviel ob großen oder kleinen, dieselbe Aufmerksamkeit schenkte, indem er sie alle als einen künstlerischen Stoff betrachtete, der sein Recht verlangte, so daß man sich oft wundern könnte, wie er eben so eifrig und ausführlich über einen verfehlten Besuch, über die Bereitung eines Gerichts, über einen neuen Möbelstoff, als über die höchsten Fragen der Gedankenwelt, über Gott und Unsterblichkeit, über die Schönheiten der Poesie und die Ergebnisse der Wissenschaft sich ergehen konnte!!"

Das erinnert an die Lobsprüche über die Philosopheleien des hochgefeierten Mendelssohn, der, nach jüdischen Referaten, eben so geistreich und sicher über ein neues Seidenstoffmuster, als über den alten Gott zu sprechen wußte!

Pückler sprach somit über einige Kartoffel, in Butter geröstet (einen Erdäpfelschmarren), eben so eifrig und ausführlich, als

über Gott und Unsterblichkeit!! Es ist sicher anzunehmen, daß das Pückler'sche Kochbuchrecept zu einem genießbareren Erdäpfelschmarren weitaus geist- und erfolgreicher gewesen ist, als seine Gespräche über Gott und Unsterblichkeit. — — Denn diese gehen doch bei Gott und bei Menschen über den plattesten Blödsinn nicht hinaus, der seit einem Jahrhundert in allen Kaffeeboutiquen und sonstigen Kneipen widerhallt!

Lassen wir aber gerechter Weise den Schluß der Predigt über die Vollkommenheit Pückler's in der Ludmilla-Biographie hier folgen (II. 304):

„Er wird unvergessen bleiben, sowohl durch das Gute und Schöne, das er gewirkt, als auch durch psychologisches Studium einer seltenen Persönlichkeit, zu dem man häufig wieder zurückkehren wird. Pückler sagt einmal in den Briefen eines Verstorbenen: „Es ist ein süßes Gefühl, beim Tode zu wissen, daß man auch jetzt noch Jemand zurückläßt, der unser Andenken mit Liebe pflegen wird, und auf diese Art, so lange Jenes Augen sich dem Lichte öffnen, noch gleichsam fortzuleben in und mit ihm." Dies liebende Andenken fehlt Pückler nicht, und mögen diese Blätter dazu beitragen, daß es auch ferner gepflegt und gewahrt werde."

Wir können nur wiederholen, was wir schon gesagt: Die Ludmilla mag ihn, Pückler, mit noch so zierlichem Phrasengeflecht maskiren, ihn noch so fein mit ihren Worten zu verschönern suchen, sie hat ihn durch Herausgabe seiner Memoiren — eine der rücksichtslosesten und skandalvollsten Publikationen — so zu Grunde gerichtet, sein Andenken in ein so schiefes Licht gebracht, daß sie durch ihre paar Flaschen Kölner Wasser den üblen Geruch der eröffneten Pandorabüchse nicht mehr vertilgen kann!

Der Wiener Castelli.

1. Castelli's Grab und seine Memoiren.

Eine Frucht des flachen, specifisch geistlosen und frivolen Literatenthums, welches noch als Reliquie der josephinischen Zeitrichtung zu Wien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fortvegetirte, war auch der Castelli.

Er ist eben ein echter und rechter Sprosse der belletristischen Bildung, oder besser gesagt Beschränktheit, in deren Kreis sich damals hunderte von Schriftstellern und tausende von Lesern herumtrieben. Ueber das Lesen von Romanen, Gedichten, Komödien ging die Bildung wenig hinaus. Castelli lebte von Jugend an in einer Atmosphäre von Dichtern, Schauspielern, Zeitungsschreibern, Belletristen und Schöngeistern aller Rangklassen. Castelli machte alle möglichen und unmöglichen Unterhaltungen mit und setzte eine Art Ruhm darein, sich in Reden noch weitaus lasciver und liederlicher zu zeigen, als er es in der That gewesen. Seine Charakteristik war eigentlich die Charakterlosigkeit. Nicht wegen seiner geistigen Eigenschaften, nicht wegen seiner Bedeutendheit werden wir ihn hier betrachten, sondern als einen Typus, als ein Muster von hunderten der nachjosephinischen Belletristen in Oesterreich.

Grillparzer und Lenau gehören natürlich nicht in die Kategorie dieser Dutzenddichter, und was an Anastasius Grün, dem gefeierten Freiheitssänger und Bauernausquetscher, dran war, das haben wir in den „Hau- und Bausteinen" authentisch nachgewiesen.

Wer zu Hütteldorf bei Wien den alten Gottesacker (neben dem neuen) besucht, findet dort das Grabmal des Dichters

Friedrich Halm. Auf einer Granitpyramide ist in goldenen Lettern zu lesen: „Eligius Reichsfreiherr von Münch-Bellinghausen genannt Friedrich Halm, geb. 2. April 1806, gest. am 22. Mai 1871. Gleich groß und edel als Mensch und als Dichter, wird er seiner Familie und seinem Vaterland unvergeßlich bleiben. Die trauernde Witwe.“

In der Nähe sieht man auch das schon sehr verwitterte Grabmal Castelli's. Im Hintergrund erhebt sich auf einem Steinsockel ein eisernes leeres Kreuz; unten auf einer eingelassenen Marmorplatte steht das Wort: Wiedersehen. Das Grab ist mit einem schon sehr verrosteten Eisengitter umschlossen. Unten zeigen sich horizontal zwei Grabsteine. Auf dem links die Inschrift: Hier ruht Ignaz Franz Castelli, geb. 6. März 1781, gestorben 5. Februar 1862.

„Hier ist ein Herz der Ruhe gegeben,
Das Niemanden gehaßt hat im Leben.
Der Witz hat Pfeile zwar verschossen,
Doch ist aus keinem Gift geflossen;
Drum freundlich blick' auf diesen Stein,
Und hat von meinen Liedern allen
Auch eins nur, Leser, dir gefallen,
So weih' mir eine Thräne, denkend mein.“

Der Stein rechts trägt die Inschrift:

„Hier ruht Friederike Dorothäa Mayer geb. Müller, geb. 1. October 1788, gest. 1. Mai 1833.“

Was soll das alles heißen? Ich erinnerte mich, daß Castelli kurz vor seinem Tode Memoiren[1]) herausgegeben; ich verschaffte mir dieselben. Beim Durchblättern muß ein Leser, der seine Ehrenhaftigkeit noch nicht los geworden, zur Frage kommen: Wie kann ein Mensch in seinem achtzigsten Lebensjahre mit Publicirung von Erlebnissen und Erstrebnissen sich so entschieden blamiren und geradewegs verächtlich machen, wie dieser Castelli? Nun, Castelli war eben ein echter Repräsentant der Geistlosigkeit und widerlichen Frivolität, die sich seit dem Jahre 1780 von Blumauer an bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts in Wien bemerkbar gemacht.

---

[1]) Memoiren meines Lebens. Gefundenes und Empfundenes, Erlebtes und Erstrebtes. Von Dr. J. F. Castelli. Wien u. Prag, Kober 1861. 4 Bde.

2. Goethe's „Wahlverwandtschaften" von Castelli ins Gröbliche übersetzt.

Castelli wurde in jenen Kreisen, in denen er sich in Wien bewegte, scherz- und ernstweise der „Saugreis" genannt, was ihn nicht im mindesten genirte. Im Gegentheil, wir würden diese Bezeichnung nicht aufgewärmt haben, wenn selbe nicht für den Dichter et Comp. bezeichnend wäre. Im 2. und 3. Dezennium des Jahrhunderts kamen in einem eigenen Zimmer eines Bierhauses in der Grünangergasse Dichter und andere Literaten zusammen. Die Gesellschaft gab dem Locale den Namen: Die Ludlamshöhle.

Die besseren Witze in dieser Gesellschaft bestanden in Juxen, Auffitzern, Täuschungen und Verlogenheiten, die einer dem andern bereitete, Aufbindung von Bären u. dgl., worüber man dann wieder wochenlang sprach und sich genugsam darüber freute.

Unter verschiedenen Nichtliteraten wurde in dieser Gesellschaft auch ein schwäbischer Bäckermeister, der neben der Ludlamshöhle sein Geschäft betrieb, seiner originellen Einfälle wegen geduldet; dieser konnte den Castelli nicht leiden, weil ihn Castelli oft hänselte und ihn zum Stichblatt der Unterhaltung machte. Aber der Bäcker blieb dem Dichter nichts schuldig. Oefter wurden Schöngeister aus Deutschland, die gerade in Wien anwesend waren, in die Ludlamshöhle eingeführt. Da fragte nun einer, der neben dem Bäcker zu sitzen kam, wer denn dieser oder jener sei, der eben seinen Witz oder seine Weisheit erglänzen ließ. So deutete er auch auf Castelli: „Wer ist dieser?" — „Nun," sagte der Bäcker, „das ist Castelli! Haben Sie noch nichts von ihm gehört?" — „Nein." — „Was schreibt er denn?" — Der Bäcker, in Erfindung neuer Wörter sehr versirt, erwiderte: „Nun, er ist ein Ueberschwederer!" — „Was heißt das?" — „Das heißt: Er überschwedert Comödien aus dem Französischen ins Deutsche."

Aus dieser Veranlassung wurde nun Castelli eine Zeit lang scherzweise „der Ueberschwederer" genannt.

Wir kommen nun zur Schilderung der Ludlamshöhle von Seiten Castelli's! Es muß bemerkt werden, daß Castelli diese Gesellschaft und auch sein eigenes Leben und seine Liebesgeschichten (sie sollten durch einen ganz andern Namen

mit mehr Recht bezeichnet werden) mit dem größten Behagen, mit Stolz und Freude schildert!!

Er bringt im II. Band, Seite 196 eine Notiz über sich selbst, die man anständiger Weise nicht reproduciren kann. (II. S. 260) erklärt er seinen Spitznamen in der Ludlamshöhle wie folgt:

„Cif Charon der Höllenzotte Castelli, weil die Anfangsbuchstaben meines Namens J. F. C., wenn sie versetzt werden, Cif geben, Charon, weil dieser die Schatten auf dem Styx in das Elysium übersetzt, und ich auch viele Stücke aus dem französischen übersetzte. Das Prädicat „der Höllenzotte" erhielt ich als Professor der Frivolitätswissenschaft." (!!!) —

3. Wie Castelli in seinen Memoiren über das berichtet, über welches er auf einem Grabstein „Alles, was man in jeder Art das Beste nennt", einmeißeln ließ.

Seinen gewöhnlichen Gesprächen nach war er das im Ernst, was er in Scherz genannt wurde, „Professor der Zotologie". Auf den Grabstein der besagten Frau, neben seinem Grabe, ließ er nach dem Namen derselben in den Stein meißeln: „Hier ruht Alles, was man in jeder Art das Beste nennt." Freilich, ihr Gemahl hätte mit Recht dazu setzen können: „Ich habe von diesem Besten mich gerne getrennt". — Interessant und fast unerhört im wirklichen, sich im Leben abspielenden Roman ist die Schilderung, welche Castelli selber sehr unbefangen von diesem „Besten" in seinen Memoiren der Oeffentlichkeit preisgab (II. Bd. S. 146):

„Ein siebzehnjähriges Liebesverhältniß. Ich komme nun auf ein Ereigniß in meinem Leben zu sprechen, welches von allen meinen Erlebnissen den größten Einfluß hatte, mir eben so viele Freuden als Qualen bereitete, und durch 17 volle Jahre mich lehrte, daß ich zur Ehe nicht geschaffen sei. Ich werde erborgte Namen zu den durchaus wahren Thatsachen brauchen, um mir etwa in der Wahrheit keinen Zwang anthun zu müssen, und vielleicht nicht noch lebende Verwandte einer geliebten Verstorbenen zu beleidigen."

„Als ich von Paris zurückkam, lernte ich eine Frau von beiläufig 30 Jahren kennen, nicht schön, aber für mich unendlich reizend, außerordentlich gebildet, zu welcher ich mich vom ersten Blicke an hingezogen fühlte. Sowohl ihr gewinnendes Aeußere, als ihr durchdringender Verstand, wie ihre unwiderstehliche Anmuth wirkten auf meinen Geist und mein Herz mit Allgewalt.

Sie war die Gattin eines schon bejahrten, reichen Berliners, der zwar selbst Katholik, doch aus einer ursprünglich jüdischen Familie entsprang. Sie lebten in guter, friedlicher Ehe und hatten, da Liebe eigentlich ihr Band nicht mehr fest knüpfte, sich so gegen einander gestellt, daß man die Ehe im Ganzen zwar als eine gute ansehen konnte, aber doch eines von dem andern nicht mehr jene zärtlichen Aufmerksamkeiten und Rücksichten verlangte, welche eigentlich deren Reize sind."

„Ich liebte diese Frau herzlich, innig und leidenschaftlich, ich wandte alles an, um auch ihre Liebe zu gewinnen, und es gelang mir; ich erhielt Eintritt in das H a u s, u n d w u ß t e m i r d e n G a t t e n g e w o g e n z u m a c h e n." (!!!)

„Unser Verhältniß wurde immer fester und inniger. Ich fühlte mich die ersten Jahre glücklich, gab mich ganz hin, und so erhielt diese Frau eine Herrschaft über mich, unter welche ich mich gern beugte."

„N a c h e i n e m J a h r e t r e n n t e s i c h H e r r M. v o n s e i n e r G a t t i n, n i c h t g e r i c h t l i c h u n d n i c h t f e i n d s c h a f t l i c h, g a b i h r s o v i e l V e r m ö g e n, d a ß s i e a n s t ä n d i g l e b e n k o n n t e, u n d b e g a b s i c h n a c h B e r l i n. D o r t s t a r b e r, u n d s i e w a r d f r e i."

„W i r l e b t e n n u n w i e M a n n u n d F r a u m i t e i n a n d e r, mit dem einzigen Unterschiede, daß wir nicht beisammen wohnten, aber dennoch hatten wir im Winter Wohnungen in einem und demselben Hause, und nach einigen Jahren unserer Bekanntschaft kauften wir uns ein kleines Häuschen mit einem Gärtchen in Hütteldorf, welches wir von nun an im Sommer miteinander bewohnten."

4. Wie Castelli sein „beneidenswerthes" Leben des Nähern veröffentlicht. Schwindel in den Memoiren.

„Diese Frau nun hatte alle vortrefflichen Eigenschaften, welche man nur bei einem Weibe finden kann, aber auch zwei Fehler, w e l c h e e i n i g e S c h a t t e n a u f d a s V o r z ü g l i c h e w e r f e n, n ä m l i c h H e r r s c h s u c h t u n d E i t e l k e i t."

„Ich führte die ersten Jahre mit ihr ein beneidenswerthes Leben, dann aber fing das abhängige Loos an mir drückend zu werden; sie forderte gänzliche Hingebung, und ich mußte meine Lebensweise ändern. Täglich von 7—9 Uhr mußte ich bei ihr sitzen, ihr vorlesen und mit ihr schwätzen; war ich irgend wo geladen und blieb aus, so hatte ich verdrießliche Gesichter und Vorwürfe zu erwarten, und so kam es, daß ich sie nachgerade ungern besuchte. Ich hätte wohl auch öfters Gelegenheit gehabt zu brechen, d e n n i h r e E i t e l k e i t v e r s c h m ä h t e d e n W e i h- r a u c h a n d e r e r M ä n n e r n i c h t, da sie verliebte Schmeichelein und zärtliche Schäferstunden bei mir entbehren m u ß t e, ja ich w a r s o g a r e i f e r s ü c h t i g a u f s i e, o b s c h o n i c h s e l b s t n i c h t t r e u w a r."

Im 2. Bande S. 155 gesteht Castelli über das Verhältniß mit dieser Dame und sein Zusammenleben mit ihr zu Hütteldorf:

„Ich und Friedrike lebten da einige Sommer hindurch recht angenehm, und dieser Aufenthalt würde mir vollends zum Paradies geworden sein, wenn Friedrike weniger herrschsüchtig gewesen wäre, und mir ihre Launen nicht manche Stunden verbittert hätten."

„Alle Sommer brachte sie ein paar Monate in Graz bei ihrem Bruder zu, einige Male besuchte ich sie während meiner Amtsferien auch dort, aber die Zeit, welche ich in Wien während ihrer Abwesenheit frei und lustig verlebte, verging mir viel zu schnell, und mein Joch wurde immer lästiger, allein eine unerschütterliche, freundschaftliche Anhänglichkeit hielt mich dennoch immer fest an sie gekettet, und wirklich nur ihr Tod im Jahre 1832 konnte dieses Band zerreißen, welches ich niemals gelockert haben würde, obwohl es mich wund drückte; aber gelernt habe ich in diesen 17 Jahren, daß es nicht in meiner Natur liegt, ein Weib bis zum Tode zu lieben, und daß, wenn ich mich auch mit der besten, schönsten und treuesten Frau verbinden würde, ich mich doch selbst höchst unglücklich fühlen würde, und zwar um so mehr, als ich mich selbst aufopfern müßte, nun nicht auch sie unglücklich zu machen."

„Im Verlust lernt man erst den Werth des Verlornen schätzen. Ihr Tod vernichtete mich, und warf mich aufs Krankenlager. Alles Unangenehme, was ich im Verhältniß mit ihr fand, war aus meinem Gedächtniß entschwunden, und nur das Angenehme strahlte heller und lebendiger."

„Nach Friedrikens Tode nahm ich ihre Nichte, welche schon 23 Jahre ihre Gesellschafterin und Dienerin war, zu mir, und freue mich jetzt noch, daß ich dies gethan habe, denn seit 28 Jahren leitet sie mein Hauswesen mit seltner Treue, Redlichkeit und Sparsamkeit, und pflegt mich jetzt in meinem Alter mit der größten Sorgfalt und Hingebung. Ich hoffe, sie wird mir auch die Augen sanft zudrücken."

„Nach Friedrikens Tode ließ ich in Hütteldorf, wo wir ein Häuschen besaßen und viele Sommer wohnten, eine Grabstätte für uns beide bauen, und ich weiß daher, wo ich den ewigen Schlaf schlafen werde." — —

Mit welcher merkwürdigen Seelenruhe veröffentlicht dieser „Wiener Dichter" seine Theorie und Praxis über die Ehe!! — Wollte er seinem Ehrentitel „Professor der Frivolität" durch diesen erlebten Roman eine Ehre machen? In der Publicirung dieses Verhältnisses ist der Verfall des sittlichen Lebens in gewissen Kreisen sehr einschneidig nachgewisen.

Weil der Schreiber dieses öfter in Hütteldorf wohnte,

war ihm Gelegenheit geboten, die Erzählung Castelli's in mehreren Punkten richtig zu stellen.

1. Er gibt an (als ob er es nicht genau gewußt hätte), die Frau wäre beiläufig 30 Jahre alt gewesen, als er sie kennen lernte. Sie war nach Zusammenstellung der nachfolgenden Daten 27 Jahre alt.

2. Er gibt an, er wolle erborgte Namen brauchen, um „nicht vielleicht noch lebende Verwandte einer geliebten Verstorbenen zu beleidigen", läßt aber ihren wahren Namen auf den Grabstein eines öffentlichen Gottesackers einmeißeln. — Die Inschrift ist noch heute zu lesen.

3. Der Name auf dem Grabstein stimmt überein mit dem Todtenbuch der Pfarre Hüttelsdorf, in welchem unterm 2. Mai 1833 geschrieben steht: „Friederike Dorothea Mayr, königlich preußische Bergrathswittwe, evangelischer Religion, 44 Jahre alt, gebürtig von Frankfurt am Main, ist am 2. Mai 1833 in Wien, Stadt 618 an der Brustwassersucht gestorben und am 4. Mai darauf auf dem Hüttelsdorfer Friedhofe im eigenen Grabe beerdigt worden."

4. Castelli gibt irrig an, sie sei 1832 gestorben.

5. Ihr Mann starb bald, nachdem er sich von ihr getrennt.

Seine weiteren Angaben über dieses Verhältniß sind so einzig in ihrer Art, daß dieser Bericht des 80jährigen Mannes ein wahres Unikum in der deutschen Memoirenliteratur abgeben könnte. Das Ganze ist so eine Art Auswuchs der Goethe'schen „Wahlverwandtschaften".

5. Ein anderes „Ereigniß" mit noch mehr Unverfrorenheit publicirt als das frühere.

Noch weit ärger und beispiellos unverschämt ist folgende Liebesgeschichte, die der 80jährige Greis mit einer anwidernden Lust und Selbstgefälligkeit seinen Lesern mittheilt (II. Band S. 124—128):

„Eine lange dauernde Liebschaft. Es ist hier der Ort, von meiner Liebschaft ausführlich zu sprechen, und ihre Folgen vom Jahre 1815, da sie entstand, bis zum Jahre 1856, da sie noch nicht ihr Ende erreicht hat, also durch 41 Jahre fortzuführen, weil sie von seltsamen Umständen begleitet und einem Roman nicht ganz unähnlich ist. Es ist wohl kein Wunder, daß ein

Mann von 34 Jahren, wie ich damals war, und eine Frau (Marie will ich sie nennen), welche damals 22 zählte und ein 60 jährigen Gatten hatte, nicht nur bloß von Händedrücken und Küssen lebten, sondern auch sich inniger vereinigten. Wir waren beide unaussprechlich glücklich, und ich kann die Zeit, die ich in Bourg in den Armen Mariens verlebte, als die süßeste meines ganzen Lebens betrachten. Natürlich war der Auftrag, der mich nach Wien zurückrief, ein Donnerschlag für uns beide. Ich werde den letzten Abend vor meiner Abreise niemals vergessen. Ich hatte Maria gebeten, an diesem Tage Gesellschaft zu sich zu bitten, damit wir ja nicht allein seien. Sie that es, die Gesellschaft war fröhlich, nur wir beide stimmten mit nassen Augen in diese Fröhlichkeit ein. Gegen Mitternacht empfahlen sich die Gäste, und nur eine Freundin Mariens blieb die letzte, mit welcher es Marie so abgemacht hatte, weil sie wußte, daß ihr Gatte die Artigkeit haben würde, sie nach Hause zu begleiten, und daß sie dann allein einen zärtlichen Abschied von mir nehmen könne. Diesen Abschied bin ich nicht im Stande zu beschreiben. Wir gaben uns die heiligsten Versicherungen ewiger Liebe (!), ich schwur ihr, sobald es meine Umstände zulassen würden, wieder nach Bourg zu kommen, ihre Arme hatte sie um meinen Hals geschlungen, und sie hielt mich so fest, als ob sie mich nie mehr loslassen wollte, und Ströme von Thränen fielen von ihrem Gesicht auf das meinige, denn unser beider Mund wollte sich erst nach einem ewigen Kusse trennen. Plötzlich aber fühlte ich, daß ihr Kopf und ihre Arme herabsanken, und sie lag ohnmächtig in meinen Armen. Man stelle sich meine entsetzliche Lage vor:[1]) Marie bewußtlos, ihr Gemahl konnte jeden Augenblick zurückkommen, die Dienerschaft durfte ich nicht zu Hülfe rufen. Ich versuchte alles, sie wieder in's Bewußtsein zurückzurufen, und es gelang mir; ich hatte nur noch Zeit, sie zu bitten, sich schnell in ihr Schlafgemach zu begeben, und ihr zu versprechen, daß sie mich morgen noch einmal sehen werde, dann eilte auch ich in das meinige, und hörte, wie ihr Gemahl zurückkam.

„Ich durfte es aber nicht wagen, am nächsten Morgen noch eine ähnliche Scene herbeizuführen. Ich ließ also noch in der Nacht mein Gepäck in den Gasthof bringen, und nahm dort selbst ein Nachtlager, nachdem ich einen Brief an Mariens Gatten zurückgelassen, in welchem ich ihm für die freundliche Aufnahme in seinem Hause dankte, und um Entschuldigung bat, es nicht persönlich thun zu können, da mir die Trennung zu schmerzlich wäre. (!!!)"

---

[1]) Ein ehrenfester Gemahl, dem wir diesen Bericht zu lesen gaben, sprach: Es ist wirklich von Herzen zu bedauern, daß der glückliche Ehegatte nicht zu dieser Scene gekommen und dem Herrn Liebhaber mit Keilschriften den Dank auf den Pergamentrücken und theilweise auch auf die Stelle der Wangen geschrieben hat, an welcher bei ehrenhaften Leuten die Schamröthe sichtbar wird.

6. Mit welchem Behagen dieses vorzügliche Mitglied vom Wiener literarischen Tugendbunde seine Heldenthaten noch im 80. Lebensjahre als Belehrung für die Jugend herausgibt.

„Um 6 Uhr Morgens reiste ich mit Baron Münch ab. In dem Augenblick aber, in welchem ich in den Wagen stieg, trat Mariens Freundin zu mir und überreichte mir Mariens noch von Thränen feuchtes Sacktuch und eine Locke ihres rabenschwarzen Haares. Diese meine Liebesgeschichte will ich bis zu ihrem letzten Augenblicke fortführen. Durch ein halbes Jahr schrieben wir uns nun beide allwöchentlich, wie wir einander versprochen hatten. Ich ließ in Wien mein Portrait von Daffinger für Marie malen (das ihrige hatte ich schon in Bourg von ihr erhalten), ließ es in ein sehr elegantes Nähkissen verborgen einmachen und sandte es an ihren Gemahl mit der Bitte, es seiner Frau als Andenken von mir zu übergeben. Ihr aber schrieb ich, wenn sie an einer angedeuteten Stelle drücke, so werde das Nähkissen aufspringen und ihr mein Bild zeigen. 50 Briefe waren von meiner und 50 von ihrer Seite gewechselt (ich besitze die ihrigen und kann sie Musterbriefe an Geist und Styl nennen), als ich plötzlich zwei Briefe auf einmal erhielt, einen von Marie und einen von ihrem Gatten. Marie schrieb mir, sie sei an ihrem Nähtischchen gesessen, ihr liebes Nähkissen vor sich und ihr Gatte an ihrer Seite. Plötzlich sei das Kissen herabgefallen, aufgesprungen und der Gatte habe mein Bild gesehen. Er habe sogleich ihren Kasten aufgesprengt und alle meine Briefe gefunden, welche sie so unvorsichtig aufbewahrt habe. Welche Scene es hierauf gegeben, könne ich mir denken. Sie konnte nur dadurch eine Scheidung verhüten, daß sie ihm den Schwur leisten mußte, jede Verbindung mit mir abzubrechen. Sie bitte mich also, ihr nicht mehr zu schreiben, versprach mir, mein Bild stets in ihrem Herzen zu behalten, und bat, ich möge auch sie nicht vergessen. — Wie der Brief des Herrn Gemahls verfaßt war, und welche Ehrentitel ich darin erhielt, das möge sich Jeder selbst ausmalen. (!!!)

„Dieses geschah im März 1816. Von diesem Jahre an bis zum Jahre 1847, also durch volle 31 Jahre, vernahm ich nun von dieser ganzen Familie, ungeachtet oft wiederholter Erkundigungen, nichts mehr. Erst im Jahre 1847 glückte es mir durch einen Freund in Lyon, ausführliche Nachrichten von dieser Familie zu erhalten, welche also lauteten: „Marie habe einige Jahre nach meiner Entfernung, zwar vereint mit ihrem Gatten, aber von demselben mit steten Vorwürfen überhäuft, ein trauriges Leben geführt, sein hartes Benehmen gegen Marien habe sich noch vermehrt, als sie im Jahre 1816 ein Töchterchen gebar, das er nicht für das seinige erkannte; dennoch habe er einen öffentlichen Skandal vermieden und sich nicht von ihr getrennt. Im Jahre 1822 sei er gestorben und habe sein großes Vermögen seinem Sohne, der zur Zeit meines Aufenthaltes in Bourg 5 Jahre alt war, hinter-

lassen, seiner Witwe aber nur ein kleines Legat zugewendet, und ihre Tochter gänzlich enterbt."

„Der Präfect des Departements habe sich später in Marien verliebt, und als er nachher zum Minister emporstieg und nach Paris kam, folgte ihm Marie dahin. Aber auch er starb, und Marie kehrte nach seinem Tode wieder nach Bourg zurück, wo ihr Sohn sein Vermögen mit ihr theilte, und sie mit ihm, der sie sehr liebt, vereint lebt. Die Tochter aber habe sich verheirathet und zwar in dem Städtchen Saint-amour, und lebe dort glücklich mit ihrem Gatten und zwei lieben Kindern."

7. Wie der Dichter von unserm Herrgott noch ein längeres Leben verlangt, um die Schauplätze und Personen seiner Jugendthaten zu revidiren.

„Als ich alles dieses im Jahre 1847 vernahm, schrieb ich ihr nun wieder, und, hört, hört, seitdem stehen wir bis jetzt (1861) wieder in ununterbrochener, freundschaftlicher, ja ich darf sagen, liebevoller Correspondenz. Wenn man bedenken will, daß wir beide, ich im 81. und sie im 73. Jahre, uns noch immer sehen, wie wir uns vor 46 Jahren sahen und kannten, so wird man den unendlichen Reiz begreifen, den eine solche Correspondenz für zwei alte Leute hat, wie sie uns verjüngt, und wie ich die süßesten Tage meines Lebens noch einmal durchlebe."

„Ich möchte Marie wohl noch einmal in meinem Leben, vor allem aber ihre Tochter sehen, und wenn mir Gott noch länger das Leben schenkt,[1]) so dürfte es auch geschehen, wenn anders meine Besorgniß sich nicht verwirklicht und sie vor mir hinübergegangen ist, denn seit 9 Monaten habe ich keine Zeile von ihr."

Gleich nach Erscheinen der Castelli'schen Biographie 1861 haben sich conservativ-christliche Organe über diese widerlich frivolen Roman-Berichte des „greisen Volksdichters" entschieden verurtheilend ausgesprochen.

Von 1844 – 47 erschien eine Gesammtausgabe der Schriften Castelli's zu Wien in 17 Bändchen. Castelli hatte eine Bibliothek von 1300 Theaterstücken gesammelt. Ebenso alle Wiener

---

[1]) Daß der Alte für seine Reise auch noch unsern Herrgott in Contribution gesetzt hat, zeigt von einer eigenthümlichen Frömmigkeit. Er meinte wohl jenen Gott, von dem er (siehe am Schlusse dieses Artikels) gedichtet hat: „Wer glaubt an Einen Gott, der glaubt das Wahre, — Weicht er auch sonst in Nebendingen ab." Das ist eine ungemein billige Theologie und Moral, — nur an Einen Gott glauben, alles andere sind Nebendinge. Der Gemahl dieser Marie hätte ihrem Freund (wenn er desselben wäre habhaft geworden) die eindringliche Lehre gegeben, daß die Ehe ein Hauptstück des Katechismus und die Treue ein wichtiges Gebot Gottes sei.

Theaterzettel seit 1600. Auch war er im Besitz von 1300 Tabaksdosen. Seine Sammlung von Porträts von Dichtern, Schauspielern, Autographen und Theaterstücken, mehr als 20 000 Nummern enthaltend, wurden von der k. k. Hofbibliothek angekauft.

Komisch sind folgende Ereignisse: Auf Anregung des Prof. Schneller hatte Castelli ein Ehrendoktordiplom Philosophiae von einer ausländischen Universität erhalten. Er schritt bei der österreich. Regierung ein, um sich dieses Titels bedienen zu dürfen, erhielt aber einen abschlägigen Bescheid „und mit diesem das Diplom zerschnitten zurück.“

8. **Wie der alte Castelli wiederholt zum Doktor der Philosophie verurtheilt wird.**

Auf einer Durchreise durch Jena (1839) wurde Castelli wiederholt zum Doktor der Philosophie promovirt. Er erzählt:

„Diesmal legte ich mein Diplom in den(?) Pult und schickte um die Annahmebewilligung nicht ein. Als ich aber in der Folge in öffentlichen Blättern las, daß auch Ladislaus Pyrker und J. N. Vogel von Jena die Doktorwürde erhalten hatten und sich auch Doktoren schrieben, so that ich dasselbe. Die Sache wurde stillschweigend hingenommen: alle Welt[1]) und mithin auch die Behörden, nannten mich Doktor, und so bin ich Doktor geblieben.“

Das Zerschneiden des Diploms war einigemal bei ähnlichen Fällen vorgekommen; ein komischer Racheakt. Castelli hatte sich mit dem Studium der Philosophie sein Leben lang nie beschäftigt; was lag aber am Ende daran und was hätte die Wissenschaft für einen Schaden gelitten, wenn man diese kleine Eitelkeit des Dichters nicht so scheerenschneidig verletzt hätte?

Jetzt nennen sich Leute Doktoren, die von irgend einem Dorf-Rabbiner ein abgeschmiertes Attestat über ihre Schulchanaruch-losigkeit aus der Tasche wickeln.

Tragikomisch ist auch die Affaire, welche Castelli als politischer Dichter erlebte. Castelli erzählt aus dem Jahre 1809:

---

[1]) Ein Beweis, wie man es mit der geringsten Dosis des Wissens zu einem „Allerweltsdoktor“ bringen kann. Jena hat bekanntlich viele ähnliche Promotionen verschuldet — und Bärenhäuter zu Pergamentshäutern creirt.

„Auch mich ergriff der allgemeine Enthusiasmus, welcher Jeden, der sein Vaterland liebte, mit Allgewalt erfaßte, als der Krieg mit Frankreich ausbrach, und da ich mit dem Schwerte für dasselbe nicht kämpfen konnte, so that ich mit der Feder, was in meinen Kräften lag. Ich verfaßte Aufrufe, Wehrmannslieder und Kriegsgesänge, welche in meinen gesammelten Werken enthalten sind. Ich erlangte damals schon einen ziemlichen Grad von Popularität, und besonders ging ein Kriegslied für die Oesterreichische Armee in 1000 Abschriften von Hand zu Hand."

9. Was dem Castelli als dem Verfasser patriotischer Lieder für komische Verlegenheiten erwachsen sind.

„Erzherzog Carl ließ mein Kriegslied (man sagte mir, in einer Auflage von 300 000 Exemplaren) drucken und in der Armee vertheilen. War's ein Wunder, daß dasselbe später bei Gefangenen vom Feinde gefunden wurde, und daß mich, da mein Name darauf stand, Napoleon in der sehr ehrenwerthen Gesellschaft des Herrn von Collin, welcher auch Wehrmannslieder gedichtet hatte, und des Herrn Carpani, welcher sich als Intendant bei der italienischen Armee befand, proscribirte? Mein Freund, der Hofsekretär Armbruster, sandte mir das Blatt des Moniteur zu, in welchem die Aechtung mit den Worten: daß wir, wo wir gefunden würden, einem Militärgerichte zu unterziehen seien, stand. Als der Feind sich nicht lange hierauf der Hauptstadt näherte, sah ich wohl ein, daß ich ihn nicht abwarten, sondern fliehen mußte. Ich war damals ein armer, ständischer Accessist mit 300 fl. Gehalt und der großen Aussicht auf die bedeutende Verbesserung von 330 fl. Ich besaß daher nicht die Mittel, meine, mir denn doch sehr theure Person in Sicherheit zu bringen. Ich wußte mir nicht Rath, da faßte ich endlich den Entschluß, mich an den Kaiser Franz zu wenden und ihn zu bitten, daß er mich einem der vielen Transporte, welche mit Kunstschätzen und wichtigen Staatsurkunden fast täglich nach Ungarn abgesandt wurden, als Begleiter beigebe. Der Kaiser hatte die Residenz schon verlassen und befand sich in Totis. Ich machte mich dorthin und erhielt durch die Verwendung des humanen kaiserlichen Oberstkämmerers Grafen von Wrbna Audienz bei dem Kaiser."

„Sein Antlitz drückte deutlich den Kummer über das traurige Schicksal seines Landes aus, und daraus schöpfte ich Hoffnung. Er fragte: Wer sind Sie und was wollen Sie? — Ein armer landständischer Accessist, der noch nicht einmal seine ganze jährliche Besoldung von 300 fl. bezieht, weil ihm noch Carenz und Charaktertaxe abgezogen werden. — Das ist in der Ordnung, da kann ich nicht helfen. — Ich bitte auch um eine ganz andere Hülfe, Eure Majestät! Ich bin leider von dem französischen Machthaber proscribirt worden mit dem Beisatze: daß ich, wo ich zu finden sei, einem Militärgerichte übergeben werden solle. Ich muß also

die Flucht ergreifen. — Natürlich. — Da mir dieses aber nicht möglich wird, indem ich die Mittel hierzu nicht besitze, so wage ich es zu bitten, Eure Majestät wollen gnädigst geruhen, mich bei irgend einer Absendung als Begleiter zu verwenden. — Sie sind also proscribirt worden, sagen Sie, und warum? — Ich reichte de- und wehmüthig das Blatt des Moniteur hin und sprach: Hier steht Alles, ich bitte zu lesen! — Der Kaiser las, schüttelte den Kopf, zog die Stirne kraus, und stieß dann, indem er mir das Zeitungsblatt zurückgab, barsch die Worte heraus: Ein Kriegslied haben Sie gemacht, wer hat Ihnen denn das befohlen?"

„Ich stand wie niedergedonnert, verbeugte mich stumm und ging. Dessen ungeachtet habe ich seit jener Zeit vieles unbefohlen gethan, weil mir mein Herz diktirte. Die Oesterreichischen Landstände hatten mit ihrem armen proscribirten Accessisten mehr Mitleid, und da auch sie Amtliches in Sicherheit zu bringen hatten, so bestimmten sie nächst einem Rechnungsoffizial auch mich und einen Amtsdiener zur Begleitung desselben."

Castelli begab sich auf dem Schiffe nach Ungarn. Auch hier kann er es nicht unterlassen, den Leser mit einem Aktenstück aus seiner Frivolitätspoesie zu behelligen. Er berichtet früher, daß er sich die sehr beliebte Tochter eines Bierwirthes zur „Geliebten" ausgesucht habe:

Die Schiffsabfahrt war für den nächsten Morgen (24. April 1809) bestimmt. Als ich am Schiffe anlangte, wohin mich meine guten Tanten weinend begleiteten, fand ich meine schöne, bierwirthische Freundin schon am Ufer, mir das letzte Lebewohl zu sagen, was mich vielleicht traurig gemacht haben würde, hätte sie mir nicht zugleich ein Eimerfäßchen von ihres Vaters bestem Bier mitgebracht, welches sie schon auf das Schiff hatte bringen lassen."

Aus den Geständnissen dieses Anakreon geht hervor, daß er es in der Romantik nicht weit gebracht hat. Nach dem Beifall welcher Menschenklasse mag er bei Erzählung dieser und ähnlicher Affairen gerungen haben?

10. Wie Castelli, um sich bei den Schundblättern zu insinuiren, eine entschieden erlogene Klostergeschichte erzählt.

In seinem 2. Band 258 erzählt Castelli eine entschieden unwahre Klostergeschichte. Er sei, schreibt er, 1819 mit einem Freunde in einem Kloster eingekehrt, schildert ausgedehnt die freundliche Aufnahme von Seite der Oberen.

Die Hauptperson ist der Gastmeister Pater Venantius, mit seinem Loose sehr unzufrieden, er manifestirt sich als einen Martyrer des Ordensstandes.

„Alles verließ das Refektorium. Mich und meinen Freund begleitete Venantius und bot sich an, wenn wir die Umgegend besehen wollten, unser Begleiter sein zu wollen. Wir nahmen es mit Vergnügen an. Wir gingen durch eine düstere, ebenerdige Klosterhalle, in welcher ich an der schwarzen Mauerwand ein paar lichtere Stellen bemerkte. „Das waren wohl einst Thüren, welche später zugemauert worden sind?“ fragte ich unseren Begleiter. „Ja, antwortete er, das waren Thüren zum Grabe; in diesen Nischen wurden früher arme Brüder lebendig eingemauert, welche sich erkühnten, Menschen sein zu wollen. Wir haben eine solche Nische geöffnet und Gebeine darin gefunden.“

Castelli hätte hier ja doch die Pflicht gehabt, diese Mordgeschichte allsogleich anzuzeigen, das „Kloster“ zu nennen, und er hat sich durch sein Schweigen zu einem Mitschuldigen an Mordthaten gemacht. Wer Klosterverhältnisse überhaupt und österreichische insbesondere kennt, — und den Castelli dazu, — der findet hier die romantische Lüge auf den ersten Blick; aber es kommt noch ärger.

Venantius führt die beiden in einen Wald, ein hohler Baumstrunk dient hier als Tischchen:

„Wir setzten uns, und Venantius sprach: Sehen Sie, meine Herren, hier ist mein Bibliotheksaal. — Wo Sie vermuthlich in dem großen Buche der Natur lesen? fiel ich ein. — Jawohl, erwiderte er, aber nicht in diesem allein, auch in den kleineren Büchern großer genialer Menschen. Und er zog einen eisernen Nagel heraus, öffnete hiermit einen Theil der Rinde des Tischstammes und nahm aus der Höhlung mehrere Bände Bücher hervor. Es waren Werke von Schiller, Goethe, Herder, Jean Paul, Zschokke und Voltaire. — Ich konnte meine Verwunderung hierüber nicht bergen.“

Venantius berichtet, er dürfe in seiner Zelle nur streng theologische Bücher lesen:

„Hier gießen mir die edlen Dichter Balsam in das wunde Herz, hier preßt mich der Strick, den ich um meinen Leib trage, weniger, hier ist nur Gott über mir und erlaubt dem Sclaven seines Statthalters in Rom, einige Stunden Mensch zu sein u. s. w.“

Daß ein Klosternovize stundenlang im Walde sitzt, in einem hohlen Baume sich seine Bibliothek verwahrt u. s. w., wird eben von Jedem, der die Verhältnisse kennt, als eine reine Romanlüge angesehen werden.

Dieser Venantius kommt Nachts 11 Uhr in das Zimmer Castelli's, erzählt ihm seine rührende Lebens- und Leidens-

geschichte. Der Tag seines feierlichen Gelübdes kommt heran. Venantius erzählt:

„Ich nahm mir vor, wenn es nicht anders ging, an dem Tage, wo ich Profeß machen sollte, den Schwur auf jeden Fall zu verweigern, und vor der ganzen versammelten Menge einen Widerstand zu erklären, ja ich fühlte mich sogar muthig genug, einen öffentlichen Skandal zu machen, mein Ordenskleid noch am Altar zu zerreißen. Ich hoffte, man werde mich dann als einen unverbesserlichen Sünder aus der frommen Gemeinde ausstoßen, fortjagen und so meinem Schicksale überlassen, das ich selbst dann noch preisen würde, wenn ich mit blutenden Nägeln, aber frei mein Brod gewinnen müßte."

Venantius beschreibt nun dem Castelli, wie er zur Profeß gebracht wurde. Wir geben das wieder ganz wörtlich. Das ist ein derartiger Humbug, ein derartig verlogenes, unsinniges und unmögliches Märchen, daß jeder Bewohner Oesterreichs, der Klöster und Klostergesetze und Gebräuche kennt, über die Unverfrorenheit des Erfinders nur staunen kann.

Die Begebenheit soll sich 1819 zugetragen haben. Die josephinischen Kirchengesetze waren damals noch in voller Geltung. Ein Vorgesetzter eines Klosters, der sich dieser von Castelli erzählten (aber sicher erlogenen) That schuldig gemacht hätte, wäre mindestens auf 6 Jahre Kerker verurtheilt worden. Entweder hat nun dieser aus seinen sonstigen Lügen schon als höchst verdächtig erscheinende Venantius auch diese Lüge erfunden und dem Castelli dieselbe hinaufgeredet oder Castelli hat seinem Dichtergenie als Romanschreiber die Zügel schießen lassen. Venantius erzählt:

„Ich mochte beiläufig ein Jahr im Kloster sein, da fing sich mein Schicksal zu ändern an. Ich durfte in Begleitung meines Novizenmeisters öfters in's Freie gehen, der Vorstand selbst nahm mich zu Wagen ein paar Male zu einem in der Nähe stationirten Pfarrer mit.[1]) Man gab mir des Morgens Kaffee, Mittags und

---

[1]) Nachdem Castelli von dem Strick als Leibgürtel spricht, müßte der Vorstand ein Kapuziner oder Franziskaner gewesen sein, die bekanntlich keine Equipage besitzen. Daß ein Novize wochenlang bei einem Pfarrer zubringt, ist auch eine Lüge, denn der Novize darf nie — außer bei einer nothgedrungenen Reise — außer dem Kloster schlafen. Daß ein Novizenmeister mit sammt den Novizen bei einem Pfarrer sich einlogirt, dort schläft und sich lange Zeit aufhält, ist ebenfalls gegen Regel und Gebrauch. Castelli hätte sich wenigstens um Klostergebräuche

Abends Wein, viel Wein. Der Wein ist ein gefährliches Getränke für Jemand, der Kummer hat. Man fühlt nur zu bald, daß man sich wenigstens augenblickliche Vergessenheit trinken kann. Ich hatte diese Erfahrung bald gemacht und sprach dem Rebensaft immer mehr zu. Ich muß es zu meiner Schande gestehen, daß ich manchen Abend tüchtig betrunken war. Mein Novizenmeister stellte mich darüber nie zur Rede, trank oft selber mit mir nach dem Abendessen noch ein paar Stunden lang, obwohl er, der mehr vertragen konnte, ganz nüchtern blieb."

„Eines Tages ließ mich der Vorstand zu sich auf seine Zimmer rufen. Er war freundlicher als gewöhnlich. Mein lieber Frater Venantius, sprach er, ich höre von Ihrem Novizenmeister, daß Sie recht gehorsam und brav sind. Das freut mich. Haben Sie denn daran gedacht, daß morgen Ihr Geburtstag fällt? Ich habe daran gedacht und will Ihnen auch eine Freude machen. Sie sollen heute den Vorabend recht lustig zubringen. Es sind eben zwei Studenten bei Ihren Eltern hier im Dorfe auf Ferien. Diese jungen Leute, welche Ihre Condiscipuln waren, habe ich heute Abend eingeladen, herauf zu kommen. Ich habe Euch einen Schinken, einen Kalbsbraten und Golatschen zubereiten lassen, auch sollt Ihr guten Wein haben, und sogar Karten spielen und Tabak rauchen dürfen. Ich lasse Euch, damit Ihr ganz ungenirt seid, die Eckzelle im langen Gange aufschließen, in deren Nähe Niemand wohnt, und da sollt Ihr Euch unterhalten und Euer Wesen treiben, meinetwegen bis an den hellen Morgen. Einmal ist keinmal. Jetzt gehen Sie, ich wünsche Ihnen viel Vergnügen, und möchten Sie daraus erkennen, daß ich Sie lieb habe."

„Ich ging und mir war, als ob mir Jemand Honig mit Essig gemischt gereicht hätte."

„Am Abend kamen wirklich die beiden Studenten, welche ich als meine früheren Mitschüler erkannte. Die vom Guardian bezeichnete abgelegene Zelle wurde uns aufgesperrt, und wir fanden da einen mit Eßwaaren und Getränken wohl besetzten Tisch, auch Tabak und Karten." [1])

---

und Ordensangelegenheiten kümmern sollen, ehe er diese albernen Lügen niederschrieb.

[1]) Castelli in seiner eklatanten Unwissenheit bezeichnet den Obern ausdrücklich mit „Guardian", also müßte das in einem Kapuziner-, Franziskaner- oder Minoritenkloster gewesen sein. Nun wird aber die Profeß nicht auf kleinen Landklöstern abgelegt, nicht vom Guardian, nicht einen Tag vorher oder gar erst am frühen Morgen bestimmt, der Noviz muß mindestens drei Tage früher Exercitien halten u. s. w. Castelli hat hier einen ganzen Bau von unsinnigen Lügen über einander aufgethürmt. Einem Norddeutschen, der vom Klosterleben eben nur aus Romanen seine Kenntniß geschöpft hat, könnte man eine ähnliche Dichtung verzeihen, ein Katholik, ein Oesterreicher, der sich hätte so leicht unterrichten können, und solchen Unsinn vorbringt, der ist nicht zu entschuldigen.

„In Gesellschaft der beiden lustigen Kameraden wurde ich bald eben so fröhlich, als sie.“ Sie erzählten komische Anekdoten, stimmten Burschenlieder an, wir aßen, tranken, rauchten. Ich, zwar des Trinkens, aber des Rauchens nicht gewohnt, wurde immer aufgeregter, trank immer mehr, die Zeit verrann, Niemand störte uns, endlich machten wir uns auch noch Crampampoli aus Slibowitza, und als der Morgen kam, lag ich besinnungslos am Boden.“

„Was weiter mit mir geschah, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, daß ich mich von der Erde emporgehoben fühlte und von zwei Laienbrüdern in die Kirche getragen wurde. Ich fragte lallend, warum das geschehe, sie antworteten mir nur: Sei ruhig, es wird Alles gut gehen.“

„Die Kerzen am Hochaltare waren angezündet. Man legte mich auf die Stufen des Altars, wo ich im fortgesetzten Taumel wohl vernahm, daß Psalmen gebetet wurden, daß man mich zum Vorstand führte, der am Altare stand, mir eine Hand auf das Meßbuch legte und die andere emporhob. Ich lächelte in meiner Trunkenheit zu Allem, mir war Alles, wie ein Traum, dann wurde ich in meine Zelle gebracht und in mein Bett gelegt. Als ich erwachte, hielt ich Alles wieder für einen Traum. Allein bald trat der Vorstand mit zwei Conventualen in meine Zelle, und wünschte mir, satanisch lächelnd, Glück dazu, daß ich dem Orden nun ganz und unwiderruflich angehöre, da ich den Schwur geleistet und Profeß gemacht hatte. Ich hob mich in meinem Bette empor und rief: Abscheulich, niederträchtig!“

„Ich kann Ihnen meine Gefühle in diesem Augenblicke nicht beschreiben. Ich, der ich mir fest vorgenommen hatte, den Schwur auf keinen Fall zu leisten, war durch vorsätzliche, niederträchtige Bestrickung meiner Sinne dazu gebracht worden.[1]) Wäre ich in diesem Augenblicke nicht ganz niedergeschmettert gewesen, ich würde den gleisnerischen Vorsteher mit meinen Nägeln zerfleischt haben. Wirklich fiel ich gleich darauf in ein hitziges Fieber, welches mich durch zwei Monate an das Bett fesselte. Ich genas wieder. Ein würdiger alter Priester, dem ich in meiner Krankheit aus vollem Herzen in der Beichte mein Inneres entdeckt hatte, nahm sich meiner väterlich an. Er lehrte mich das Unvermeidliche mit Güte und Sanftmuth tragen, er beschrieb mir mit solcher Wärme die erhabenen heiligen Pflichten eines wahren Dieners Gottes, daß ich ruhiger wurde und drei Jahre nachher, zum Priester geweiht, meine erste Messe las.“

---

[1]) Da jeder Novize, der noch nicht Profeß abgelegt hat, zu jeder Stunde sein Bündel schnüren und das Kloster verlassen kann, ist der ganze oben erzählte Hergang doch auch nur rein auf eine niederträchtige Bestrickung der Sinne des über die in Frage stehende Angelegenheit total unwissenden Lesers berechnet.

11. Die Beweise für die Verlogenheit Castelli's.

In dieser Weise schwefelt Castelli noch 3 Seiten lang fort. Wäre die Geschichte nicht erlogen, so hätte der „würdige Priester" sagen können und müssen: Die Profeß ist ungültig, der Obere des Klosters und alle von diesem Vorfalle wissenden Mitglieder hätten sich eines Verbrechens schuldig gemacht, sie hätten müssen angeklagt und verurtheilt werden. Auch Castelli hätte sich durch sein Schweigen noch moralisch an diesem Verbrechen betheiligt. Castelli läßt den Venantius einen guten Katecheten und Prediger, dann einen Gastmeister werden; dieses Amt kommt bei Mendikantenklöstern gar nicht vor. Es schaut aus jeder Zeile die verlogene Komödie heraus. Endlich bittet der Venantius den Castelli, der soll ihn retten, er möchte austreten und Feldkaplan werden. Castelli verspricht ihm seine hohe Protektion, aber ehe Castelli sein Rettungswerk als Patron ausführen kann, entzieht sich Venantius diesem Leben. So Castelli (II. S. 281):

„Ich (Castelli) faßte den festen Vorsatz, das Möglichste für den Armen zu wagen, allein bald nachher erfuhr ich nach dieser Zeit, daß Venentius von einem Felsen gestürzt und todt geblieben sei."

„Der Arme hatte recht, als er uns sagte: „Es zieht mich immer in die Tiefe hinab." Da er hinüber gegangen ist, wo ihn der Allerbarmer wird gnädig aufgenommen haben, nehme ich keinen Anstand, seine Geschichte für Eltern, welche ihre Kinder zu einem Stande zwingen wollen, mitzutheilen."

Das die Moral — jetzt soll diese dem Klosterobern (Guardian) hinaufgelogene und hinaufgeladene hochgradig kirchlich und staatlich verbrecherische Handlung auf einmal Eltern zur Lehre dienen, von denen in der ganzen Geschichte gar keine Rede ist.

Mit dieser entschieden aus allen inneren historischen Gründen verlogenen Geschichte wollte Castelli wahrscheinlich den Herren-Klöstern danken für die viele, in selbigen genossene Gastfreundschaft; er speiste sehr oft beim Schottenprälaten Andreas in Wien und beim Abte des Stiftes in Lilienfeld, so lange er daselbst seine Villa bewohnte. Klosterleute sind allerdings auch fehlerhafte Menschen; Menschen können in jedem Stande in Fehler und Laster verfallen, aber ob die hier von Castelli angeführte Profeßgeschichte in den

Bereich der Möglichkeit gehört, das wird Jeder entscheiden können, der noch dazu 1819 die Kirchen- und Staatsgesetze und die Klosterregeln und Klostergebräuche bei den Mendikantenklöstern auch nur oberflächlich kennen gelernt hat.

S. 261 beschreibt Castelli den Obern: „Vom Kinne wallte ein langer, ebenso weißer Bart", also müßte die Geschichte in einem Kapuzinerkloster geschehen sein, denn die Franziskaner tragen keine Bärte und die Serviten, welche Bärte tragen, haben keine Guardiane, sondern Prioren und tragen als Gürtel keine Stricke, sondern Riemen. Wir sehen, wie sich Castelli bei der ganzen Beschreibung und Erzählung in eine Fülle von Widersprüchen verstrickt, so daß die Verlogenheit fast aus jeder Zeile herausschaut.

12. Castelli erzählt eine neue Klostergeschichte, in welcher er dem Leser beibringen will, er habe immer eine Bibel bei sich getragen — der alte Castelli —, worauf allgemeines Gelächter folgt.

Wer Castelli nur aus seinen Schriften kennt, wird über folgende Episode, von Castelli S. 270 in derselben Geschichte erzählt, sich des Lachens nicht enthalten können:

„Als wir vom Tische aufstanden, trug er (der Guardian) uns noch eine Tarockparthie an, welche wir aber ausschlugen, da wir für den nächsten Morgen schon um 5 Uhr die Postpferde bestellt hatten. Wir dankten ihm und dem Convente für die gastfreundliche Aufnahme, baten, sich unseretwegen nicht in dem Morgenschlummer stören zu lassen, und ich reichte dem Vorstand zum Andenken meine Bilderbibel."

„Er schlug das Titelblatt auf, las, drohte mir lächelnd mit dem Finger und sagte: Ei, Sie Schlimmer, Sie wollen mich wohl ein wenig zum Besten haben; das ist ja eine Bibel nach Martin Luthers Uebersetzung, dieses ketzerische Buch darf ich nicht annehmen."

„Ich entschuldigte mich und versprach, dafür ein anderes zu senden."

Castelli führt als Reisegepäck eine Bilderbibel lutherischer Uebersetzung mit sich!! — Castelli gerirt sich hier als Pietist! Das ist das noch allergroßartigste in der ganzen Geschichte. Wozu braucht denn der Guardian überhaupt eine Bibel als Geschenk? In der allerkleinsten Klosterbibliothek finden sich die Vulgata und deutsche Uebersetzungen genug.

Castelli verspricht, eine andere (eine katholische Uebersetzung) zu senden. Diese Bibelmitsichführung auf der Reise, dieses sich Geriren als ein Commis der Bibelpropaganda, macht den alten Professor der Frivolitätskunde (wie er seinen eigentlichen Titel beschönigend oder verschönernd selber ausspricht) so lange lächerlich, so lange von ihm und seinen Tendenzen und Leben in der deutschen Literatur noch Erwähnung geschieht.

Den 4. Band seiner Memoiren schließt Castelli mit einem 12 Strophen langen Gedicht: „Selbstschau an meine Freunde“. In der elften Strophe wird dieser Jubelgreis unendlich salbungsvoll; er wendet sich als Tugendbold an den Clerus, um ihm die Voß'sche Heid-Türk- und Hottentott-Egalisirungs-Religion vorzuschreiben.

„Hört ihr mich auch, Geweihte am Altare,
Mißbrauchet nicht das Recht, das Christ euch gab,
Wer glaubt an Einen Gott, der glaubt das Wahre,
Weicht er auch sonst in Nebendingen ab.
Bedenkt, ein Friedenskleid ist die Tiare,
Zum Streite tauget nicht der krumme Stab.
Den guten Menschen, wie er auch sich nennet,
Den ehrt, welch' Lehre er auch anerkennet.“

Das ist doch ein allerliebster Unsinn! Der alte Castelli ist über Vossens luisenhafte Naturpriesterlichkeit nicht herausgekommen. Einen Gott glauben, das genügt, wenn man auch sonst in Nebendingen abweicht. Die Tiara ist eine Hauptbedeckung, aber kein Kleid, darin liegt freilich sehr wenig. Der krumme Stab gehört freilich nicht zum Streiten, aber Wölfe und andere reißende Thiere von der Heerde abzuwehren, dazu ist er seit jeher von den Hirten jeder Gattung gebraucht worden. Es kommt auch darauf an, was man einen guten Menschen nennt, ob der Gemahl seiner nachmaligen siebenzigjährigen „Geliebten“, der Castelli als Hausfreund aufnahm, als er sich von seiner Gattin trennte, den Castelli auch einen guten Menschen genannt hat, wenn er auch sonst in Nebendingen abgewichen ist, das steht in Frage. Sie, die ihren ihr angetrauten Gemahl verließ, um dem „Liebhaber“ anzuhangen, wird dafür nicht nur als gut, sondern als: „Sie war alles, was man in jeder Art das beste nennt“ bezeichnet, also wäre sie nach Castelli auch die beste Ehegattin gewesen!!!

13. Wir haben es hier nicht mit dem Todten, sondern mit den lebenden Schriften desselben zu thun. Religiöse Anwandlungen bei Castelli. Wie er sich unbesonnener Weise einer Pathenstelle rühmt.

Das sind nun freilich todte Leute, man soll sie in Ruhe lassen — alles sehr schön. Wir haben es aber hier nicht mit den Todten, sondern mit den vorhandenen existirenden, in Büchern fortlebenden Lehren und Moralprincipien zu thun, welche diese Todten aufgestellt haben. Wir reden ihnen nichts nach, was wir vom Hörensagen überkommen haben; wir können aber das, was sie selber über ihr Leben vorbringen, ihre sonderbaren Lehren und die von ihnen ohne Reue und Betrübniß erzählten Lebensereignisse nicht als Lehren und Muster gelten lassen, und wollen nur auf das Falsche, Unwahre, absichtlich Verlogene und offenbar Unsittliche in Schrift, Lehre und Leben derselben aufmerksam machen.

Der alte Castelli war eigentlich ein echter Repräsentant des Wiener Indifferentismus und der unverfrorenen Frivolität in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Religiöse Anwandlungen berichtet er bisweilen, freilich durften diese nicht mit Anforderungen eines sittlichen Lebens, mit Reue und Umkehr an ihn herankommen, da war's gleich aus; er glaubte nur das Wahre, „weicht er auch sonst in Nebendingen ab."

So erzählt er (I. 187), daß ihm der Pfarrer in Török-Bethe in Ungarn zwei Bücher geschenkt:

„In meinen müßigen Stunden habe ich in Ermangelung anderer Bücher zwei aus der geistlichen Bibliothek meines Pfarrers genommen und gelesen, welche die Quintessenz aller wahren Weisheit enthalten, und welche mich seitdem (der Pfarrer schenkte sie mir zum Andenken) nie mehr verlassen haben. Diese Bücher sind: Jesus Sirach und Thomas a Kempis. Ich habe in diesen und in Zschokkes herrlichen „Stunden der Andacht" Ermunterung, Muth, Trost, Rath und Beruhigung in allen Lagen meines Lebens gefunden."

Schon die Zusammenstellung dieser drei Schriften zeugt von dem totalen Unverständniß Castelli's, der sich hier auf einmal dem Leser als ein Freund der Erbauungslektüre bemerkbar machen will, nachdem sein eigenes Leben als ein umgekehrtes Erbauungsbuch vom Leser erkannt werden muß.

Wolfgang Menzel hat Zschokkes rationalistisch-verblümelte und verwässerte Andachtsstunden treffend einen Erbauungshoppelpoppel genannt.

Es ist anzunehmen, daß dieses Renommiren mit dem Thomas a Kempis erlogen ist, denn in der „Nachfolge Christi" hat Castelli eine Ermunterung und einen Rath zu seinem Leben sicher nicht gefunden.

Wenn Jemand aus dem Bürgerstande von einem Grandseigneur ersucht wird, er möge bei den illegitimen Söhnen desselben die Stelle eines Firmpathen übernehmen, so kann sich dieser Jemand einer Aufgabe dieser Art aus zwei Gründen nicht entziehen, einmal, wenn er diesem großen Herrn Dank schuldig, aus Dankbarkeit, und ferner, weil die Uebernahme einer Pathenstelle ein christliches Werk ist.

Wenn sich aber dieser Jemand mit dieser seiner Pathenstelle, zu welcher man ihn bei legitimen Söhnen dieses Herrn nie und nimmer gebeten hätte, öffentlich breit zu machen und sich zu rühmen sucht, so kann das nur in einer blinden Eitelkeit geschehen, welcher für die Weltverhältnisse in Beziehung auf Ehre der Einblick entschwunden ist.

Castelli kann nicht umhin, sich öffentlich zu rühmen, daß er von einem Fürsten (der, wie wir historisch aus archivalischen Quellen nachgewiesen haben, in seiner Jugend schon Freimaurer war) obiger Auszeichnung für werth gehalten worden ist. Er erzählt (II. 172):

„Das ich seine (des Fürsten) Zuneigung besaß, zeigen wohl folgende Umstände: Er wählte mich zum Firmelungspathen seiner beiden Söhne. . . Als die Stadt Neustadt abbrannte und in den Zeitungen gemeldet wurde, daß ein armer 5jähriger Knabe Eltern und Verwandte verloren habe, bat er mich, diesen zu holen und ihm zu überbringen; er hat ihn auch mit seinem Sohne erziehen lassen, und nach seinem Tode diesem, wie allen, die ihm näher standen, eine sorgenfreie Zukunft bereitet."

Wenn wir die edle Handlungsweise des Fürsten bezugs des armen verwaisten Knaben vollkommen zu würdigen wissen, können wir doch das Selbstlob des sehr genügsamen Dichters, das er öffentlich verkündigt, nicht am rechten Platze finden, und meinen, es wäre besser gewesen, dieses, wie auch so manches andere, in den Memoiren vollkommen mit Stillschweigen zu übergehen und zu ignoriren.

14. Einige unbekannte Momente aus dem Lebensende Castelli's.

Der Schreiber dieses kann hier Einiges über den Tod Castelli's berichten, welches noch nicht veröffentlicht worden ist.

Der Dominikanerpriester Nicolaus Holl, 1862 Prior des Wiener Dominikaner-Convents, wurde von Castelli einige Tage vor seinem Tode, bevor er sich einer gefährlichen Operation unterzogen, berufen und ersucht, er möge seine Beichte hören und ihm die letzten Sakramente spenden. Castelli empfing ihn, aus einem Gebetbuche betend, legte seine Beichte ab, communicirte und es wurde ihm die letzte Oelung ertheilt. Er wohnte und starb im sogenannten Heiligenkreuzerhof, der im Sprengel der Dominikanerpfarrkirche gelegen ist.

Die Leiche wurde auch in der Dominikanerkirche eingesegnet. Der Dichter hatte selber sein ganzes Leichenbegängniß genau angeordnet. Auf dem Sarge lag ein Polster mit seinen Orden und Medaillen. Das Todtenbuch der Pfarre meldet: „1862. Castelli, Dr. Ignaz, jubilirter Nied.-Oest. ständischer Sekretär und Schriftsteller, hier geboren, ledig, 82 Jahre alt, gestorben 5. Februar am Gedärmbrand, begraben 7. Februar 1862." —

Das endgiltige Urtheil über die arme Seele dieses Mannes steht Gott allein zu. Wir können nur constatiren, daß sein Leben und Streben kein nachahmungswürdiges gewesen ist und meinen, es müsse wohl die Zeit seiner Erziehung, seiner Umgebung, sein Umgang mit der allerleichtfertigsten Menschenklasse auch in die Wagschale gelegt werden, wenn man im Urtheile über ihn nicht zu hart und rücksichtslos werden will. Ohne ungerecht zu werden, kann man aber constatiren, daß Castelli von einer unglaublichen und hochgradig lächerlichen Eitelkeit befangen war, wenn er meinen konnte, daß sein Renommiren mit der Verführung von Frauen (deren Männer er noch dazu zum besten hielt, oder die er doch auch noch lächerlich zu machen suchte), ihm Achtung oder Bewunderung eintragen könnte. Er hat sich durch Herausgabe dieser seiner Memoiren auf so lange Zeit vor ehrenhaften Leuten verächtlich gemacht, so lange sein Name auf den Fluthen der Literaturgeschichte herumschwimmen wird.

Castelli ist so recht der Typus des belletristischen Literatenthums in Oesterreich vor 1848, der letzte Mohikan einer

poetisch verkommenen Richtung, als deren Großvater Blumauer bezeichnet werden kann. Ueber die Literatur der Zeitungsromane nach 1848 bis auf die neueste Zeit mag in einer späteren Periode abgeurtheilt werden, in welcher die Früchte dieser Aussaat in die Halme geschossen sind. Gegenüber diesen Autoren könnten dem Castelli doch noch manche gute Seiten abgewonnen werden, diese neuesten Herren Romanschriftsteller haben ihn noch halb und halb zu Ehren gebracht.

Schluß.

Wir meinen nun durch Anführung von Exemplaren aus verschiedenen Ständen der Aufklärungsgilde nachgewiesen zu haben, daß die meisten dieser Herren für ihre sehr feindselige Stimmung gegenüber der Kirche und dem positiven Christenthum ihre guten d. h. ihre schlechten Gründe haben. Ihr Ankämpfen gegen die positive Religion ist eine nothwendige Folge ihres Zerwürfnisses, in welches sie mit dem positiven Sittengesetze gerathen sind. Die religiöse Frage läßt ihnen keine Ruhe, ihre Nothwehr besteht nur darin, daß sich jeder nach seinem Bedürfniß und seiner Art ein Vertheidigungssystem gegen auftauchende Gewissensscrupel konstruirt, — jeder spintisirt sich auf eigene Faust einen Unsinn zusammen, und diese Unsinne stehen wieder selbstverständlich mit einander im Widerspruch. Nur Ein Aufklärungsdogma vereinigt all unter Einem Hut: „Jeder hat das Recht, sich seine eigene Religion und daher auch sein eigenes Sittengesetz zu machen", — darin besteht die moderne Theologie in der Haselnußschule, sie wird von Kathedern und Zeitungen in die Welt hinausgerufen, und man hört sie jetzt schon von den untersten Volksschichten aus Caffeehäusern und Schnapsbuden widerhallen.

Continuatio sequitur sagt der Lateiner!

Inhalt.